MERESCHKOWSKIJ

NAPOLEON

Hans Bender

s/lb. Freund

Kaspar Hauser

1936.

D. MERESCHKOWSKIJ / NAPOLEON

DMITRI MERESCHKOWSKIJ

NAPOLEON

SEIN LEBEN

NAPOLEON DER MENSCH

VOLLSTÄNDIGE AUSGABE

VERLAG VON TH. KNAUR NACHF.
BERLIN

EINZIG BERECHTIGTE ÜBERTRAGUNG AUS DEM RUSSISCHEN MANUSKRIPT VON ARTHUR LUTHER. ALLE RECHTE VORBEHALTEN. COPYRIGHT 1928 BY GRETHLEIN & CO., LEIPZIG. DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG. PRINTED IN GERMANY

NAPOLEONS LEBEN
GLEICHT DEM TAGESLAUF DER SONNE:

MORGENDÄMMERUNG
Von der Geburt bis zum Vendémiaire
1769—1795

*

SONNENAUFGANG
Vom Vendémiaire bis zum Brumaire
1795—1799

*

MITTAG
Vom Brumaire bis Tilsit
1799—1807

*

ABEND
Von Tilsit bis Moskau
1807—1812

*

SONNENUNTERGANG
Von Moskau bis Waterloo
1812—1815

*

NACHT
Von Waterloo bis zum Tode
1815—1821

*

I

NAPOLEONS LEBEN

MORGENDÄMMERUNG

KINDHEIT

1769–1779

„Genealogische Forschungen über das Geschlecht der Bonaparte anstellen ist einfach kindisch. Es ist sehr leicht, die Frage zu beantworten, wann dieses Geschlecht seinen Anfang genommen hat: am 18. Brumaire. Kann man dem Kaiser gegenüber so wenig Anstandsgefühl und Achtung besitzen, um der Frage nach seinen Vorfahren auch nur die geringste Wichtigkeit beizumessen? Als Soldat, Bürger und Herrscher verdankt er alles seinem Degen und der Liebe seines Volkes." Diese jedenfalls von Napoleon selbst inspirierte Notiz erschien in dem Regierungsblatt Le Moniteur am 25. Messidor (14. Juli) 1805, ein halbes Jahr nach der Krönung. „So muß ein großer Mann reden!" rief eine seiner Verehrerinnen bei dieser Gelegenheit aus.[1] „Ich habe nie einen Blick in eine meiner Geschlechtsurkunden geworfen; sie befanden sich stets in den Händen meines Bruders Joseph, des Genealogen unserer Familie," pflegte der Kaiser lachend zu sagen.[2] „Ich bin einer von jenen Leuten, ‚die alles durch sich selbst, nichts durch die Ahnen sind - Qui sont tout par eux-mêmes et rien par leurs aïeux'."[3]

Die Buona-Parte sind ein sehr altes vornehmes toskanisches Geschlecht aus Treviso und Florenz, dessen Stammbaum allzu eifrige Genealogen bis in den Anfang des X. Jahrhunderts zurückführen. Ein Buona-Parte soll angeblich am ersten Kreuzzug teilgenommen haben. In der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts wurde der floren-

tinische Patrizier Guglielmo Buonaparte, der sich an dem Kampfe der Welfen und Ghibellinen beteiligt hatte, als Rebell für immer aus der Florentinischen Republik verbannt. Er übersiedelte nach Sarzana, einem abgelegenen Städtchen der Genueser Republik, wo die Mitglieder des vertriebenen Geschlechts im Laufe von zweieinhalb Jahrhunderten als Syndici, Notare und Mitglieder des Ältestenrates ein recht kümmerliches Dasein führten. Schließlich übersiedelte der letzte Sprößling des Sarzanischen Zweiges der Buonaparte, Francesco, nach Ajaccio auf Korsika. Hier lebten die Nachfahren dieses Geschlechts, unter Beibehaltung ihrer vornehmen Standesbezeichnung als florentinische Patrizier, jedoch endgültig verarmt, auf adlige Art – d. h. müßig, vornehm und knauserig – von den kärglichen Einkünften aus kleinen Landanteilen, Olivenwäldern, Weinbergen sowie Schaf- und Ziegenherden.

Napoleon ist als Erbe seiner Väter ein verspäteter Kondottiere aus dem XV. Jahrhundert, vom Schlage der Malatesta, Sforza, Colleone – der ‚geniale Räuber': diese Hypothese Taines ist bis heute Gemeinplatz geblieben.[4] Indes wies das Geschlecht der Buonaparte keinen einzigen Kondottiere auf, wohl aber den ‚seligen' Vater Bonaventura.[5] Gedenkt man seiner, so wird die Tainesche Hypothese sofort hinfällig: warum sollte das Blut des nie dagewesenen ‚Räubers' sich in Napoleons Adern stärker erwiesen haben, als das Blut des wirklich vorhandenen Heiligen?

Carlo Bonaparte, der jüngste Abkömmling des Geschlechts und Vater Napoleons, war ein schöner, schlanker, hochgewachsener Mann, der ‚echte Murat', wie seine Witwe sich später über ihn äußerte;[6] ein vollendeter Kavalier und Kurmacher, ein lustiger Patron, der richtige italienische Schönredner; Voltairianer, Verfasser freigeistiger Verslein und Madrigale; ein gewandter Winkel-

advokat, rastloser und beharrlicher Bittsteller, der sich unermüdlich an die Mächtigen dieser Welt drängte; kein dummer Mensch, aber schwach und leichtsinnig, nach Napoleons Ausspruch „dem Genuß zu sehr ergeben, um an seine Kinder zu denken", selbst ein halbes Kind, immer geneigt, die Kinder zu verwöhnen und vor der strengen Mutter in Schutz zu nehmen.

Nachdem er an der Universität Pisa die Rechte studiert hatte, wurde er Assessor an dem französischen Gerichtshof in Ajaccio.

Napoleon scheint von seinem Vater nichts geerbt zu haben als den Familiennamen, das schöne Gesichtsoval, die blaugrauen Augen und die furchtbare Krankheit – den Magenkrebs. Auch dadurch erleidet Taines Kondottiere-Hypothese einen neuen tödlichen Schlag: das Erbe der Buonaparte hat für Napoleon so gut wie keine Bedeutung; der Sohn ist der Mutter nachgeraten, nicht dem Vater.[7]

Im Jahre 1764 bewarb sich Carlo um die Tochter des Hauptinspektors des Verkehrswesens, Maria Lätitia Ramolino, aus dem gleichfalls verarmten aber sehr alten Geschlecht der Pietra-Santa, das angeblich von den regierenden Fürsten der Lombardei abstammte. Der Bräutigam war achtzehn Jahre alt, die Braut vierzehn; die verarmten korsischen Edelleute hatten es eilig, ihre Töchter unter die Haube zu bringen, um eine Bürde weniger im Hause zu haben.

Signora Lätitia genoß den Ruf einer Schönheit, sogar auf Korsika, wo es eine Unzahl schöner Frauen gibt. Ein Jugendbildnis von ihr ist uns erhalten.[8] Der Reiz dieses Gesichts mit dem geheimnisvoll-lieblichen und zugleich strengen Lächeln erinnert an die Mona Lisa oder an die ihr verwandten, ebenso lächelnden etruskischen Göttinnen, deren gemeißelte Bildnisse wir in den uralten Gräbern

Toskanas finden. Aus derselben grauen Vorzeit scheint uns auch dieses Lächeln der zweiten Mona Lisa, der etruskischen Sibylle, der Mutter Napoleons, entgegenzuleuchten.

‚Antiquam exquirite matrem.
Suchet die uralte Mutter . . ‘

„Das Menschengeschlecht besitzt zwei große Tugenden, die wir unendlich hochhalten müssen: die Tapferkeit der Männer und die Keuschheit der Frauen,“ sagt Napoleon und denkt dabei natürlich an seine Mutter.[9] Er weiß, daß der Tapfere von der Keuschen geboren wird.

Die ‚ländliche Cornelia - Cornelie rustique‘, nannte sie der korsische Held Paoli. Die Mutter des Kaisers unterschied sich bis an ihr Lebensende, wie alle, selbst die vornehmsten Frauen Korsikas, nur wenig von einer einfachen Bäuerin. Lesen, schreiben und notdürftig rechnen – das war alles, was sie konnte. Sie lernte nicht einmal ordentlich französisch sprechen; es war ein unbeholfenes, lächerliches Radebrechen mit italienischem Akzent. Bei den prunkvollen Empfängen in den Tuilerien erschien sie in einfachen, fast ärmlichen Gewändern: sie war sparsam bis zum Geiz. „Die Menschen sagen, ich sei geizig (vilaine). Mögen sie reden . . . Vielleicht werden meine Kinder es mir dereinst danken, daß ich für sie gespart habe.“ Sie sparte (coumoulait) immerfort für die Zeit der Not, und als diese kam, war sie bereit, alles für Napoleon zu verkaufen, bis zum letzten Hemd.

„Meine vortreffliche Mutter ist eine Frau von Herz und Verstand,“ pflegte Napoleon zu sagen. „Sie ist von tapferer, stolzer und edler Art. Ihr verdanke ich all mein Glück, alles, was ich Gutes getan . . . Ich bin überzeugt, daß alles Gute und Böse im Menschen von seiner Mutter abhängt.“[10]

Die Mutter wußte, wer ihr Sohn war. „Sie sind ein Wunder, ein Phänomen, Sie sind etwas, das man gar nicht aussprechen kann!" sagte sie ihm treuherzig ins Gesicht. – „Signora Lätitia, Sie schmeicheln mir, wie alle!" – „Ich schmeichle Ihnen? Nein, mein Sohn, Sie sind ungerecht gegen Ihre Mutter. Eine Mutter sagt ihrem Sohn keine Schmeicheleien. Sie müssen wissen, Sire: ich erweise Ihnen jegliche Achtung vor den Leuten, denn ich bin Ihre Untertanin; sind wir aber unter vier Augen, so bin ich Ihre Mutter, und Sie sind mein Sohn. Wenn Sie sagen: ‚Ich will', so sage ich: ‚Ich will nicht', denn auch ich habe einen stolzen Charakter."[11]

Sterbend erinnerte er sich der „Lehren des Stolzes, die er als Kind von der Mutter empfangen und zeit seines Lebens behalten hatte".[12] Als man ihr während der Schreckensherrschaft auf Korsika, im Jahre 1793, nahelegte, die besiegten Freunde zu verraten, um ihr Hab und Gut, ja vielleicht auch ihr und ihrer Kinder Leben zu retten, da antwortete sie, wie die wirkliche Cornelia, die Mutter der Gracchen: „Ich und meine Kinder besitzen nicht zweierlei Glauben, sondern nur einen: die Pflicht und die Ehre!"[13]

„Sie beweisen mir eine große Anhänglichkeit," sagte Napoleon zu dem Doktor Antommarchi kurz vor seinem Tode. „Sie scheuen keine Mühe, um meine Leiden zu lindern. Und doch ist dies nicht die Zärtlichkeit einer Mutter. Ach, Mutter Lätitia, Mutter Lätitia!" Und er verbarg das Gesicht in den Händen.[14]

Ein Jahr vor Napoleons Geburt brach auf Korsika ein Aufstand gegen die Franzosen aus, denen die Genueser, Korsikas Bedrücker von alters her, die Insel verkauft hatten. Der alte korsische Babbo, Pasquale Paoli, trat an die Spitze der Aufständischen, Carlo Bonaparte schloß sich

ihm an. Die achtzehnjährige Signora Lätitia befand sich damals im sechsten Monat der Schwangerschaft; sie trug ihren zweiten Sohn, Napoleon – der erste war Joseph – unter dem Herzen. Trotzdem begleitete sie den Gatten in diesen schwierigen und gefahrvollen Feldzug. „Verluste, Entbehrungen, Müdigkeit – sie ertrug alles, nahm alles auf sich. Es war der Kopf eines Mannes auf dem Körper einer Frau," erzählte Napoleon später.[15]

Im rauhen Gebirge, in finsteren Wäldern galt es, bald zu Roß, bald zu Fuß, steile Felsen zu erklimmen, sich einen Weg durch das Dickicht des Stachelgestrüpps zu bahnen, Flüsse zu durchwaten; Kugeln pfiffen über ihren Kopf hinweg; ein Kind trug sie im Arm, das andere unter dem Herzen, aber sie kannte keine Furcht.

Einmal wäre sie beinahe im Fluß Liamone ertrunken. Die Furt war tief, das Pferd verlor den Boden unter den Füßen und kam, von der starken Strömung fortgerissen, ins Schwimmen. Die Begleiter Lätitias erschraken, schwammen ihr nach, riefen ihr zu, sie solle sich ins Wasser stürzen, man würde sie retten. Aber die furchtlose Reiterin behauptete sich im Sattel und wußte das Pferd so geschickt zu meistern, daß sie das Ufer glücklich erreichte. Es ist möglich, daß sie schon damals ihren wunderbaren Mut auf Napoleon übertrug – die Stärke des Heiligen Steines, Pietra Santa.

Sie fürchtete nichts für ihn; sie trug das Kind ebenso ruhig und freudig unter dem Herzen, wie später auf dem Arm: sie befahl es in den Schutz der Allerreinsten Jungfrau Maria und wußte, daß sie es vor allem behüten würde.

Am Tage der letzten Niederlage der korsischen Patrioten bei Ponte-Nuovo fühlte Signora Lätitia, wie das Kind sich ungeduldig bewegte, ‚in ihrem Leibe hüpfte', – ‚als wolle es bereits kämpfen, noch ehe es geboren war'.[16]

Der Krieg wurde mit allzu ungleichen Waffen ausgefochten: die Franzosen entsandten große Heeresmassen nach Korsika. Nach dem endgültigen Zusammenbruch des Aufruhrs und Paolis Flucht sah Carlo Bonaparte ein, daß es ‚der Krieg eines tönernen Topfes mit einem eisernen Kessel' gewesen war. Er beschloß, sich den Franzosen zu unterwerfen, und kehrte, nachdem er einen Schutzbrief erhalten hatte, nach Ajaccio zurück.

Am 15. August 1769, am Tage Mariä Himmelfahrt, wurde Lätitia auf dem Wege zur Kirche von so heftigen Schmerzen befallen, daß sie nach Hause zurückkehren mußte; sie schleppte sich mühsam bis ins Schlafzimmer, hatte aber keine Zeit mehr, sich zu Bett zu legen; sie ließ sich auf ein unbequemes, schmales, hartes, steiflehniges Kanapee sinken und wurde ohne große Beschwerden von einem Sohn, Napoleon, entbunden.

Die Mutter hatte keine Milch. Man nahm eine Amme ins Haus, Camilla Ilari, die Frau eines Bootsmanns von Ajaccio. Sie gewann Napoleon lieber als ihren eigenen Sohn, und auch er behielt sie zeit seines Lebens in dankbarer Erinnerung.

Auf St. Helena gedachte er kurz vor seinem Tode der Kinderjahre auf Korsika: wie verwegen er, über Abgründen schwebend, auf den steilen Felsen herumgeklettert, in tiefe Täler und Schluchten eingedrungen war, mit welch ehrenvoller Gastlichkeit man ihn überall empfangen hatte, wenn er seine Verwandten besuchte, die ihre grimmigen Fehden, ihre Blutrache bis ins siebente Glied fortsetzten. „Alles dort ist besser, als sonstwo in der Welt. . . Ich würde das heimatliche Land auch mit geschlossenen Augen, einzig und allein an seinem Geruch, erkennen. Ich habe ihn nirgends sonst gefunden."[17]

Der Geist der heimatlichen Erde ist mit diesem Duft in seine Seele gedrungen und hat sie erst mit dem letzten

Atemzug verlassen; das, was wir ‚Napoleons Genius' nennen, ist eben dieser Geist der Erde.

Was ist Korsika? „Eine Welt, in der das Chaos noch herrscht, ein wildes Gewirre von Bergen, getrennt durch enge, von Strömen durchbrauste Schluchten; keine einzige Ebene – nur gigantische Wellen von Granit oder ebensolche aus Erde, bewachsen mit stachligem Strauchwerk und hohen Kastanien- und Kiefernwäldern. Alles ist jungfräulich, wild, öde, wenn auch hier und da eine Siedlung auftaucht, die einem Haufen Steine auf Bergeshöhen gleicht. Kein Ackerbau, kein Gewerbe, nichts von Kunst. Nirgends ist ein Stück geschnitzten Holzes, nirgends ein gemeißelter Stein zu sehen; nicht eine Erinnerung an die kindliche oder raffinierte Lust der Vorfahren an liebgewordenen und schönen Dingen. Das ist's, was uns an diesem herrlichen und rauhen Lande am meisten befremdet: die angeerbte Gleichgültigkeit gegen jenes Suchen nach bestrickenden Formen, das wir Kunst nennen."[18]

„Insulaner," sagt Napoleon, „haben stets etwas Urwüchsiges an sich, dank der Abgeschiedenheit, die sie vor immerwährenden feindlichen Überfällen und Blutmischungen bewahrt, denen die Bewohner des Festlandes unterworfen sind."

‚Insel' bedeutet ‚Abgeschiedenheit', ‚Abgeschiedenheit' aber bedeutet ‚Kraft'. Das weiß Napoleon besser als irgendein anderer.

Es war, als hätte die Heilige Jungfrau selbst ihr geliebtes Eiland durch eine zwiefache Schutzmauer – die hohen Berge und das weite Meer – vor der Ruchlosigkeit unseres ‚Fortschritts', unserer ‚Zivilisation' beschirmt. Alles ist wild, jungfräulich, einsam, unschuldsvoll, nicht berührt, nicht geschändet durch den Menschen; alles ist so, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen ist. Die

Gefühle der Menschen sind rein und frisch wie die Quellen, die unmittelbar aus den Granitmassen hervorbrechen. Uralteste Vergangenheit aus den Jugendtagen der Welt. Genau so blöken die Schafe und summen die Bienen, wie in jenen paradiesischen Tagen, da die Ziege Amalthea das göttliche Kind säugte und die Bienen der Melissa es mit dem Honig der Gebirgsblumen nährten. Dieselbe Sonne, dasselbe Meer, dieselben Felsen: alles, wie es am ersten Tage der Schöpfung war, und wie es am letzten sein wird.

Das war Napoleons erste, einzige und ewige Lehrmeisterin – die Mutter Erde. Die Berge lehrten ihn den Stolz, die Sonne – die Liebe, das Meer – die Frische. Mutter Lätitia aber wiederholte und erläuterte diese Lehren nur.

„Ich war ein Wildfang, ein Raufbold, ein Teufelsjunge."[19] Den älteren Bruder, einen gutmütigen Plumpsack, unterwarf er sich wie einen Sklaven. Der kleine ‚Räuber', der ‚Vagabund' kratzte, zwickte, biß den Bruder, und ehe dieser recht zur Besinnung kam, ging der Angreifer auch noch selbst hin, um ihn bei der Mutter zu verklagen.[20] „Mutter Lätitia zähmte mein Ungestüm. Streng bei aller Zärtlichkeit, bestrafte und belohnte sie uns mit gleicher Gerechtigkeit. Gutes und Böses, alles wurde uns angerechnet."[21]

Einmal packte ihn der Eigensinn, er wollte nicht in die Kirche gehen; erst, nachdem er eine Ohrfeige von der Mutter erhalten hatte, begriff er, daß artige Knaben in die Kirche gehen müßten. Ein andermal hatte er die Mutter, die einen Besuch machen wollte, gebeten, ihn mitzunehmen; sie schlug es ihm ab; als sie, schon ziemlich weit vom Hause entfernt, einen steilen Weg hinanstieg, sah sie sich um und bemerkte, daß er ihr folgte. Sie lief auf ihn zu und schlug ihn so heftig ins Gesicht, daß er hinfiel und den abschüssigen Weg hinabkollerte; mit Mühe und Not

gelang es ihm, sich festzuhalten; er stand weinend auf und wischte sich die Augen mit den Fäusten; Mutter Lätitia aber setzte ihren Weg fort, ohne ihn zu beachten.[22] Sie wußte, was sie tat: mit weniger Strenge war der ‚Räuber' nicht zu zähmen.

„Ich war nur ein eigenwilliges und neugieriges Kind," erzählte Napoleon später.[23] Neugierig und nachdenklich. „Er war von frühester Kindheit an ungewöhnlich nachdenklich," sagt Stendhal von seinem Helden Julien Sorel, dem Ebenbild Napoleons.[24]

Ungestüm, lebhaft, und dann plötzlich still und nachdenklich. Und über seine Jahre scharfsinnig. „Ich las die Neue Heloise, als ich neun Jahre alt war, und sie verdrehte mir den Kopf."[25] Mit acht Jahren verliebte er sich in Giacominetta, seine siebenjährige Schulfreundin. Sein ganzes Leben lang hat er dieser seiner ersten und vielleicht echtesten Liebe gedacht. Giacominetta war die eine seiner zwei Geliebten, die andere war die Mathematik. Mit dieser befaßte er sich so leidenschaftlich, daß man ihn nur ungern stören mochte: man errichtete hinter dem Hause eine kleine Bretterzelle, wo er, in seine Berechnungen vertieft, ganze Tage verbrachte; abends verließ er sie, nachdenklich und zerstreut, und schritt die Straße entlang, ohne zu bemerken, daß seine Strümpfe bis zu den Fersen hinabgerutscht waren. Die Straßenjungen hänselten ihn:

„Napoleone di mezza calzetta
Fa l'amore a Giacominetta!"

Gewöhnlich beachtete er sie nicht, manchmal aber blieb er plötzlich stehen, als erwache er aus tiefem Schlaf; dann bedrohte er sie mit dem Stock, warf Steine nach ihnen oder stürzte mit geballten Fäusten auf sie los, ohne sich um die Zahl seiner Gegner zu kümmern.[26]

Schon damals fing er an, in seine ‚lethargische Nachdenklichkeit', seine ‚magnetischen' Ahnungen zu versin-

ken. „Préoccupation pour ainsi dire léthargique."[27] „Une sorte de prévision magnétique de ses futures destinées."[28]

1777 wurde Carlo Bonaparte, dank der Gönnerschaft des französischen Gouverneurs von Korsika, des Grafen Marbeuf, zum Deputierten des korsischen Adels in die Generalstaaten Frankreichs gewählt, was ihm die Möglichkeit gab, seine beiden Söhne auf Kosten des Königs unterzubringen – Joseph in der geistlichen Schule von Autun, Napoleon in der Militärschule von Brienne.

Am 15. Dezember 1779 reiste Bonaparte mit seinen Söhnen aus Ajaccio nach Marseille, und wenige Tage darauf betrat der zehnjährige Napoleon, nach glücklich überstandener Seefahrt, zum erstenmal den Boden Frankreichs. Am ersten Januar wurde er zugleich mit Joseph in die Schule von Autun aufgenommen, wo er sich drei Monate lang in der französischen Sprache üben mußte, von der er bis dahin kaum ein Wort verstanden hatte. Der Vater begab sich an den Königshof nach Versailles, und fremde Menschen brachten Napoleon Mitte Mai nach Brienne.

DIE SCHULE

1779–1785

Nach den sonnendurchglühten Bergen und den in tiefviolettem Feuer leuchtenden Buchten Korsikas mutete ihn die flache, trübe Champagne mit ihren Kreideformationen wie das Ende der Welt an, wie das Reich der kimmerischen Nacht.

Die Schüler umringten den Neuling.

„Wie heißt du?"

„Napojone," nannte er seinen Namen in korsischer Mundart.

„Wi–ie?"

„Napojone."

„Ein solcher Namen steht ja gar nicht im Heiligenkalender!"

„In eurem nicht, aber in unserm."

„Im türkischen, wie?"

„Napollione – la paille au nez!" Einer erfand das Wortspiel, und alle griffen es lachend auf und sangen im Chor:

„La paille au nez! La paille au nez! Der Strohhalm in der Nase!"

Diesen Spitznamen hat er denn auch behalten.

Hänselten sie ihn gar zu sehr, so überkam ihn wohl das Verlangen, mit den Fäusten auf sie loszustürzen, wie einst auf die Gassenbuben von Ajaccio, einer gegen alle, aber die Verachtung hielt ihn davon ab. Er trat schweigend, mit zusammengebissenen Zähnen, beiseite, zog sich in einen Winkel zurück und sah sie von dort aus mit brennenden Augen an, wie ein gehetzter junger Wolf. In seinem gebräunten, ins Olivgrüne spielenden Gesicht, in den feinen, fest zusammengekniffenen Lippen, in den ungemein großen, traurigen Augen lag etwas, was selbst dem kecksten Wildfang unwillkürlich Furcht einflößte: es war am Ende doch gefährlich, ihn allzusehr zu necken; das Wölflein konnte toll werden.

Er verachtete und haßte alle Franzosen — die Henker, die Unterdrücker von Korsika. Vielleicht begriff er noch nicht ganz, was das bedeutete, aber er fühlte es bereits unklar. „Korsika hat mir das Leben gegeben und zugleich die glühende Liebe zum Vaterland und zur Freiheit," sollte später in seiner Novelle sein wahnwitziger Held von der kleinen Insel Gorgona bei Korsika sagen, der die Blutrache, die Vendetta, an einem ganzen Volke, an Frankreich, übt und seinem Gott Menschenopfer darbringt, die Leiber der erschlagenen Franzosen.

„Deine Korsen sind Feiglinge, sie haben uns Korsika überlassen!" neckten die Schüler den jungen Napoleon. Meist schwieg er und speicherte den Haß wie einen Schatz in seinem Herzen auf. Einmal aber streckte er mit der schönen und majestätischen Gebärde eines antiken Redners den rechten Arm aus und entgegnete mit ruhiger Würde:

„Wäret ihr vier gegen einen gewesen, so hättet ihr Korsika ebensowenig zu sehen bekommen, wie eure eigenen Ohren; ihr aber waret zehn gegen einen!"

Da verstummten sie alle; sie begriffen, daß er die Wahrheit sprach.[1]

„Ich brocke deinen Franzosen noch mal eine eklige Suppe ein, sobald ich nur kann!" sagte er zu Bourrienne, dem einzigen Kameraden, dem er etwas näher gekommen war. Und wenn dieser ihn zu beruhigen suchte, so fügte er hinzu:

„Du machst dich übrigens nie über mich lustig, du hast mich lieb . . ."[2]

Er sagte nicht: ‚Ich habe dich lieb.' Schon damals war er genau und karg in seiner Rede.

Einmal rief er mit prophetischer Miene:

„Paoli wird zurückkehren, Paoli kehrt zurück, und wenn er allein nicht imstande ist, unsere Ketten zu sprengen, so helfe ich ihm, und zu zweit gelingt es uns vielleicht, Korsika zu befreien!"[3]

Die Schule wurde von Minoriten geleitet, französischen Ordensbrüdern. „Unter Mönchen aufgewachsen, hatte ich Gelegenheit, ihre Laster und ihr ausschweifendes Leben zu beobachten," sagte Napoleon später. In diesem Punkt darf man sich übrigens nicht allzusehr auf sein Zeugnis verlassen: die Entlarvung der klösterlichen Sitten gehörte zu den stehenden Redensarten der damaligen Freidenker. Die Väter

von Brienne waren anscheinend gar nicht so schlimm, wie man sie zu schildern suchte, und die Kinder hatten es nicht schlecht unter ihrer Obhut. Sie wurden gut gekleidet, gut genährt und freundlich behandelt. Aber man unterrichtete sie schlecht und erzog sie noch schlechter. Wie fast in allen Militärschulen Frankreichs, hatte auch hier eine grobe, ganz unkindliche Ausschweifung um sich gegriffen, die mit dem beschönigenden Namen ‚Unziemlichkeiten-immodesties' belegt wurde. Warum die hübschen Knaben, Nymphen' genannt wurden, wußten alle. Napoleon konnte dieses Übel allerdings nichts anhaben: seine Ungeselligkeit bewahrte ihn davor. Er verließ die Schule als reines Kind, so wie er sie bezogen, und er hat seine Reinheit anscheinend bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr bewahrt,— für damalige Begriffe sehr lange.

Einem andern Übel jedoch entging er nicht. Der Geist des Unglaubens drang aus der Welt durch die Klostermauern. Weder die äußerlichen frommen Gebräuche, noch die Lehren des Katechismus, weder Gebete, Fasten und Kirchenbesuch, noch die allmonatlichen Beichten und Abendmahlsfeiern konnten ihn davor bewahren. „Ich habe meinen Glauben mit dreizehn Jahren verloren," sagt Napoleon in seinen Erinnerungen.[4] Trotzdem lauschte er in der Dämmerstunde, in den Lindenalleen des Brienner Parkes gern dem Läuten der Abendglocken, dem Ave Maria, und gewann es lieb für sein ganzes Leben; vielleicht erinnerte ihn dieser Klang an das verlorene Glück des Kinderglaubens.

„Ich lebte getrennt von meinen Kameraden. Ich suchte mir ein Winkelchen im Schulgarten und zog mich dorthin zurück, um ungestört zu träumen: ich bin immer ein Träumer gewesen. Wenn die Kameraden versuchten, sich meines Winkelchens zu bemächtigen, so verteidigte ich es mit aller Kraft. Ich fühlte bereits instinktiv, daß mein Wille

sich den Willen der andern Menschen unterwerfen, und daß alles, was mir gefiel, mir auch gehören müsse. In der Schule liebte man mich nicht: man braucht Zeit, um die Liebe der Menschen zu erwerben; ich aber hatte, auch wenn ich nichts tat, das dunkle Gefühl, als dürfte ich keine Zeit verlieren."[5]

Noch tat er nichts, aber er bereitete sich schon auf etwas vor, er drängte irgendwohin, er erwartete und erhoffte etwas und träumte, träumte bis zum Fanatismus. Der Zauberschmetterling bebte in der grauen Puppe. „Ich war glücklich damals!" sagt er im Gedenken an jene Zeit. Glücklich, trotz all seiner nicht mehr kindlichen Leiden: dem Heimweh, der Einsamkeit, den Demütigungen und Kränkungen. Er war glücklich, als ahnte er bereits sein unerhörtes Geschick.

Der Rektor der Schule hatte den Kindern ein recht beträchtliches Stück Land für Gartenarbeiten angewiesen und in Parzellen eingeteilt. Napoleon vereinigte drei Parzellen, seine eigene und zwei ihm von den Nachbarn abgetretene Anteile, umgab sie mit einem hohen Staket und pflanzte Bäumchen darauf. Die pflegte er zwei Jahre hindurch, bis sie sich genügend entwickelt hatten, um Schatten zu spenden und eine kleine grüne Zelle zu bilden, eine ‚Einsiedelei' oder ‚Eremitage', wie man es damals nannte. Dies eben war sein ‚Winkelchen'. Dorthin zog er sich zurück, wie einst in seine Bretterbude hinter dem Hause in Ajaccio, um zu träumen, zu rechnen, Mathematik zu treiben, denn er baute bereits an seiner wahnwitzigen Schimäre mit mathematischer Genauigkeit; die Eiskristalle der Geometrie ließen das Feuer seiner Phantasie in zauberhaften Regenbogenfarben spielen.

„Wehe denen unter uns, die es wagten, seine Ruhe zu stören, sei es aus Neugierde oder mit dem Wunsche, ihn zu necken!" erzählt einer seiner Kameraden. „Er sprang in

rasender Wut aus seinem Zufluchtsort hervor und warf die ungebetenen Gäste hinaus, so viele es auch sein mochten."[6]

In diesem Asyl kehrte er, gemäß der Lehre Rousseaus, zum ‚natürlichen Zustand'-état naturel-zurück; er floh von den Menschen zur Natur. „Der Naturmensch findet das Glück im Schoße der Gefühle und des natürlichen Verstandes," sagte er später.[7] Hier empfand er, was der Held seiner später geschriebenen Novelle fühlte, jener Schiffer, den der Sturm an das Gestade des unbewohnten Eilands Gorgona geschleudert hatte: „Ich war der Beherrscher meiner Insel; hier konnte ich, wenn auch nicht glücklich, so doch ruhig und weise sein."[8] Oder, was das Ebenbild Napoleons, Julien Sorel, in seiner Höhle empfand: „Wie ein Raubvogel in den Felsen verborgen, konnte er aus der Ferne jeden Menschen erspähen, der ihm nahte . . ." – „Hier können die Menschen mir nichts Böses tun," sagte er mit freudestrahlenden Augen. „Ich bin frei." Und beim Klang dieses gewaltigen Wortes entbrannte seine Seele in Wonne.[9]

Dieses erste eroberte Stückchen Land ist bereits der Anfang des Napoleonischen Imperiums, der Weltherrschaft. Hier war er ebenso allein, wie später auf dem Gipfel seiner Macht und auf St. Helena.

Er lernte recht und schlecht, nach wie vor begeisterte er sich ausschließlich für Mathematik. „Dieses Kind ist nur für Geometrie befähigt," urteilte man über ihn.[10] Er setzte die Lehrer durch seine Fortschritte in Erstaunen: das Schwerste in der Mathematik eignete er sich mit einer Leichtigkeit an, als kenne er bereits alles durch ein angeborenes ‚rückerinnerndes Wissen', die Anamnesis Platos, als erfahre er nichts Neues, sondern erinnere sich lediglich des Vergessenen.

Er lernte wenig und las viel, verschlang die Bücher mit unersättlichem Heißhunger. Über der Universalgeschichte

des Polybius, über Arrians ‚Alexander', über den ‚Vitae' Plutarchs vergaß er alles um sich herum. Er phantasierte von Leonidas, Cato, Brutus, die „das Menschengeschlecht in Erstaunen gesetzt hatten".[11] Auch trennte er sich nie von Jean-Jacques, seinem ewigen Freund.

Inzwischen entbrannte der Haß seiner Kameraden gegen ihn immer heftiger, und sie beschlossen endlich, dem korsischen Wölflein eine gehörige Lehre zu erteilen.

Um militärische Zucht in der Schule einzuführen, bildete der Rektor ein Schülerbataillon mit mehreren Kompagnien, deren jede einen Kommandeur erhielt. Darunter auch Napoleon. Aber ein Kriegsrat, den die Schüler beriefen, fällte das Urteil: Bonaparte ist wegen Unbeliebtheit und Nichtachtung der Kameraden aus der Zahl der Kompagnieführer auszuschließen. Sie verlasen ihm das Urteil sofort, rissen ihm die Epauletten ab und degradierten ihn zum Gemeinen. Er fügte sich in alles, nahm die Kränkung aber mit einer so stolzen Würde hin, daß die Kinder erst staunten, dann nachdenklich wurden und schließlich Reue empfanden, als begriffen sie plötzlich, mit wem sie es zu tun hätten. Es kam zu einem jähen Umschwung der öffentlichen Meinung zugunsten Napoleons: der erbärmliche ‚Strohhalm in der Nase' hatte sich als hochherziger ‚Spartaner' gezeigt. Alle wetteiferten nun, ihm ihre Sympathie zu beweisen, ihr Unrecht gutzumachen, ihn zu trösten. Er gab sofort zu verstehen, daß er keines Trostes bedürfe, war aber, wenn er sichs auch nicht merken ließ, dennoch gerührt. Von diesem Tage an kam er den Kameraden etwas näher, er fing an, mit den Menschen zu verkehren und die Herzen zu erobern; doch ließ er niemand allzu nah an sich heran und war nach wie vor, für alle Fälle, darauf bedacht, sich sein ‚Winkelchen' zu wahren.

Als der Schulhof in dem schneereichen Winter 1783

ganz verweht war, erfanden die Kinder ein fröhliches Spiel – Schneeballkrieg. Unter Napoleons Oberbefehl bauten sie nach allen Regeln der Kriegskunst eine prächtige Schneefestung mit vier Bastionen, die von zwei Heeren verteidigt und belagert wurde. Napoleon, unerschöpflich in strategischen Einfällen, befehligte abwechselnd beide Heere und riß alle mit sich fort. Erst jetzt begriffen die Kinder, welch ein fröhlicher, prächtiger Kamerad er war, und wie lieb sie ihn gewinnen könnten, wenn er es zuließe. Er jedoch verhielt sich weder zustimmend, noch ablehnend, als bedürfe er ihrer nicht sonderlich. Das aber können die Menschen, selbst Kinder, nie verzeihen.

Er war auch der erste bei allen Aufständen gegen die Vorgesetzten, bei den kleinen Schulrevolutionen. Gar zu gern hielt er zündende Reden vor der rebellierenden Menge, wie ein echter Volkstribun, und predigte, nach Jean-Jacques, von Freiheit und Gleichheit, von den Rechten des Menschen. Allerdings endete es gewöhnlich damit, daß die Schüler im letzten Augenblick Angst bekamen, vor der Obrigkeit zu Kreuze krochen und ihren Führer verließen. Er aber stand allein für alle ein, wanderte in den Karzer oder nahm Rutenhiebe hin, schweigend, stolz, ohne Klagen, ohne Tränen; er verriet keinen. Kehrte er dann zu den Kameraden zurück, so machte er ihnen keine Vorwürfe; seinem Gesicht merkte man es aber an, daß er sie verachtete, sie als Feiglinge ansah. „Ich bin immer allein inmitten der Menschen," sollte er bald darauf sagen. „Wie gemein, wie niedrig und verächtlich sie sind! Das Leben ist mir zur Last, weil die Menschen, mit denen ich lebe und wohl immer leben werde, mir ebensowenig gleichen, wie der Mondschein dem Sonnenlicht."[12]

Einmal, als ein Lehrer ihm eine Rüge erteilte, antwortete er ihm verständig und höflich, aber so selbstbewußt, daß jener ihn verblüfft ansah und fragte:

„Wer sind Sie denn, mein Herr, daß Sie mir so widersprechen?"

„Ein Mensch," antwortete Napoleon.

Jean-Jacques konnte mit seinem Schüler zufrieden sein. In dieser Antwort des dreizehnjährigen Bonaparte liegt schon der Anfang der Revolution. „Mit ewigen Lettern hat der Schöpfer die Rechte des Menschen in des Menschen Herz eingegraben," sollte er um das Jahr 1789 sagen.[13]

Fünf Jahre verbrachte Napoleon in der Schule zu Brienne, wie in einem Kerker, ohne einen einzigen Urlaub, ohne ein Wiedersehen mit seinen Angehörigen. Einmal nur besuchte ihn der Vater mit seiner kleinen Tochter Marianne – er brachte sie in die Klosterschule von Saint-Cyr – und dem dritten Sohn Lucien, der in der Vorklasse der Brienner Schule Aufnahme fand.

Carlo Bonaparte übernachtete in Brienne und reiste am nächsten Tage weiter. Das war die letzte Begegnung von Vater und Sohn.

Zwei Tage darauf schrieb Napoleon, offenbar auf eine Bitte seines Vaters hin, einem Onkel – vermutlich dem späteren Kardinal Fesch – einen bemerkenswerten Brief: er zeigt den Knaben, wie er leibt und lebt.

Es handelt sich um den Bruder Joseph, der damals die Absicht hatte, die geistliche Laufbahn gegen die militärische einzutauschen. Napoleon beweist sehr eingehend, Punkt für Punkt, daß Joseph eine Dummheit begehen wolle, die nicht nur ihm, sondern auch der ‚Familie' Schaden bringen könne.

„Punkt eins. Papa sagt ganz richtig, daß mein Bruder nicht genug Mut besitzt, um den Gefahren auf dem Schlachtfeld so zu begegnen, wie man es tun muß. Eine allzu schwache Gesundheit wird ihm nicht gestatten, die Strapazen der Feldzüge zu ertragen; überhaupt betrachtet

Joseph den Militärdienst nur vom Garnisonsstandpunkt aus. Ja, mein Bruder würde ein ausgezeichneter Offizier in Friedenszeiten sein: er sieht gut aus, hat einen regen Geist, ist ein liebenswürdiger Kavalier, der dank seinen Fähigkeiten in jeder Gesellschaft mit Ehren bestehen wird. Aber auch auf dem Schlachtfeld? Das bezweifelt Papa.

‚Sei wie Adonis schön, begünstigt sei vom Glücke,
Sei wie ein Phöbus gar – das alles ist nichts wert.
Denn fehlet dir der Mut im rechten Augenblicke,
Bist du ein Krieger ohne Schwert.‘

Punkt zwei. Mein Bruder ist für den geistlichen Stand erzogen. Es ist für ihn jetzt zu spät, zurückzutreten. Monseigneur, der Bischof von Autun, würde ihm eine einträgliche Pfründe geben und ihn sicher auch zum Bischof machen. Welch ein Glück für die Familie! Monseigneur tut sein möglichstes, um ihn zum Bleiben zu bewegen, und verspricht ihm, daß er es nie bereuen werde. Der Bruder aber sträubt sich hartnäckig. Ich lobe ihn dafür, wenn seine Hartnäckigkeit wirklich einer entschiedenen Neigung zum Kriegerberufe, gewiß dem herrlichsten auf der Welt, entspringt, und wenn der Große Leiter der menschlichen Geschicke ihn wirklich dazu geschaffen hat wie mich.“

Im dritten Punkt werden alle Arten des Militärdienstes hergezählt: der Dienst in der Marine, bei den Ingenieuren, bei der Artillerie und Infanterie, und Napoleon beweist, daß Joseph für keinen einzigen taugt. „Mein Bruder denkt natürlich zur Infanterie zu gehen. Das verstehe ich: er will den ganzen Tag nichts tun, einzig und allein das Pflaster treten. Und dann: was ist so ein kleiner Infanterieoffizier? Meist ein Bummler! Das aber wünscht weder mein Vater, noch meine Mutter, noch Sie, lieber Onkel, noch der Onkel Archidiakonus, denn mein Bruder hat bereits

bei einigen Streichen genügend Leichtsinn und Verschwendungssucht an den Tag gelegt. Man wird also einen letzten Versuch machen, ihn zum Festhalten am geistlichen Stand zu bewegen; widrigenfalls wird mein Vater ihn nach Korsika mitnehmen, um ihn unter den Augen zu behalten. Er will dann versuchen, ihn bei einer Gerichtsbehörde unterzubringen."[14]

Es läßt sich schwer glauben, daß ein vierzehnjähriger Knabe diesen Brief geschrieben hat: so trocken, so sachlich und kalt mutet er an. Und doch nicht herzlos. Aus jedem Wort spricht eine verhaltene Innigkeit: die Liebe zur Familie, zum Geschlecht, zu jenen heiligen Banden des Blutes, mit denen die Mutter Erde ihre Kinder umschlingt.

„Ich lobe meinen Bruder, wenn der Große Leiter auch ihn wie mich zum Krieger geschaffen hat" – diese Worte sind wie ein Wetterleuchten, das einen Gewitterhimmel erhellt. Wer ist dieser ‚Große Leiter'? Der deistische Gott Robespierres, dieser blasse Leichnam, oder die aufgehende Sonne – Napoleons Schicksal? Schicksal oder Gott – der Knabe glaubt, daß eins von beiden ihm die Berufung zum Kriegführen eingeflößt hat. Hier liegt schon sein ganzes Schicksal verborgen, wie der mächtige Eichbaum in der Eichel.

„Monsieur de Bonaparte, Napoleon: Größe 4 Fuß 10 Zoll; kräftiger Körperbau, ausgezeichnete Gesundheit; von Charakter gehorsam, freundlich, ehrenhaft, dankbar; Betragen tadellos; zeichnete sich stets durch Fleiß in der Mathematik aus; besitzt recht gute Kenntnisse in der Geschichte und Geographie; sehr schwach in der schönen Literatur. Er würde ein vorzüglicher Seemann sein; verdient, in die Pariser Schule aufgenommen zu werden." Dieses Zeugnis stellte ihm General Keralio, der Subinspektor der königlichen Militärschulen Frankreichs im Jahre 1784 aus.[15]

Es war Napoleon nicht beschieden, Seemann zu werden: Stellen in der Flotte waren selten und nur durch hohe Protektion zu erlangen. Auch hätte der Marinedienst des Sohnes Signora Lätitia durch seine doppelten Gefahren – Feuer und Wasser – allzusehr geängstigt. Mit schwerem Herzen entschloß sich der Knabe zum Dienst in der Artillerie. Es tat ihm bitter weh, dem Traum vom Meere zu entsagen, als hätte er bereits damals geahnt, daß er sein ganzes Leben lang um des Meeres willen Kriege auf dem Festlande führen würde. „Oh, wenn ich die Meere beherrscht hätte!" rief er auf St. Helena aus.[16]

„Am 30. Oktober 1784 begab ich mich in die Pariser Schule," heißt es in den lakonischen Aufzeichnungen des jungen Bonaparte ‚Die Epochen meines Lebens'.[17]

Die Minoritenbrüder brachten ihn mit andern Schülern der Brienner Schule im Postwagen nach Paris, wo der junge Korse sich wie „einer jener Gaffer aus der Provinz benahm, denen die Straßendiebe die Geldbörsen aus den Taschen stehlen".[18]

Die Königliche Militärschule für adlige Kadetten war ein zur Zeit Ludwigs XV. auf dem Marsfeld errichtetes prächtiges Gebäude mit korinthischen Säulen und vergoldeten Gittern, ein wahrer Palast.

„Man verpflegte und versorgte uns vorzüglich, wie die allerreichsten Offiziere, bei weitem üppiger, als die meisten unserer Familien es gewöhnt waren, und als viele von uns es sich in der Zukunft leisten konnten," sagt Napoleon in der Erinnerung an jene Zeit.[19]

Sein Leben in Paris unterschied sich nur wenig von dem in Brienne: dieselbe militärische Zucht, dieselben äußerlichen religiösen Zeremonien; er lernte ebenso schlecht und verschlang mit demselben Heißhunger unzählige Bücher; geblieben war auch der Haß gegen die Franzosen und das nagende Heimweh.

Neu war nur eins: das verschärfte Gefühl der Ungleichheit. Die jugendlichen Nachkommen der alten Geschlechter, die Fürsten Rohan-Guémené, die Herzöge Laval-Montmorency betrachteten den verarmten korsischen Adelssproß sehr von oben herab. Er wies aber jede Kränkung zurück: trat man ihm zu nahe, so antwortete er mit den Fäusten. „Ich habe damals nicht wenig derbe Püffe ausgeteilt!" erzählte er viele Jahre später mit sichtlichem Vergnügen.

Auch hier war er bestrebt, sich sein ‚Winkelchen' zu erkämpfen. Als sein Stubengenosse einmal krank wurde und ins Lazarett mußte, meldete auch Napoleon sich krank und erhielt die Erlaubnis, im Zimmer zu bleiben. Er versorgte sich mit Lebensmitteln, schloß die Tür ab, machte die Fensterläden zu, verhängte die Fenster und verbrachte auf diese Weise zwei oder drei Tage in völliger Abgeschiedenheit, in Stille und Schweigen, am Tage bei Licht lesend und träumend. Dieses verdunkelte Pariser Zimmer war ebenso wie die kleine Bretterzelle in Ajaccio und die ‚Einsiedelei' in Brienne eine metaphysische Klausur, eine ‚Höhle', eine ‚Insel' – die heilige Schutzmauer des Ich. „Er ist stets allein, auf der einen Seite; auf der andern steht die ganze Welt," äußerte er sich später über einen großen Mann – über sich selbst.[20]

Einer seiner Kameraden zeichnete eine Karikatur von ihm, nur eine schlechte Kinderzeichnung, aber sehr interessant: Napoleon ist als Riese dargestellt, mit verzerrtem Gesicht, im langschößigen Kadettenrock und kleinen Dreispitz, ein Band am Zöpfchen; ein zwergenhafter Lehrer hat ihn am Zopf gepackt, bemüht, ihn zurückzuhalten; aber der Riese eilt, einen Knüppel in der Hand, vorwärts, mit so entschlossenen, wuchtigen Schritten, daß man meinen könnte, die Erde zittere unter seinen Füßen. Und darunter steht: „Bonaparte läuft, fliegt Paoli zu Hilfe, um ihn aus den Händen seiner Feinde zu retten."[21]

Ein Jugendbildnis Napoleons ist uns erhalten geblieben.[22] Im Widerspruch zu Keralios Äußerung zeigt es ein kränkliches Gesicht: eingefallene, tiefliegende, ungemein große Augen mit dem starren Blick eines Mondsüchtigen; das Gesicht eines Menschen, der von einem inneren Feuer verzehrt wird. Lange, glatte Haare fallen in harten Strähnen bis auf die Schultern herab; eine große Adlernase; die dünnen, fest zusammengepreßten Lippen zeigen kein Lächeln; würden sie es tun, so müßte es das reizvolle Lächeln der Signora Lätitia sein, das Lächeln der Mona Lisa oder der Etruskischen Sibylle. Das Hauptmerkmal aber in diesem Gesicht ist die unverhüllte Willensstärke: „Ich vollbringe immer, was ich sage, oder ich sterbe - J'exécute toujours ce que je dis, ou je meurs."[23]

Am 24. Februar 1785 starb Carlo Bonaparte in Montpellier am Magenkrebs.

„Trösten Sie sich, liebe Mutter, die Umstände erheischen es," schreibt Napoleon an Lätitia. „Wir wollen unsere Dankbarkeit und unsere Fürsorge für Sie verdoppeln und werden glücklich sein, wenn unser Gehorsam Sie, wenn auch nur ein klein wenig, für den unersetzlichen Verlust des geliebten Gatten entschädigen kann."

Er schreibt auch an den Onkel und Vormund, den Archidiakonus Lucien: „Wir haben den Vater verloren, Gott allein weiß, was er uns war ... Ach, alles in ihm verhieß uns eine Stütze unserer Jugend. Aber ein Höheres Wesen hat es anders bestimmt. Sein Wille ist unabänderlich."[24]

Dieselbe Kälte auch hier, wie in jenem Brief über den Bruder Joseph; eine Eiskruste, darunter aber ein siedender Quell – die Liebe zu den Seinen. „Ich lebe nur für die Meinen," sagt er in einem der allerbittersten Augenblicke seines Lebens.[25] Wenn er der Mutter schreibt: „Wir wollen unsere Fürsorge für Sie verdoppeln," so sind dies keine

leeren Worte. Bei der ersten Nachricht vom Tode des Vaters fühlt er sich als Oberhaupt der Familie. Tapfer nimmt er die unverhältnismäßig schwere Last auf die kindlichen Schultern: er gedenkt der heiligen Lehre der Mutter Erde, die uns anweist, Lasten zu tragen. „Ich hielt die Welt auf meinen Schultern," konnte er späterhin sagen.[26] Er begann schon damals, die Last der Welt auf sich zu nehmen, als fünfzehnjähriger Knabe.

Am 28. Oktober 1785 wurde Napoleon aus der Pariser Militärschule entlassen und trat als Artillerieleutnant in das Regiment La Fère ein.

DER ARTILLERIELEUTNANT

1785–1792

Das Regiment stand in Garnison in dem entlegenen Städtchen Valence, in der Dauphiné, nahe Savoyen.

Für Napoleon brach eine schwere Zeit an, schwerer als die in der Schule. Er mußte ganz von vorn anfangen: die adligen Kadetten wurden ohne jedes praktische Wissen aus der Militärschule entlassen; sie verstanden nicht einmal ein Gewehr richtig zu laden, geschweige denn eine Kanone.

Die fachwissenschaftliche Ausbildung zum Artillerieoffizier mußte nach dem Militärreglement mit den niedrigsten Rangstufen, als Kanonier, Unteroffizier, Korporal, Sergeant begonnen werden, und sie dauerte so lange, wie es dem Regimentskommandeur, je nach der Begabung und dem Fleiß der Lernenden, gut dünkte.

Bonaparte machte die ganze Lehrzeit in drei Monaten durch. Tagelang übte er auf dem Schießplatz von Valence Handgriffe, Errichten von Batterien, Feuerwerkerei, Schießen aus Haubitzen, Mörsern und Falkonetten; in

den theoretischen Klassen hörte er Vorlesungen über höhere Mathematik, Trigonometrie, Integral- und Differentialrechnung, angewandte Physik, Chemie, Befestigungslehre und Taktik. Zwischendurch nahm er in aller Eile einen Imbiß in dem elenden Gasthof zu den Drei Tauben, oder er aß einfach zwei Pastetchen in einer Bäckerei, trank ein Glas Wasser dazu, warf schweigend zwei Sous auf den Ladentisch und ging wieder ans Studium. So arbeitete er sechzehn Stunden täglich.

Bei Mademoiselle Boué, einer alten Jungfer und Inhaberin eines Kaffeehauses, bewohnte er ein Stübchen im Erdgeschoß, neben dem Billardzimmer, von wo das Zusammenprallen der Kugeln und die Rufe der Marköre ununterbrochen zu ihm drangen.

„Wissen Sie, wie ich damals lebte?" gedenkt er jener Zeit. „Ich ließ mich weder in Kaffees noch in Gesellschaft sehen; ich aß trockenes Brot, putzte mir meine Kleider selbst, um sie zu schonen. Da ich nicht wünschte, durch meine Armut von den Kameraden abzustechen, lebte ich wie ein Bär, immer allein in meinem kleinen Zimmerchen, mit meinen einzigen Freunden – den Büchern. Und wie teuer kamen mir selbst diese zu stehen! Wieviel mußte ich mir von dem Allernotwendigsten absparen, um diese Freunde erwerben zu können. Hatte ich mir um den Preis andauernder Entbehrungen endlich zehn Franken zusammengespart, so lief ich in den Bücherladen. Häufig aber verfiel ich beim Mustern der Bücher auf den Regalen der Sünde des Neides, und ich mußte mich lange mit Wünschen herumquälen, ehe mein Beutel es mir erlaubte, die Bücher zu kaufen. Solcher Art waren die lasterhaften Genüsse meiner jungen Jahre."[1]

„Ich habe hier keinerlei Zerstreuungen, außer der Arbeit," schreibt er seiner Mutter. „Die neue Uniform trage ich nur einmal in der Woche. Ich schlafe unglaublich we-

nig: um zehn lege ich mich zur Ruhe und stehe um vier auf; ich esse nur einmal am Tage, das ist meiner Gesundheit sehr zuträglich."[2]

„Ich weiß, was Armut heißt," sagte der Imperator später stolz. „Als ich die Ehre hatte, Leutnant zu sein, aß ich trockenes Brot und schloß mich in meinem Zimmer ein, damit man meine Armut nicht sähe."[3]

Arm war er, schüchtern und ungesellig. „Er fühlt sich erniedrigt und gekränkt ... Vorgesetzte und Kameraden mögen ihn nicht ... Es heißt, er habe einen Charakter, der ihn in Gesellschaft unmöglich mache."[4] Er lebte wie ein Mönch oder ein ‚Spartaner'. Von Frauenliebe wollte er nichts wissen. „Ich finde, daß die Liebe für die Gesellschaft und für das persönliche Glück der Menschen schädlich ist. Wenn die Götter die Welt von der Liebe befreiten, so wäre dies eine Wohltat." – „Was könnten Sie zum Schutze des Vaterlandes tun?" sagte er in einem Gespräch über die Liebe zu einem verliebten jungen Mann. „Wozu taugen Sie? Der Staat, die Bürger, die Gesellschaft – was ficht das alles Sie an? ... Ein Blick, ein Händedruck, ein Kuß, – was bedeuten Ihnen daneben die Leiden des Vaterlandes?"[5]

Doch seine siebzehn Jahre forderten ihr Recht. Im Hause der Frau du Colombier, einer Dame der vornehmsten Gesellschaft von Valence, lernte er Karoline, ihre sechzehnjährige Tochter, kennen und verliebte sich ganz naiv in sie. „Man kann sich nichts Unschuldigeres denken, als uns zwei in jener Zeit. Wir verabredeten heimliche Zusammenkünfte; die eine, im Sommer, in der Morgendämmerung, ist mir im Gedächtnis geblieben. Es läßt sich schwer glauben, aber unsere ganze Seligkeit gipfelte darin, daß wir zusammen Kirschen aßen."[6]

Die Kinderliebe schwebt vorüber, wie der Schatten eines Sommerwölkchens, und er ist wieder allein. Jetzt hat

er es aber nicht mehr nötig, sich in seinen ‚Winkel' zurückzuziehen: er ist ohnedies einsam in der Welt wie auf einer unbewohnten Insel. „Ich bin stets allein mitten unter den Menschen," schreibt er nachts in sein Tagebuch. „Ich gehe nach Hause, um allein zu träumen und mich der Melancholie hinzugeben. Wovon werde ich heute träumen? Vom Tode. In der Morgenröte meines Daseins müßte ich doch noch hoffen, lange zu leben . . . und glücklich zu sein. Welcher Wahnwitz treibt mich dazu, mir das Ende zu wünschen? . . . Freilich, was soll ich in der Welt? . . . Wie weit sind die Menschen von der Natur entfernt! Wie gemein, wie niedrig und verächtlich sind sie! Was werde ich sehen, wenn ich in die Heimat zurückkehre? Zitternde Menschen, mit Ketten belastet, die Hand der Unterdrücker küssend... Wenn der Patriot kein Vaterland mehr hat, muß er sterben . . ."[7]

Dies ist jedoch nur eine vorübergehende Schwäche, eine sentimentale Anwandlung, vielleicht schon das erste Wehen des romantischen Frühlings. Fünfmal liest er die ‚Leiden des jungen Werther', und dieses Buch hinterläßt eine unauslöschliche Spur in seiner Seele. Vorläufig aber besiegt der antike ‚Spartaner' den jungen Werther. Die erste Wonne des Frühlings wird von dem frischen Wind des heranbrausenden Gewitters, der Revolution, hinweggefegt. Der Schüler Paolis und Plutarchs weiß, was er zu tun hat, wenn das Vaterland gestorben ist.

„Die göttlichen Gesetze verbieten den Völkern, sich gegen ihre Herrscher zu erheben? Welch ein Unsinn! . . Es gibt kein Gesetz, das ein Volk nicht umzustoßen vermöchte . . . Die Korsen hatten nach dem ‚Gesellschaftsvertrag' das volle Recht, das Joch der Genueser abzuschütteln; nun können sie mit demselben Recht das Joch der Franzosen abschütteln. Amen!"[8] Der ‚Gesellschaftsvertrag', der ‚Contrat social', das ist für ihn das ‚Sesam,

öffne dich', die beschwörende Formel, die die Pforten der Hölle zertrümmert. Bei Sonnenlicht unterrichten ihn seine Vorgesetzten in der Kriegskunst, im ärmlichen Zimmerchen aber lehrt Jean-Jacques ihn die Revolution. Beide Lehren sollten ihm gute Dienste leisten.

Im Herbst 1786 bekommt er seinen ersten Heimatsurlaub, der sich, allen Satzungen des Militärreglements entgegen, dank der Nachsicht der Vorgesetzten, auf nahezu zwei Jahre ausdehnt. Napoleon betrachtet sich nach dem Tode des Vaters nach wie vor als Oberhaupt der Familie und strengt alle Kräfte an, um die verworrenen Angelegenheiten der Signora Lätitia in Ordnung zu bringen.

Von Korsika kehrte er nicht mehr nach Valence zurück, sondern begab sich nach einem ebenso entlegenen Städtchen Südfrankreichs, Auxonne, wohin das Regiment La Fère verlegt worden war.

Ob Bonaparte wohl begriff, welch ein großer Tag für ihn gekommen war, als am 16. August 1789 ein Militäraufstand in Auxonne ausbrach? Die Soldaten verließen die Kaserne unter Absingen revolutionärer Lieder, umringten das Haus des Regimentskommandeurs und forderten die Auslieferung der Regimentskasse; nachdem sie sich betrunken hatten, zwangen sie die Offiziere, sich mit ihnen zu küssen, auf die Freiheit zu trinken, die Farandole zu tanzen.

Bonaparte betrachtete die Revolte mit demselben Ekel, den der revolutionäre Pöbel ihm zeit seines Lebens einflößte. „Hätte man mir befohlen, mit Kanonen auf sie zu schießen, so würden die Gewohnheit, das Vorurteil, die Erziehung, die Achtung vor dem Namen des Königs mich gezwungen haben, ohne Zögern zu gehorchen."[9]

Dies ist aber nur das eine seiner Gefühle für die Revolution; hier das andere: „Die Revolution sagte mir zu, und

die Gleichheit, die mich erhöhen mußte, verlockte mich."[10] Er sollte bald begreifen, was die Revolution auch für sein Vaterland zu vollbringen vermochte.

„Alles hat sich mit einem Schlage verändert," schreibt er von Korsika aus. „Der elektrische Funke ist dem Schoße des Volkes entsprungen, das unsere Tyrannen beherrschten. Nachdem es frei geworden ist, will es, daß auch wir frei werden."[11]

„Es lebe Frankreich! Es lebe der König!" schrie die Volksmenge in den Straßen von Ajaccio, unter dem Geläute der Glocken und dem Geknatter des Feuerwerks, nachdem das Dekret der Nationalversammlung eingetroffen war, das die Aufnahme Korsikas in den Bruderbund des französischen Volkes als unabhängiges und gleichberechtigtes Gebiet verkündete.

„Frankreich, die großmütige Nation, die Wiege der Freiheit!" rief der alte Babbo Paoli unter Freudentränen. „Einst verfluchten wir die Franzosen als unsere Unterdrücker, jetzt aber segnen wir sie als unsere Brüder und Befreier. Wir werden uns nie mehr von dieser segensreichen Regierung - questo ora fortunatissimo governo - abwenden".[12]

„Glückliche Revolution!" sagten die Klugen wie die Dummen gerührt. Engelhaft mutete das Kindergesichtchen des neugeborenen Ungeheuers an. Napoleon war der einzige, der sich nicht selbst belog. „Ich glaube nichts von alledem - je ne crois rien de tout ceci", schreibt er an den Rand der Dijoner Abhandlung von Jean-Jacques ‚Über die Ursachen der sozialen Ungleichheit'. Doch das Herz flüstert eines, die Lippen ein anderes. „Mensch! Mensch! Wie verächtlich bist du in der Sklaverei, wie groß in der Freiheit . . . Zu neuem Leben geboren, bist du wahrlich der Herr der Natur!" phantasiert er, berauscht vom Weine

der Revolution oder vielleicht nur den Berauschten spielend.

Indes lebt der ‚Herr der Natur' nach wie vor in dem ärmlichen Stübchen der Kaserne in Auxonne, als habe es nie eine Revolution gegeben. Das Stübchen hat nur ein Fenster und ist recht spärlich möbliert: ein schmales Bett ohne Vorhänge, ein mit Büchern und Papieren überladener Tisch, auf dem Fußboden ein gleichfalls mit Büchern gefüllter Reisekoffer, ein alter durchgesessener Lehnsessel und sechs Rohrstühle. Nebenan, in einem noch ärmlicher ausgestatteten Zimmer, mit einer Matratze auf dem Fußboden an Stelle eines Bettes, haust sein zwölfjähriger Bruder Ludwig, dessen Erziehung Napoleon übernommen hat, um die Lasten der Mutter Lätitia zu erleichtern. Der ältere Bruder liebt den jüngeren mit väterlicher Zärtlichkeit; seine letzten Groschen wendet er an ihn: beide leben von drei Franken und fünf Centimes täglich. Napoleon kocht selber Suppe, bisweilen aber müssen sie sich von Milch und Brot sättigen. Er unterrichtet den Bruder in Geschichte, Geographie, Französisch, bringt ihm den Katechismus bei, führt ihn täglich in die Kirche zur Messe und bereitet ihn zur Firmung vor, obgleich er selbst an nichts mehr glaubt: „Die Theologie ist die Kloake aller Vorurteile und aller Verirrungen."[13]

Er ist stolz auf die Fortschritte des Knaben. „Er wird der Beste in der Familie, denn keiner von uns hat eine so vorzügliche Erziehung genossen . . . Ein prächtiger Junge, und, was die Hauptsache ist, er hat Herz," schreibt er an seinen Bruder Joseph.[14]

Während er wochenlang an einem Wechselfieber, das er den Sümpfen von Auxonne verdankt, krank daniederliegt, liest und träumt er nach wie vor bis zur Erschöpfung. Es ist dieselbe gigantische Schimäre, die sein Herz, wie einst in der Kindheit, unter Qualen und Wonnen verzehrt. Ob

er nicht an sich selbst denkt, wenn er in seinen historischen Notizen vermerkt: „Der Pharao Sesostris besiegte im Jahre 1491 v. Chr. ganz Asien und gelangte auf dem Land- und Seeweg bis nach Indien.“[15]

Oder wenn er neben die Logarithmen zur Berechnung des Laufes einer Kanonenkugel hinkritzelt: „Die Edelsteine, die an der Kriegsrüstung eines der Perserfürsten funkelten, kosteten 26000000 Franken.“[16] Im trüben Schein der Talgkerze blitzten diese Steine in märchenhaftem Glanz – Scheherezade neben der Logarithmentafel.

Denkt er nicht auch an sich selbst, wenn er über Cromwell schreibt: „Tapfer, gewandt, schlau, falsch, verzehrt von dem unersättlichen Feuer der Ehrsucht, verleugnet er seine anfänglichen republikanischen Gefühle und will allein herrschen, nachdem er die Wonne der Macht gekostet hat.“[17]

Und natürlich denkt er an sich, wenn er von einem großen Manne sagt: „Der Unglückliche! Ich bedaure ihn: er wird von seinesgleichen bewundert und beneidet werden und selbst der elendeste unter ihnen sein . . . Genies sind Meteore, die verbrennen müssen, um ihr Jahrhundert zu erleuchten.“[18]

Und vielleicht ist es eine Art ‚magnetischen Hellsehens‘, das ihm in den Arm fällt,[19] als er, die englischen Besitzungen herzählend, diese vier Worte niederschreibt:

„*Sainte Hélène, petite île . . .*
St. Helena, eine kleine Insel . . .“

Und weiter eine leere, stumme Seite – das Schicksal.

Um jene Zeit geht in Korsika dasselbe vor wie in ganz Frankreich: die alte Ordnung zerbricht, eine neue ist nicht da, und die Anarchie tritt die Herrschaft an. Die ‚glück-

liche Revolution' ist zu Ende; das Engelsgesichtchen der Neugeborenen wird zur teuflischen Fratze des Terrors. Das ganze Land steht in Flammen und schwimmt im Blut.

Napoleon ist mit neuem Urlaub auf Korsika. Hals über Kopf stürzt er sich in revolutionäre Klubs, Komitees, Verschwörungen und studiert den Krieg und die Revolution nicht mehr aus Büchern, sondern in der Wirklichkeit.

In der Osterwoche des Jahres 1792 von den Freiwilligen der Nationalgarde zum Oberst des Bataillons von Ajaccio ernannt, facht er den Funken zur Feuersbrunst an. Ein Straßenkrawall, den eine Bagatelle – ein paar umgeworfene Kegel – veranlaßt hatte, entfesselt den Bürgerkrieg. Die Freiwilligen schließen sich in der Kaserne ein und feuern, angeblich auf Befehl ihrer beiden Führer, Quenza und Napoleon, aus den Fenstern auf die Vorübergehenden, erschießen Frauen und Kinder, machen Ausfälle, plündern Häuser, bemächtigen sich eines ganzen Stadtviertels, wiegeln die Bauern und Hirten der Umgebung auf, die die Stadt belagern und die Zufuhr von Lebensmitteln abschneiden. Bonapartes Ziel ist, die Zitadelle von Ajaccio in seine Gewalt zu bringen. Dieses Ziel erreicht er nicht, gibt die Stadt aber drei Tage hindurch allen Schrecknissen eines feindlichen Einfalls preis – Hunger, Raub, Totschlag, Terror. Lange behielten die Bürger dies im Gedächtnis und verziehen ihm das blutige Osterfest 1792 niemals. „Napoleon Buonaparte ist an allem schuld," sagt der Deputierte Pozzo di Borgo. „Es lassen sich Anklagen gegen ihn vorbringen, genügend, um ihn dreißigmal zu verurteilen; das verunglimpfte Gesetz und die Menschheit muß an ihm gerächt, der blutdürstige Tiger gebändigt werden."[20] „Seht ihr diesen kleinen Mann?" sagt Paoli. „In ihm stekken zwei Mariusse und ein Sulla!" Das heißt zwei Räuber und ein Usurpator.

Als die Ankunft von zwei Kommissaren des Departements die Ruhe wiederherstellt, unterbreitet Bonaparte ihnen eine Rechtfertigungsschrift, in der er beweist, daß er gezwungen gewesen sei, die Freiheit vor der Gegenrevolution zu schützen.

„In der furchtbaren Lage, in der wir uns damals befanden, war Geistesstärke und Kühnheit vonnöten; es bedurfte eines Mannes, der, seine Bestimmung erfüllend, auf die Forderung, zu schwören, daß er das Gesetz nicht übertreten habe, wie Cicero und Mirabeau antworten konnte: ‚Ich schwöre, daß ich die Republik gerettet habe!'" Dieser Mann ist natürlich Napoleon selbst. Aber „die Seelen der Menschen hier sind zu eng, um sich zu den Höhen großer Taten emporschwingen zu können," beschließt er seine Rechtfertigung.[21]

Was für große Taten waren das? Vielleicht legt er sich selbst noch keine klare Rechenschaft darüber ab, hegt aber die vage Hoffnung, die Zitadelle von Ajaccio zu besetzen, sich ganz Korsikas zu bemächtigen, die Ordnung wieder herzustellen und damit die wichtigste Aufgabe seines Lebens – die Bändigung des Revolutionschaos – zu beginnen. Schon in der Wiege umklammerten die Hände des Kindes Zeus den schlüpfrigen Hals des Python, aber sie erwürgten das Reptil nicht: es entwand sich den kindlichen Händen.

„Ich glaube, es wäre besser für dich, so bald als möglich nach Frankreich zurückzukehren," schrieb ihm sein Bruder Joseph,[22] und Napoleon befolgte den Rat: Anfang Mai war er wieder in Paris.

Inzwischen war er im Kriegsministerium wegen der Ostertage in Ajaccio denunziert worden. Ein Kriegsgericht drohte ihm. Die Sache wurde aber dem Justizministerium übergeben, wo sie in Vergessenheit geriet. Wegen Urlaubsüberschreitung aus der Liste des Regiments gestrichen,

mußte er Schritte tun, um wieder in den Dienst aufgenommen zu werden. Dank der Fürsprache seiner Landsleute, der korsischen Deputierten, hatten seine Bemühungen Erfolg: er wurde nicht nur von neuem in das Regiment eingestellt, sondern auch zum Artilleriehauptmann befördert; außerdem erhielt er die volle Gage für die versäumten Monate.

Doch alle diese Erfolge vermögen ihn nach der Erfahrung von Ajaccio nicht zu trösten. Enttäuschten Sinnes betrachtet er die Revolution. „Hier stehen erbärmliche Leute an der Spitze der Bewegung," schreibt er seinem Bruder Joseph. „Du weißt wohl noch, was in Ajaccio geschehen ist? Genau dasselbe spielt sich jetzt in Paris ab; vielleicht sind die Menschen hier sogar noch bösartiger, noch kleinlicher, noch ärgere Verleumder und Flaumacher. Jeder strebt nach seinem Vorteil und erringt ihn durch allerhand Gemeinheiten ... Das alles tötet den Ehrgeiz ... Ruhig leben, sich selbst und die Freuden der Familie genießen, das ist das beste, was man tun kann, wenn man vier- bis fünftausend Franken jährlichen Einkommens hat ..." „Wahrlich, die Völker sind es nicht wert, daß man sich so sehr um ihre Liebe bemüht."[23]

Am 20. Juni 1792 hört er von der Uferterrasse der Tuilerien die unheilkündenden Klänge der Sturmglocke, er sieht sieben-, achttausend Mann mit Beilen, Lanzen, Säbeln, Gewehren, Bratspießen, spitzen Stöcken heranziehen, die sich anschicken, das Schloß zu stürmen, ihren Reden und Gesichtern nach „der allergemeinste, stinkigste Pöbel";[24] und als der Haufe in das Schloß eingedrungen ist, sieht Napoleon in einer der Fensteröffnungen den König Ludwig XVI., mit einer roten Mütze angetan und vom Pöbel umringt.

„Che coglione!" flüstert Bonaparte erbleichend. „Wie konnte man sie einlassen? Man müßte drei-, vierhundert

Mann mit einer Kartätsche niedermähen, und die übrigen würden die Flucht ergreifen."[25]

Am 10. August begegnet ihm beim Überschreiten der Place du Carrousel ein Haufen Menschen von ‚üblem Aussehen', die einen abgeschlagenen Kopf, auf eine Lanze gespießt, mit sich tragen. An seiner Kleidung erkennen sie ihn als ‚Herrn', treten auf ihn zu und verlangen, er solle rufen: „Es lebe das Volk!" – „Das Schloß wurde von dem allergemeinsten Pöbel - la plus vile canaille - belagert." Als es erobert und der König in die Versammlung abgeführt worden war, warf Bonaparte einen Blick in den Tuileriengarten, der mit den Leichen der zur königlichen Garde gehörenden Schweizer besät war. „Kam es von dem engen Raum oder daher, daß ich solches zum erstenmal sah – niemals war ich zeit meines Lebens beim Anblick eines Schlachtfeldes so tief bestürzt durch die ungeheure Menge der Leichen. Und ich sah, wie gutgekleidete Frauen sie mit der äußersten Schamlosigkeit schändeten." Er geht reihum in alle Kaffeehäuser in der Nachbarschaft der Versammlung. „Die Wut kochte in allen Herzen und stand auf allen Gesichtern geschrieben."[26] Sein allzu ruhiges Gesicht erregt Verdacht; er wird scheel angesehen.

„Der Gang der Ereignisse beschleunigt sich," schreibt er einem Onkel nach Korsika. „Ihre Neffen werden sich ihren Weg zu bahnen wissen."[27] Das heißt: „Die Revolution kam mir sehr gelegen; die Gleichheit, die mich erhöhen mußte, bezauberte mich." – „Mensch, du warst Sklave und vermochtest zu leben? ... So wache denn jetzt auf, jetzt oder nimmermehr! Der Hahn hat gekräht, das Zeichen ist gegeben; schmiede den rächenden Dolch aus deinen Ketten," phantasiert er, der Nüchterne, mit den Berauschten. „Ich glaube nichts von alledem," hätte er hinzusetzen können, wie auf dem Rande der Dijoner Abhandlung von Jean-Jacques.

Er glaubt nicht an die Revolution, er haßt sie, dennoch hascht er, ein neuer Romulus, gierig nach den Zitzen der Wölfin; das tolle Wölflein wird sie zwar blutig beißen, sich aber doch an der Milch der Wölfin sattsaugen.

Seine Sache auf Korsika gibt er noch nicht verloren. Im Herbst 1792 kehrt er dahin zurück. Zwei Parteien kämpfen auf der Insel: die eine für die Lostrennung von Frankreich, die andere für die Vereinigung; in der ersten ist Paoli, vorläufig noch heimlich, hinter einer Maske verborgen; auf der anderen Seite steht Napoleon mit seinen Brüdern Lucien und Joseph.

Nach der Hinrichtung Ludwigs XVI., am 21. Januar 1793, sagte Bonaparte zu dem Kommissar des Konvents auf Korsika: „Ich habe gründlich über unsere Lage nachgedacht. Wir stehen hier im Begriff, Dummheiten zu machen. Der Konvent hat natürlich ein großes Verbrechen begangen, und ich beklage das mehr denn irgendein anderer; aber Korsika muß mit Frankreich vereinigt werden, mag geschehen, was will." Das hieß: ‚mit der Revolution vereinigt'.[28]

So stießen Bonaparte und Paoli auf einem engen Steg zusammen und konnten einander nicht mehr ausweichen: einer mußte fallen.

Der achtzehnjährige Knabe, Lucien Bonaparte, spielt mit dem Feuer und sprengt das Pulverfaß. Ohne Wissen der Brüder sendet er, durch Vermittlung des Republikanischen Klubs in Toulon, eine Anzeige gegen Paoli an den Konvent; er klagt ihn der Gegenrevolution an, heimlicher Verbindung mit England, des Bestrebens, sich von Frankreich zu trennen und Diktator von Korsika zu werden. „Auf die Guillotine!" brüllt Marat, und der Konvent beschließt, Paoli zu verhaften.

Der kleine Schelm triumphiert. „Ich habe den tödlichen Schlag gegen unsere Feinde geführt. Das hättet ihr wohl

nicht erwartet?" schreibt er an seine Brüder.[29] Der Brief wird aufgefangen und Paoli gezeigt. „Ach, der Mistfink! - briconcello!" ruft dieser verächtlich.[30] Er zweifelt nicht daran, daß alles ein Werk Napoleons sei.

Der aber war selbst überrumpelt worden: eine so plötzliche Lösung hatte er nicht erwartet und keine Zeit gehabt, sich darauf vorzubereiten. Er verfaßte für den Klub der Patrioten von Ajaccio eine Adresse an den Konvent, worin er Paoli gegen die ‚Verleumdung' verteidigte. Vielleicht wollte er ihn begütigen. Als Paoli aber Kenntnis davon erhielt, rief er mit derselben Verachtung, die er gegen Lucian, den Mistfink, gezeigt hatte: „Ich kümmere mich wenig um seine Freundschaft! - Poco mi preme di sua amicizia!"[31] Der junge Löwe hatte seine Krallen bereits ausgestreckt. Paoli aber meinte noch immer, mit einem Schoßhündchen zu spielen.

Nun schonte auch Napoleon seinen früheren Abgott nicht mehr: er denunzierte ihn in Paris, die ‚Verleumdungen' Lucians wiederholend und von sich aus hinzufügend: „Welch ein verhängnisvoller Ehrgeiz hat den Verstand dieses sechzigjährigen Greises getrübt! Güte liegt auf seinem Antlitz, in der Seele aber schlummert die Bosheit; Sanftmut in den Augen und Galle im Herzen."[32]

Es war aber keineswegs leicht, Paoli auf Korsika festzunehmen: die ganze Insel stand auf wie ein Mann, um ihren alten Babbo zu schützen.

Die Masken wurden abgeworfen. Paoli ernannte sich zum ‚Generalissimus', zum Diktator von Korsika, und berief eine große Volksversammlung, die Consulta, nach Corte. Hier wurden die Brüder Bonaparte für ‚Verräter' und ‚Vaterlandsfeinde' erklärt, dem ‚ewigen Fluch und der ewigen Schmach' preisgegeben.

Napoleon begriff, daß er auf Korsika nichts mehr zu tun hatte, und floh von Ajaccio nach Bastia, zu den Kommis-

saren des Konvents. Der Mutter ließ er sagen: „Halten Sie sich zur Abreise bereit; dieses Land ist nicht für uns - Preparatevi; questo paese non è per noi!".[33]

Signora Lätitia floh mit den jüngeren Kindern in die Berge, wie vor vierundzwanzig Jahren, als sie Napoleon unter dem Herzen getragen hatte. Die Flüchtlinge verließen Ajaccio nachts und waren am Morgen auf den ersten Höhen, von wo aus man die Stadt noch sehen konnte. Eins von ihnen sah sich um, erblickte eine Rauchsäule und sagte zu Signora Lätitia: „Dort brennt Ihr Haus!" – „Mag es brennen, wir bauen uns ein besseres!" soll die ‚Mutter der Gracchen' erwidert haben. Sie bauten sich in der Tat ein besseres.[34]

Am 11. Juni 1793 bestieg Napoleon mit den Seinen ein französisches Kriegsschiff und war zwei Tage später in Toulon.

Von nun an war er ein Mann ohne Vaterland: Korsika hatte aufgehört, es ihm zu sein, Frankreich konnte es nie werden. Das Vaterland hatte ihn hergegeben, um ihn der Welt zu schenken. Der Augenblick, der ihm das Vaterland raubte, gebar ihn der Welt.

Mutter Lätitia ließ sich mit den Kindern erst in La Valette, einer Vorstadt von Toulon, nieder, später in Marseille, wo sie in tiefer Armut lebte. Napoleons Schwestern, die zukünftige Herzogin von Toskana und die Königin von Neapel, sollen Seite an Seite mit den Marseiller Waschfrauen Wäsche gewaschen haben.

Napoleon begab sich nach Nizza, zu seinem Regiment, diente erst bei den Küstenbatterien und wurde dann mit einem Munitionstransport nach Avignon geschickt; unterwegs geriet er mitten in die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Truppen des Konvents und den aufständischen Marseillern, die Avignon besetzt hielten.

Bonaparte half dem General Carteaux, den Aufständischen die Stadt zu entreißen, und wollte sich nun über Marseille zu seinem Regiment zurückbegeben. Es war ihm jedoch nicht beschieden, es zu erreichen; in Marseille erwartete ihn das Schicksal – der Stern der Morgendämmerung.

Auf dem Wege nach Marseille verfaßte er eine politische Broschüre, deren erste Ausgabe auf seine eigenen, die zweite aber auf Staatskosten gedruckt wurde, das ‚Souper de Beaucaire', ein Dialog zwischen mehreren Personen, vier Zivilisten und einem Militär (Napoleon selbst), die sich zufällig im Gasthof bei der Abendtafel zusammengefunden haben. Napoleon beweist, daß die Marseiller, die sich gegen den Konvent empört und sich England in die Arme geworfen hatten, zu Verrätern an der Republik geworden seien; er beschwört sie, in deren Mutterschoß zurückzukehren; versichert, daß die Montagnards keine ‚blutdürstigen Unmenschen', sondern ‚untadelige und unwandelbare Freunde des Volkes' seien, und daß sie die Marseiller wie verirrte Kinder behandelt hätten.[35]

„Ich glaube nichts von alledem," hätte er auch hier hinzufügen können. Aber man mußte mit den Wölfen heulen, oder, wie er damals zu sagen pflegte: „Lieber fressen, als gefressen werden."[36]

Die Wölfin heult, aber sie nährt ihr Junges, und es wachsen ihm Zähne, mit denen es vielleicht sie selbst, seine Nährmutter, zerfleischen wird.

Am 26. September 1793 schreibt der korsische Deputierte des Konvents, Saliceti, ein Freund Bonapartes, aus Toulon an den Wohlfahrtsausschuß in Paris: „Major Dommartin wurde verwundet, und unsere Artillerie hatte keinen Chef mehr. Doch da kam uns der Zufall zu Hilfe: wir haben den Bürger Buonaparte, einen sehr tüchtigen Hauptmann, der zur Armee von Italien unterwegs war, angehalten und ihm befohlen, Dommartin zu ersetzen."[37]

So sah Napoleon sich plötzlich vor den Mauern des belagerten Toulon.

„Dort bemächtigte die Geschichte sich seiner, um ihn nicht mehr loszulassen," sagt Las Cases im Mémorial. „Dort beginnt seine Unsterblichkeit."[38]

TOULON

1793–1794

„Der Krieg ist eine seltsame Kunst: ich habe sechzig große Schlachten geliefert und nichts gelernt, was ich nicht schon vorher gewußt hätte," sagte Napoleon auf St. Helena.[1]

Dieses wunderbare, angeborene, jeglicher Erfahrung vorauseilende Wissen, das ‚rückerinnernde Wissen', die Anamnesis Platos, offenbarte er schon bei seiner ersten kriegerischen Tat, der Belagerung von Toulon. „Wer hat ihn das gelehrt? Woher weiß er das alles?" fragten sich die erfahrenen Kriegsleute im Lager von Toulon ebenso erstaunt, wie einst der Mathematiklehrer in Brienne; auch sie hatten den Eindruck, als lerne er nichts Neues kennen, sondern besinne sich lediglich auf das Alte.

Als dieser vierundzwanzigjährige Artillerie-Hauptmann im Lager erschien, schmächtig, hager, langhaarig, einem sechzehnjährigen Mädchen ähnlich, jedoch würdevoll in seinem Auftreten, mit ruhig-befehlendem Blick, da fühlten alle mit einemmal, daß die Macht ihm gehörte.

Um gebührend würdigen zu können, was Bonaparte bei der Belagerung von Toulon geleistet hat, muß man wissen, welche Schwierigkeiten er zu überwinden hatte.

Das befestigte Lager von Toulon mit seinen gewaltigen Forts und zwei vortrefflichen Reeden wurde damals für eine der uneinnehmbarsten Festungen der Welt gehalten.

Die mächtige englisch-spanische Flotte und die englische Artillerie bildeten zudem eine nicht unerhebliche Verstärkung.

Toulon, durch den Terror ebenso zur Verzweiflung gebracht, wie Marseille, hatte sich gegen den Konvent erhoben und hatte sich den Engländern in die Arme geworfen. Es hätte sich auch dem Teufel verschrieben, um sich aus Marats Wolfsrachen zu retten. Die Stadt verteidigte sich mit außergewöhnlichem Heldenmut, so daß die Belagerung sich in die Länge zog: diese Nuß war dem Konvent zu hart. Sein Heer bestand zu einem Viertel aus betrunkenem, radausüchtigem Gesindel, das auch die übrigen drei Viertel verseuchte. Der Geist des Heeres war gesunken, die Disziplin vernichtet. „Überall Unordnung und Führerlosigkeit," sagt Napoleon in seinen Erinnerungen. Zweihundert ‚Volksvertreter', die sich aus den benachbarten Jakobinerklubs im Lager zusammengefunden hatten, zweihundert Schwätzer, die fortwährend mit neuen Kriegsplänen kamen und überall Gegenrevolution witterten, trugen vollends zur Zersetzung des Heeres bei.

Doch das schlimmste war wohl der Führer dieses Heeres, General Carteaux, ein Mann von grenzenloser Unwissenheit in kriegerischen Dingen, von jener besonderen Dummheit, wie sie die Menschen in Revolutionszeiten befällt, wenn der Massenwahn sich dem des einzelnen zugesellt. Dieser Sansculotte-General mit seinem verwegenen Äußeren, ‚von Kopf bis zu Fuß vergoldet', gebläht von revolutionärem Hochmut, stolzierte unter den Deputierten einher wie der Hahn im Hühnerhof.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Bürger?" empfing er Bonaparte mit würdevoller Miene.

Dieser überreichte ihm den Rapport mit seiner Ernennung.

„Sie kommen zu spät," sagte Carteaux, sich den Schnurr-

bart streichend. „Seien Sie übrigens willkommen. Morgen stecken wir Toulon in Brand, und Sie können unsern Ruhm teilen, ohne sich anstrengen zu müssen.“[2]

Mit jener prophetischen Hellsichtigkeit, die das Wesen seines kriegerischen Genies ausmachte, erkannte Napoleon sofort, daß das Fort Eguillette, auf der Spitze der Halbinsel Le Caire, am Eingang der Kleinen Reede in die Große gelegen, der einzige Schlüssel der Festung war. „Man muß Eguillette nehmen, dann vergehen keine acht Tage und wir sind in Toulon,“ wiederholte er im Laufe von drei Monaten allen, die ihn hören wollten. Es dem General Carteaux begreiflich zu machen, war indes nicht so ganz leicht.

„Da ist Toulon!“ rief Napoleon einmal aus und zeigte das Fort Eguillette auf der Karte.

„Der Bursche scheint in der Geographie nicht gerade stark zu sein,“ flüsterte der General seinem Nachbar zu und stieß ihn mit dem Ellbogen an.[3]

Und später, als der Angriff auf Eguillette, auf dringendes Verlangen der Deputierten des Konvents endlich beschlossen war, wiederholte Carteaux, der Verrat witterte, immerfort, daß Toulon gar nicht dort sei. Zum Glück war seine Frau klüger als er.

„Laß den jungen Mann doch machen, was er will,“ sagte sie offenherzig. „Er versteht mehr als du, er verlangt nichts von dir und erstattet dir über alles Bericht. Im Falle des Gelingens trägst du den Ruhm davon; wird es ein Fehlschlag, so ist er allein dafür verantwortlich.“[4]

Bonaparte hatte es verstanden, die beiden Heeresdeputierten des Konvents, Gasparin und seinen Landsmann Saliceti, für sich einzunehmen, so wie er einen jeden zu bezaubern wußte, wenn ihm daran lag. Auf sie gestützt, verdrängte er Carteaux allmählich von seinem Platz und bemächtigte sich der Herrschaft über die Armee. Er allein

war in Wahrheit der Oberbefehlshaber bei der Belagerung von Toulon.

Als der Wohlfahrtsausschuß beschloß, alle Kräfte des Südens gegen Toulon zu konzentrieren, und Carteaux durch den alten, erfahrenen General Dugommier ersetzte, atmete Bonaparte erleichtert auf. Dugommier verfiel seinem Zauber ebenso wie die beiden Deputierten und nahm seinen Plan gegen den Wunsch des Wohlfahrtsausschusses an.

Der kleine Artillerie-Kommandant vollbrachte solche Wunder in der Armee, daß die Leute ihren Augen nicht glauben wollten: er brachte Ordnung in das Chaos, machte aus den wilden Scharen der Revolution eine stattliche Kriegsmacht, verwandelte die frechen Sansculotten und Galgenstricke in tapfere und ehrliche Soldaten; er bezwang sie durch einen ruhigen Blick, ein kluges Wort, einen Scherz, durch Freundlichkeit oder Strenge.

Mit unfehlbarem Instinkt erkannten die Soldaten in ihm den Führer und den Menschen-l'homme-, wie sie ihn später schlechtweg nannten. Wurden sie durch einen unerwarteten Ausfall des Feindes überrumpelt, so riefen die Befehlshaber der verschiedenen Stellungen wie aus einem Mund: „Lauft zu Bonaparte, er weiß, was zu tun ist!"[5] Und er wußte es. Er wußte alles und kannte alle, sah die Menschen durch und durch; er schätzte jeden Mann auf den ersten Blick richtig ein und stellte ihn an den richtigen Platz; die Tüchtigsten zeichnete er aus und zog sie in seine Nähe: so den Hauptmann Muiron, den künftigen Helden von Arcole, den Sergeanten Junot, den späteren Herzog von Abrantès, Marmont und Duroc, die künftigen Marschälle. Der Generalstab der Großen Armee war bereits geschaffen.

Alle entflammte er durch sein Feuer, übertrug seine Kühnheit auf sie, seinen alles umfassenden Tatendurst; er

war alles für alle: bald Infanterist, bald Reiter, hier Sappeur, dort Kanonier. Er schonte sich selbst am allerwenigsten: kommandierte wie ein General und ging ins Feuer wie ein Gemeiner; alle Entbehrungen teilte er mit den Soldaten, aß schwarzes Brot, schlief auf Stroh unter dem Geschütz; die Brüderlichkeit und Gleichheit der Revolution waren ihm keine leeren Worte, er setzte sie in die Tat um.

Nie hat er sich unerschrockener gezeigt als bei der Belagerung von Toulon. Drei Pferde wurden unter seinem Leib getötet. Unerschütterlich unter den dahersausenden Geschossen, ohne sich vom Platz zu rühren, ohne mit der Wimper zu zucken, rief er nur ab und zu: „Achtung, eine Bombe!", als spiele er mit Schneebällen im Schulhof zu Brienne. Einmal flog eine Bombe so nah an ihm vorüber, daß der Luftdruck ihn umwarf und ihm eine Kontusion beibrachte. Trotzdem blieb er im Feuer.

Ein andermal wurde neben ihm, auf der Batterie der Sansculotten, ein Kanonier getötet. Napoleon trat an seine Stelle beim Geschütz, ergriff den Ansetzer und machte sich ans Laden. Der getötete Kanonier hatte an einer bösartigen Krätze gelitten, und Bonaparte wurde durch den Ansetzer infiziert. Von anderweitigen Sorgen in Anspruch genommen, ließ er sich nicht gründlich behandeln; die Krankheit drang ins Innere und kostete ihm beinahe das Leben. Von ihr kam seine außergewöhnliche Magerkeit, die ihm das Aussehen eines Todkranken gab und Jahre hindurch, bis zum Konsulat, anhielt.[6] Aber er bezwang die Schwäche des Körpers mit der Kraft des Geistes. „Mit meinem Körper machte ich stets, was ich wollte."[7]

Die Batterie am Kleinen Gibraltar lag unter so mörderischem Feuer, daß die Leute sich weigerten, ihm standzuhalten. Da befahl Bonaparte, an einer sichtbaren Stelle eine Tafel anzubringen mit der Aufschrift: ‚Batterie der

Furchtlosen', und nun bewarben sich die Leute um den Dienst an dieser Stelle, wie um eine besondere Ehre. Aber auch hier entschied nicht das Wort, sondern die Tat: der Kommandeur stand allen voran im Feuer.

Die Soldaten liebten diesen schmächtigen Knaben, der einem Mädchen glich und an ihrer Sansculottenkrankheit, der Krätze, litt. Er ‚dauerte' sie. Erblickten sie sein mageres Figürchen, das sich ganz oben an der Brustwehr wie eine schwarze Silhouette von dem weißen Rauch und dem roten Feuer der krepierenden Geschosse abhob, so konnten sie das nicht ruhig mit ansehen, sie stürzten ihm nach ins Feuer, mit dem einzigen Gedanken: „Lieber selbst sterben, als sehen, wie dieser kranke Knabe stirbt!"

Am 11. Dezember legte der General Dugommier dem Kriegsrat Bonapartes Plan vor und verhalf ihm zum Siege: das Fort Eguillette sollte genommen, das englische Geschwader von der Höhe der Halbinsel Le Caire beschossen und zur Räumung der beiden Reeden gezwungen werden; der Hoffnung auf die Flotte beraubt, würde die Garnison die Forts verlassen und die Stadt übergeben.

Nach dreitägigem vorbereitendem Artilleriefeuer war der Sturm auf die Englische Redoute, den Schlüssel des Forts Eguillette, möglich geworden. Am 17. Dezember schritt das republikanische Heer in drei Kolonnen, um ein Uhr nachts, bei Gewitter und strömendem Regen, zum Angriff. In der Dunkelheit konnten die Dispositionen, wie dies häufig geschieht, nicht ordnungsgemäß durchgeführt werden. Zwei der angreifenden Kolonnen marschierten geradeaus auf die Redoute los, aber nur ein kleiner Teil erreichte sie, der übrige wurde zerstreut. Plötzlich ertönten Rufe aus dem Dunkel: „Rette sich, wer kann! Verrat!" und die Flucht begann. Die besseren Leute aber gelangten, Schulter an Schulter gedrängt, ohne daran zu denken, ob

ihrer viele waren oder wenig, im festen Glauben an sich selbst, einer den andern anfeuernd, bis an den Fuß des Kaps, erkletterten den steilen Abhang, drängten den ersten Vorposten, der aus Engländern, den zweiten, der aus Spaniern bestand, zurück, und drangen unter einem Hagel von Kugeln und Granaten immer weiter und weiter vorwärts. Begleitet von dem Grollen des Donners, der sich in das Gebrüll der Geschützsalven mischte, als wolle der Himmel in diesen irdischen Krieg eingreifen, erreichten sie die Mauer der Redoute, zerstörten die Barrikaden, überstiegen Verhau und Graben, erklommen die Brustwehr, schlugen die dort postierten Kanoniere nieder und drangen in die Redoute ein.

Schon riefen sie: „Sieg! An die Bajonette!" Aber ein zweiter Verhau mit unzähligen Querwällen gebot ihnen Halt, sie wichen unter dem mörderischen Feuer zurück und verließen das Fort durch dieselben Schießscharten, durch die sie soeben eingedrungen waren. Sofort aber nahmen sie den Angriff wieder auf, drangen von neuem in die Redoute ein und mußten, von einer Salve empfangen, abermals zurück. General Dugommier stürzte zu der Reservekolonne Bonapartes. Hauptmann Muiron führte sie bereits zum Sturmangriff und erreichte die Höhe, alle Krümmungen des ihm gut bekannten Pfades ausnutzend, fast ohne Verluste.

Um drei Uhr nachts gelang es den Republikanern durch einen dritten und letzten Sturmangriff, die Redoute endgültig zu erobern. Muiron durchschritt die Schießscharte als erster, ihm folgten Dugommier und Bonaparte.

Der Sergeant Paitou fiel, an der Schulter und am Bein verwundet, in einen Graben, stand aber sofort wieder auf, arbeitete sich heraus und rief, sich von neuem ins Gefecht stürzend, seinen Kanonieren zu: „Vorwärts, Brüder, wir sind ja von der Batterie der Furchtlosen!" In diesem Au-

genblick kam der Name den Angreifenden zustatten: vielleicht schien es dem Sergeanten, als schrieben die Blitze ihn mit feurigen Lettern auf den schwarzen Himmel, als wiederholte ihn die Stimme des Donners.

In der Redoute war das Feuer schon verstummt, und die Leute rangen stumm miteinander, Mann gegen Mann, Brust an Brust, Bajonett gegen Bajonett. Die englischen Kanoniere ließen sich an ihren Geschützen in Stücke hakken. Schließlich aber besiegte die Wut der Angreifenden ihren hartnäckigen Widerstand. Die Carmagnolen bemächtigten sich der Höllenredoute, wie sie sie nannten; aus schwer atmender Brust entrang sich das Triumphgeschrei: „Die Redoute ist unser!“[8]

Bonaparte bewies an jenem Tag den größten Heldenmut. Ein Pferd wurde unter seinem Leib getötet, er erhielt einen Bajonettstich in den Schenkel, eine so schwere Wunde, daß man befürchtete, das Bein müßte amputiert werden. Es ist kaum zu glauben, daß er trotzdem noch am selben Tage die Errichtung einer Batterie auf dem Kleinen Gibraltar leitete.

Um fünf Uhr früh schritten die Carmagnolen fröhlich zum Sturmangriff auf das Fort Eguillette. Es lange zu behaupten war nach dem Fall der Redoute unmöglich geworden; die Engländer räumten das Fort nach kurzer Zeit.

„Morgen oder übermorgen spätestens soupieren wir in Toulon,“ sagte Bonaparte nach der Übergabe von Eguillette.[9] Im Heere wollte man das immer noch nicht glauben; als die Voraussage sich dann erfüllte, konnten die Leute sich vor Staunen kaum fassen; Bonaparte schien ihnen ein Hexenmeister.

Am Morgen des 18. Dezember bemerkten die Republikaner, daß die Besatzungen fast sämtliche Forts von Toulon räumten. Gegen Abend vernahm man ein Getöse aus der Stadt, das eine regellose Flucht ankündigte. Um neun

Uhr ließen zwei ohrenbetäubende Explosionen die Stadt in ihren Grundfesten erzittern; ein unterirdischer, wie von einem Erdbeben herrührender Stoß wurde noch in einer Entfernung von sieben Kilometern verspürt: auf der Reede waren zwei spanische, mit Pulver beladene Fregatten gesprengt worden.

Um dieselbe Zeit verließ der Kommodore Sydney Smith, von den Höhen Le Caires aus mit Bomben und Brandkugeln beschossen, die beiden Reeden. In der Stadt wüteten Brände an allen Ecken und Enden: das Arsenal, das militärische Hauptdepot, die Schiffsholzlager, die Böttcherwerkstätten, dazu zwölf Schiffe der französischen Flotte standen in Flammen.

Die Carmagnolen, die sich unter heiteren Zurufen, revolutionäre Lieder singend, den Mauern Toulons näherten, verstummten plötzlich und blieben, wie vom Donner gerührt, stehen. Die flammenden Rümpfe der Schiffe wirkten wie Freudenfeuer, das Arsenal, in Rauch und Flammen gehüllt, gemahnte an den Ausbruch eines Vulkans. Am Himmel loderte ein gewaltiger Feuerschein, der die Nacht tageshell erleuchtete.

Und die mädchenhaft-schmächtige Gestalt des kranken Knaben hob sich scharf umrissen ab von diesem Feuerschein – der Morgenröte einer neuen Zeit: Napoleon trat in die Welt ein.

VENDÉMIAIRE

1794–1795

Er trat in die Welt ein, aber die Welt kannte ihn nicht; vielleicht kannte er selbst sich noch nicht genug.

Sein Erfolg freute ihn, „setzte ihn aber nicht in Erstaunen".[1] Sein unklares ‚rückerinnerndes Wissen' sagte ihm, dieser Erfolg sei lediglich der erste Schritt auf einem

Wege, so lang und so schwer, wie ihn ein Mensch noch nie gegangen war.

Die ganze Armee wußte, daß Bonaparte Toulon erobert hatte, Paris aber wußte es nicht oder wollte es nicht wissen. „Er muß belohnt und ausgezeichnet werden; sollte man sich aber undankbar gegen ihn zeigen, so wird er seinen Weg allein finden," schrieb Dugommier an das Kriegsministerium.[2]

Am 6. Februar bestätigte der Konvent die Ernennung Bonapartes zum Brigadegeneral der Artillerie. Zugleich mit dem Generalsrang erhielt er einen mühevollen, verantwortungsreichen, wenig lohnenden Auftrag: die Inspektion der Küstentruppen der Italienischen Armee. Dazu kam aber etwas noch Schlimmeres.

Der Deputierte des Konvents im Heere, Robespierre jun., der wie alle vor Toulon von Bonaparte entzückt war, forderte ihn auf, nach Paris zu kommen; er hoffte ihm durch Vermittlung seines Bruders den Oberbefehl über die Armee im Innern des Landes zu verschaffen. Die Versuchung war groß. Aber Bonaparte wußte, sein ‚rückerinnerndes Wissen' sagte es ihm, daß seine Stunde noch nicht gekommen war: ‚die Birne war noch nicht reif'. Der feurige Jüngling handelte wie ein durch lange Erfahrung kaltblütig gewordener Greis. „Was soll ich auf dieser verfluchten Galeere (dem Terror)!" antwortete er Robespierre und weigerte sich entschieden, dem Rufe zu folgen. Diese Absage zeigt den ganzen Napoleon, mit seinem ‚Genie im Quadrat', wie er es später nannte; mit Heraklit könnte man es auch die ‚Vereinigung der Extreme' nennen: eiskalte Berechnung mit flammender Leidenschaft, Apollo und Dionysos. Er baute an seiner wahnwitzigen Schimäre mit geometrischer Genauigkeit.

Der 9. Thermidor brach an. Maximilian Robespierre wurde hingerichtet, mit ihm sein jüngerer Bruder. „Ich

bin etwas betrübt über sein Unglück, denn ich liebte ihn und hielt ihn für rein-pur-," schreibt Bonaparte ebenso kühl und berechnend über seinen Freund von gestern. „Aber hätte mein eigener Vater nach der Tyrannei gestrebt, ich hätte auch ihn erdolcht."[3] Dieser Brief sollte ihm bald gute Dienste leisten.

Die Regierung, der Bonaparte gedient hatte, war gefallen. Eine neue Schreckensherrschaft brach an. Die Jakobiner denunzierten sich gegenseitig, um ihre Köpfe zu retten. Saliceti, vor kurzem ebenfalls noch Bonapartes Freund, zeigte ihn dem Konvent an: er hätte mit den beiden Brüdern Robespierre eine Verschwörung angezettelt, Kriegspläne für sie ausgearbeitet, um die Republik ihren Feinden, den Genuesern, auszuliefern, und hätte außerdem die zerstörten Befestigungen von Marseille, der Brutstätte der Gegenrevolution, wieder herstellen wollen.

Der Konvent beschloß, Bonaparte dem Gericht zu übergeben. Am 12. August wurde er verhaftet und in der Festung von Antibes eingeschlossen. Er wußte: es war nur ein Schritt vom Gefängnis aufs Schafott; leicht hätte er fliehen können, aber die ‚Erinnerung' sagte ihm, daß er es nicht tun dürfe.

„War ich der Revolution von Anfang an nicht stets ergeben?" schrieb er in seiner Rechtfertigung an den Konvent. „Ich habe alles verloren, der Republik alles geopfert. Ich habe mir den Namen eines Patrioten verdient ... Schenken Sie mir Gehör, befreien Sie mich von der schweren Last der Verleumdung ... Wenn die Feinde mir aber nach dem Leben trachten – ich schätze es so wenig und habe es so oft gering geachtet. Ja, nur der Gedanke, daß mein Leben dem Vaterlande von Nutzen sein könnte, läßt mich seine Lasten mutig ertragen!"[4]

Zwei Wochen später wurde er freigelassen, jedoch ohne in sein früheres Amt wieder eingesetzt zu werden; er wurde

zum Befehlshaber einer Infanteriebrigade bei der Armee des Westens, in der öden, blutigen Vendée, ernannt, was einer Verbannung gleich kam; als er sich weigerte, wurde er von der Liste der Artillerie-Generäle gestrichen. Dies war der Lohn für Toulon.

Der Lebensfaden war gerissen; alles mußte von neuem begonnen werden.

Ende Mai 1795 ging er nach Paris. In der Armee hatte sein Name bereits einen guten Klang, in Paris aber war er nichts, oder noch schlimmer – eine übel beleumundete Person, ein abgesetzter General des Konvents. Seine Mittel waren erschöpft, das letzte aus der Armee mitgebrachte Geld ging durch unglückliche Spekulationen verloren. Müßig schlenderte er durch die Straßen. Es gab Augenblicke, da die Verzweiflung ihn packte: „Ich bin nahezu bereit, dem tierischen Instinkt nachzugeben, der mich zum Selbstmord treibt." – „Ich hänge sehr wenig am Leben ... Ich befinde mich dauernd in einem Seelenzustand, wie am Vorabend einer Schlacht, fest überzeugt, daß, wenn der Tod heute oder morgen allem ein Ende machen kann, es einfach töricht wäre, sich noch Sorgen zu machen. Kurz, alles zwingt mich, dem Geschick zu trotzen, und wenn dieser Zustand noch längere Zeit anhält, kann es geschehen, daß ich eines schönen Tages einem heranrollenden Wagen nicht ausweiche."[5]

„Er war das hagerste, das seltsamste Geschöpf, das ich je gesehen," schreibt eine geistreiche Frau über den Bonaparte jener Tage. „Er trug nach damaliger Mode ‚Hundeohren'– lange, bis auf die Schultern herabfallende Haare ... Sein düsterer Blick ließ den Gedanken an einen Menschen aufkommen, dem man zur Abendzeit nicht gern im Walde begegnet wäre ... Auch seine Kleidung flößte kein Vertrauen ein: die abgetragene Uniform sah so erbärmlich aus, daß ich anfänglich gar nicht glauben konnte, einen

General vor mir zu haben. Bald aber entdeckte ich, daß er ein sehr kluger oder zum mindesten ein ungewöhnlicher Mensch sei ... Wäre er nicht so mager gewesen, daß er krank erschien und man bei seinem Anblick Mitleid empfand, so hätte man bemerken können, daß er ungemein feine Gesichtszüge hatte; besonders der Mund war wundervoll... Bisweilen sprach er viel und wurde lebhaft, wenn er von der Belagerung Toulons erzählte, dann wieder versank er in düsteres Schweigen ... Es scheint mir jetzt, man hätte in den Linien seines so feinen, zarten und doch strengen Mundes lesen können, daß er die Gefahren verachtete und den Feind ohne Zorn besiegte."[6]

In jener Zeit erhielt er den Posten eines kleinen Beamten im topographischen Bureau der dem Wohlfahrtsausschuß angegliederten Kriegskanzlei, dem Löwenrachen des Terrors, und unterbreitete dem Höchstkommandierenden der Armee des Innern, General Schérer, seinen Plan für den italienischen Feldzug, denselben, den er nach Jahresfrist ausführte, den größten strategischen Entwurf seit Alexander und Cäsar. Schérer bewertete ihn als „wahnwitzige, einem kranken Hirn entsprungene Schimäre".[7] Da beschloß Bonaparte, als Artillerie-Instrukteur zum Sultan nach Konstantinopel zu gehen: lieber in die Hölle, nur fort aus Paris!

Nach dem 9. Thermidor war die Lage des Konvents unhaltbar geworden. Die Royalisten und die Jakobiner vereinigten sich: diese, um die Revolution zu ersticken, jene, um die Schreckensherrschaft zu erneuern.

Am 12. Vendémiaire (4. Oktober) erhoben sich dreißig von den achtundvierzig militärischen Sektionen in Paris, zu denen je ein Bataillon der Nationalgarde gehörte, gegen den Konvent. Dreißigtausend Bajonette bedrohten ihn. Der Befehlshaber der Konvent-Armee, General Menou, wagte es nicht, auf das ‚souveräne Volk' zu schießen, und

knüpfte Verhandlungen mit den Aufständischen an, wofür er als Verräter erklärt und verhaftet wurde. An seine Stelle ernannte man den Deputierten Barras. Dieser, kein allzu fähiger General, bedurfte eines Helfers. Nun erinnerte man sich des Helden von Toulon, Bonaparte.

Um ein Uhr nachts ließ Barras ihn zu sich kommen und bot ihm die zweite Kommandostelle in der Armee an.

„Geben Sie mir Bedenkzeit," sagte Bonaparte.

„Überlegen Sie, aber nicht länger als drei Minuten," erwiderte Barras und blieb wartend vor ihm stehen.

In diesen drei Minuten entschied sich Napoleons Geschick. „Soll ich zum Sündenbock für so viele fremde Verbrechen werden? Soll ich meinen Namen so vielen furchtbaren Namen anreihen?"[8] Den Konvent retten hieß den Terror retten. Die Wölfin-Revolution hatte ihn schon fast verschlungen; sollte er sich abermals an ihre eiserne Brust werfen? Vielleicht dachte er damals nicht daran, sondern lauschte einzig und allein der leisen Stimme seines Schicksals, dem traumhaften ‚rückerinnernden Wissen'.

„Ich bin einverstanden," antwortete er nach Ablauf der drei Minuten.

„Bonaparte, wer, zum Teufel, ist das nun wieder?" fragte man sich in der Armee des Konvents voller Zweifel. „Ich brauchte diesen kleinen Mann mit dem monumentalen Gesicht nur zu erblicken, um den wiederzuerkennen, der mir dereinst in der Allee des Feillants wie ein Opfer erschienen war," sagt General Thiébault in seinen Erinnerungen, vielleicht ohne die tiefe Bedeutung dieser geheimnisvollen Worte ‚wie ein Opfer' richtig zu verstehen. „Die unordentliche Kleidung, die lang herabhängenden Haare und das Abgenutzte seiner äußeren Erscheinung verrieten auch jetzt seine Armut ... Seine Tätigkeit jedoch setzte alle in Erstaunen: er war allgegenwärtig; kaum war er an einem Ort verschwunden, so tauchte er an einem

andern wieder auf; noch mehr staunte man über die Kürze, die Klarheit und die Schnelligkeit seiner im höchsten Grade gebieterischen Anordnungen; die anfängliche Verblüfftheit über die Richtigkeit seiner Dispositionen verwandelte sich alsbald in Entzücken."[9]

Im Laufe von fünf Nachtstunden schuf er überall Ordnung und entwirrte das Chaos.

Den dreißigtausend Bajonetten der Nationalgarde hatte der Konvent nur sieben- bis achttausend Mann zweifelhafter Truppen entgegenzusetzen. Um diese Zahl zu vergrößern, hatte man die Gefängnisse geöffnet und die allergefährlichsten Terroristen freigelassen. Während die Zungendrescher im Konvent schwätzten, verbrüderten sich die Soldaten auf der Straße mit den Aufständischen. Dem machte Bonaparte ein Ende: er bewaffnete zunächst die Deputierten, 800 Mann. Da wurden die Schwätzer stumm und kleinmütig, als hätten sie plötzlich begriffen, daß ihre Herrschaft dem Ende entgegenging.

Die Aufständischen entsandten ein Bataillon in das Lager von Sablon, um die Artillerie herbeizuschaffen. Bonaparte aber hatte schon eher daran gedacht und seinen Adjutanten Murat dorthin beordert; dieser kam den Aufständischen zuvor und brachte die Artillerie auf den Platz Ludwig XVI. Damit war alles entschieden. „Noch eine Minute und es wäre zu spät gewesen."[10]

Gegen Morgen besetzten die Konvent-Truppen die ganze Straße Saint-Honoré und nahmen auf den Stufen der Kirche Saint-Roch Aufstellung. Im Falle eines Fehlschlags war der Rückzug nach Meudon, wie bei einer richtigen Schlacht, durch eine regelrechte militärische Anordnung gesichert.

Der erste Zusammenstoß fand in der Sackgasse Dauphin und vor der Kirche statt. Bonaparte befahl, aus zwei

Geschützen, die am Südende der Sackgasse aufgestellt waren, Kartätschen zu feuern. Die Geschosse bestrichen die Straße Neuve-Saint-Roch und säuberten sie von den Aufständischen. An der Kirche aber setzte ein wütender Bajonettkampf ein. Bonaparte ließ eine Batterie von sechs Geschützen aufstellen, drei an der linken, drei an der rechten Seite des Eingangs in die Sackgasse, und zwang die Sektionen zur Flucht nach dem Palais Royal, nach der Place Vendôme und noch weiter nach der Place du Carrousel, wo er sie durch abermaliges Kartätschenfeuer zerstreute. So ging das in Erfüllung, was er am 20. Juni 1792 auf demselben Platz so sehnlich gewünscht hatte: „Das Pack! Man müßte drei-, vierhundert Mann mit Kartätschen hinwegfegen, die übrigen würden von selbst die Flucht ergreifen!"

Zwei Stunden hatten genügt, um dreißigtausend Bajonette mit sechstausend in die Flucht zu schlagen. Um sechs Uhr abends war alles zu Ende.[11]

Bonaparte bewies an diesem Tage denselben Heldenmut wie bei der Belagerung von Toulon. Auch hier wurde ein Pferd unter seinem Leibe getötet. „Gott sei Dank, alles ist vorüber," schrieb er seinem Bruder Joseph am 14. Vendémiaire. „Wir haben viele Leute getötet und die Sektionen entwaffnet . . . Jetzt ist alles ruhig. Ich bin, wie immer, unverletzt. Das Glück ist mit mir."[12]

Er sandte dann eiligst 60000 Franken nach Marseille an Mutter Lätitia, die damals nur noch eine Fünffrankennote in der Tasche hatte.

Am selben Tage wurde er zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern ernannt. Jetzt würde keiner mehr fragen: „Bonaparte, wer, zum Teufel, ist das?" Der ‚kleine Mann mit dem monumentalen Gesicht' erhob sich in seiner vollen Größe über Paris, über Frankreich.

„Diese Leute denken, daß ich ihre Gönnerschaft brau-

che," schreibt er ohne jeden Hochmut, „dereinst werden sie über meine Gunst überglücklich sein. Mein Degen ist mit mir, ich werde es mit seiner Hilfe weit bringen."[13]

Er war plötzlich ein ganz anderer geworden. Der Admiral Decrès schreibt über seine nach dem Vendémiaire stattgehabte Begegnung mit Bonaparte, den er für seinen Freund gehalten: „Ich eilte auf ihn zu, um ihn zu umarmen, aber sein Blick, seine Stimme hielten mich zurück. Es lag nichts Kränkendes in seinem Benehmen, aber ich begriff mit einem Schlage alles und versuchte seither nie wieder, die Grenze zu überschreiten, die mir gewiesen war."[14]

Diese Grenze schied ihn indes nur von den ihm Gleichgestellten, nicht von den Niedrigeren: dem einfachen Mann gegenüber blieb er nach wie vor gütig und schlicht.

Nach dem Vendémiaire herrschte Hungersnot in Paris. Die Brotausgabe wurde eingestellt und das Volk drängte sich um die Bäckerläden. Bonaparte ritt mit seinem Stabe durch die Straßen, um sich von der Ruhe in der Stadt zu überzeugen. Da umringte ihn die hungrige Menge, mit lautem Geschrei Brot fordernd; immer größer wurde sie und gebärdete sich immer drohender. Ein ungewöhnlich dickes Weib drängte wütend vor, schüttelte die Fäuste und rief: „Diese Epaulettiers machen sich über uns lustig, wenn sie nur selber zu fressen haben und fett werden, aber daß das arme Volk vor Hunger krepiert, da pfeifen sie drauf!" — „He, Tantchen, sieh mich mal an, wer von uns beiden ist wohl dicker?" erwiderte Bonaparte. Die Menge brach in ein schallendes Gelächter aus, die Wut war verrauscht. So stirbt der Python durch ein einziges Lächeln des Sonnengottes.

Die fröhlichen Tage des Direktoriums brachen an. Ein Frühlingswehen lag in der Luft; das Eis des Terrors schmolz an der Sonne der Reaktion.

In dieser Zeit lernte Bonaparte die Vicomtesse Josephine Beauharnais, geborene Tascher kennen, eine Kreolin von der Insel Martinique. Ihr Gatte, der Präsident der Constituante und Kommandant der Rheinarmee, hatte sie verlassen und mit ihren zwei Kindern der Not preisgegeben; sie hielt sich recht und schlecht über Wasser, machte Schulden, ließ sich in meist ungünstige Spekulationen ein und zeichnete sich nicht gerade durch Sittenstrenge aus. Während der Schreckensherrschaft wurde der Vicomte Beauharnais hingerichtet. Auch die Bürgerin Tascher geriet ins Gefängnis, obgleich sie sich als ‚gute Sansculottin' bezeichnete und eine Freundin der Charlotte Robespierre war. Ein Wunder rettete sie vor der Guillotine, und sie sah sich aus den blutigen Folterkammern der Conciergerie mit einem Schlage in die glänzenden Salons der ehemaligen Aristokraten und neuen Spekulanten versetzt, wo Bonaparte ihr begegnete.

Sie war über die erste Jugend hinaus und verschwieg ihr Alter – zweiunddreißig Jahre. Den bräunlichen Teint der echten Kreolin wußte sie kunstvoll zu schminken, auch lächelte sie mit Vorsicht, um ihre schlechten Zähne nicht sehen zu lassen. Sie hatte wunderschöne, schmachtende Augen und eine sanfte, überaus melodische Stimme, so daß die Dienstboten an den Türen stehen blieben, um ihr zu lauschen. Ihr größter Reiz aber lag in ihren geschmeidigen, lässigen Bewegungen, die an eine von der heranflutenden Welle bewegte Wasserpflanze gemahnten. „Josephine war die vollendete Grazie-la grazia in persona", sagte Napoleon auf St. Helena.[15]

In den Tagen der Armut hatte sie sechzehn Kleider und nur sechs Unterröcke besessen: sie wechselte die Kleider häufiger als die Wäsche.

Im Wesen glich sie einem ‚zehnjährigen Mädchen': ebenso leicht weinte sie, ebenso schnell war sie getröstet;[16]

oder einem lustigen Vöglein in den Wäldern der Insel Martinique. Ob sich von ihrem Verstande sagen ließ, was Molière über die Ehrlichkeit eines seiner Helden berichtet: „Sie besaß gerade genug davon, um nicht gehängt zu werden"? Sie verfügte über sehr viel gesunden Menschenverstand und weibliche Schlauheit. Wenn sie Napoleon, den klügsten aller Menschen, auch nicht einfach betrog, so war es ihr doch ein leichtes, sich ihm gegenüber zu verteidigen. „Ich mochte sie fragen, was ich wollte – ihr erstes Wort war: ‚Nein', und das war keine eigentliche Lüge, sondern eher Vorsicht oder Selbstschutz."[17]

Wie es scheint, hat Josephine Napoleon gegenüber den ersten Schritt getan. Sie hatte stets davon geträumt, einen Finanzier zu heiraten; da ihr keiner in den Weg kam, begnügte sie sich mit einem General. Wenige Tage nach der ersten Begegnung gewährte sie ihm bereits ein Stelldichein in ihrem hübsch eingerichteten eigenen Häuschen in der Rue Chantereine, das sie kürzlich für das Geld ihres Geliebten, Barras, erworben hatte. Wieder einige Tage später sind sie verlobt.

„Ob ich ihn liebe?" schreibt sie einer Freundin. „Nein, ich liebe ihn nicht . . . Ich hege nur ein warmes Gefühl für ihn, das mir selbst nicht gefällt, und das ehrbare, religiöse Menschen für das schlimmste halten."[18]

Er hingegen brennt lichterloh. Josephine ist die erste Frau, die er liebt oder zu lieben glaubt. Es gibt keine Liebe ohne Leidenschaft, wohl aber Leidenschaft ohne Liebe. Anscheinend war Bonapartes Leidenschaft von dieser Art.

„Der Tag, an dem du mir sagen wirst: ‚Ich liebe dich weniger,' wird der letzte meines Lebens sein. Wenn mein Herz niedrig genug wäre, um unerwidert lieben zu können, würde ich es mit meinen eigenen Zähnen zerfleischen."[19] Das ist natürlich schlechte Rhetorik – eine Erinnerung an die ‚Neue Heloise' und an die ‚Leiden des jungen Werther'.

Josephine begreift das auch sehr gut. „Ach, wie komisch Sie sind, Bonaparte!“ lacht sie, wenn er ihr mit dem ‚Dolche des Othello‘ droht.[20] Aber sein ununterbrochenes Entzücken ermüdet sie schließlich, und auf der Bildfläche erscheint Herr Charles, der Adjutant des Generals Leclerc, ein kleiner, krausköpfiger, stämmiger junger Mann mit dem Gesicht eines Handlungsreisenden, ein Don Juan der table d'hôte. Mit ihm amüsiert Josephine sich besser als mit Bonaparte. Übrigens ist sie Napoleon gegenüber nachsichtig. „Ich liebe Bonaparte sehr, trotz seiner kleinen Fehler,“ schreibt sie ihrem Geliebten, Barras.[21]

Vielleicht gab sich auch Bonaparte keiner Selbsttäuschung hin. Er wußte sehr gut, daß sie, noch nicht ganz abgekühlt, aus Barras' Bett kam. Aber er hatte keine Zeit daran zu denken: er liebte so, wie er aß, hastig, würgend, große Bissen verschluckend. Und später würde er ja sein ganzes Leben lang keine Zeit mehr dazu haben.

„Ich habe nie richtig geliebt, höchstens Josephine ein wenig, und auch das nur,weil ich damals siebenundzwanzig Jahre alt war.“[22] „Ich liebe weder die Frauen, noch die Karten; ich liebe gar nichts; ich bin ein durchaus politisches Wesen.“[23]

Am 19. Ventôse (9. März) 1796 wurde der Ehekontrakt in der Mairie unterzeichnet. Vielleicht hatten beide in stillschweigendem, gegenseitigem Einverständnis die lockeren Bande der Ziviltrauung der allzu fest bindenden kirchlichen Trauung vorgezogen.

„Was tun Sie!“ warnte Maitre Raguideau, Josephinens Notar, sie einige Tage vor der Eheschließung. „Dieser General besitzt nichts als seinen Mantel und seinen Degen!“[24]

Josephine ließ sich aber nicht abschrecken: sie dachte an Bonapartes Worte: „Mein Degen ist mit mir, ich werde mit seiner Hilfe weit kommen!“

Barras war einer der Trauzeugen. Von ihm erhielt Josephine eine prächtige Morgengabe – Bonapartes Beförderung zum Oberbefehlshaber der Armee von Italien. Zwei Tage nach der Hochzeit war er bereits unterwegs.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, aber die Morgenröte dämmerte bereits, und es schien ihm, als erhebe er sich, von mächtigen Flügeln getragen, von der Erde und fliege der Sonne entgegen.

ITALIEN

1796–1797

„Wie glücklich war ich damals! Diese Begeisterung, diese Rufe: ‚Vivat der Befreier Italiens!' Und das mit fünfundzwanzig Jahren! Ich ahnte schon, was ich werden könnte. Die Welt schwand unter mir dahin, als flöge ich durch die Luft."[1]

Ein märchenhafter Aufstieg, ein Wunder an Geschwindigkeit und Leichtigkeit – das ist auch unser Eindruck von dem italienischen Feldzug. Tatsache ist aber bloß die Geschwindigkeit, die Leichtigkeit ist eine Täuschung: man braucht nur schärfer hinzusehen, und man erkennt, welche Anstrengung, welche Schwere sich dahinter verbirgt.

„Im italienischen Feldzug zeigte er sich am größten," sagt General Lassalle im Jahre 1809, also zu einer Zeit, da es um Napoleon schon Abend wurde. „Damals war er ein Held, heute ist er nur Kaiser. In Italien hatte er wenig Leute, und auch diese hatten keine Waffen; es war kein Brot da, kein Schuhwerk, kein Geld, keine Verwaltung; seine äußere Erscheinung imponierte keineswegs; er galt als Mathematiker und Phantast; er konnte sich noch keiner Großtat rühmen, hatte keinen Freund; man hielt ihn für menschenscheu, weil er immer allein war, immer in seine Gedanken versunken. Er mußte alles selbst schaffen, und er hat es geschaffen. Hier war er am bewunderungswürdigsten!"[2]

Vielleicht waren bei der Belagerung von Toulon nicht weniger Schwierigkeiten zu überwinden. Allein dort han-

delte es sich nur um ein kleines Fleckchen Erde, hier aber um ein ganzes Land, um einen Kampf vor den Augen von ganz Europa.

Bonaparte erhielt vom Direktorium für die Eroberung Italiens 2000 Louisdors und auch die nur in zweifelhaften Schecks. Jedem seiner Generale gab er vier Louisdors, und auch das war schon sehr viel, denn in der Armee hatte man seit langer Zeit nichts außer Assignaten zu sehen bekommen.[3] Im Stabe des Generals Massena fehlte es an Papier für die Tagesbefehle. Zwei Leutnants trugen nach den Erinnerungen Stendhals abwechselnd dieselbe Hose; ein anderer mußte, als er eine Marquise in Mailand besuchte, seine Stiefel mit Schnüren an seine Beine binden, weil sie keine Sohlen hatten.[4] Die Soldaten gingen zerlumpt, waren hungrig, betrunken, wild, nur auf Plündern und Marodieren bedacht. „Lumpengesindel aus dem ganzen Languedoc und der Provence, geführt von einem barfüßigen General," sagt Alfieri über diese Armee von Sansculotten.[5]

„Wenn der Soldat kein Brot hat, treibt er es so, daß man sich schämt, Mensch zu sein," schreibt Bonaparte an das Direktorium. „Ich werde furchtbare Exempel statuieren und die Ordnung wiederherstellen, oder ich gebe das Kommando über diese Räuberbande auf."[6]

Eine verwahrloste Armee und ein kranker General. Die Krätze, die er sich in Toulon geholt hatte, war nach innen geschlagen; dazu kam ein Blasenleiden und das faule Fieber der mantuanischen Sümpfe; das alles zehrte an ihm; er sah aus wie sein eignes Gespenst. Man glaubte, er wäre vergiftet. „Er ist ganz gelb – ein herzerfreuender Anblick!" sagten die Royalisten und tranken auf seinen baldigen Tod.[7]

Nur die Augen in diesem ausgemergelten Gesicht brannten in unheimlichem Feuer, ‚dem unerträglichen Glanz

geschmolzenen Metalls'. Mit diesen Augen zähmte er die Bestie.

„Dieser kleine General, der Hundesohn, hat mir Angst eingejagt; ich vermag das Gefühl, das mich, beim ersten Blick auf ihn, mit einem Schlag zermalmte, selbst nicht zu erklären," gesteht der General Augereau, der verwegene Sansculotte.[8]

„Sie machen sich wohl lustig über uns, wie? Einen Bengel schicken sie her, der uns kommandieren soll!" murrten die alten, schnauzbärtigen Grenadiere; bald aber begriffen sie, was es mit dem ‚Bengel' auf sich hatte. Erst erschraken sie, dann gewannen sie ihn lieb. „Sogar das krankhafte Aussehen Bonapartes gefiel ihnen ungemein."[9] Sie liebten ihn dafür nur noch mehr, er ‚dauerte' sie. Im furchtbaren Feuer der Schlachten brauchte er nicht mehr zu befehlen: mit einem Blick, einem Lächeln gestattete er ihnen, in den Tod zu gehen, wie eine Frau dem Verliebten gestattet, sich wie ein Narr zu gebärden.

Ein Wunder vollführt Bonaparte: in zwei Wochen verwandelt sich das ‚zerlumpte Bettelpack', die ‚Räuberbande' der Sansculotten in die mazedonischen Scharen Alexanders, in die römischen Legionen Cäsars – in Heere, wie man sie seit zweitausend Jahren nicht gesehen.

Am 10. April hatte der Feldzug begonnen, und am 26. sagte Bonaparte in einem Manifest an die Armee: „Soldaten! Ihr habt in vierzehn Tagen sechs Siege erfochten, einundzwanzig Fahnen erbeutet, fünfundfünfzig Geschütze und mehrere Festungen genommen; ihr habt den reichsten Teil Piemonts erobert ... Es fehlte euch an allem, ihr habt alles wettgemacht: ihr habt Schlachten gewonnen ohne Kanonen, Flüsse überschritten ohne Brücken, Eilmärsche gemacht ohne Stiefel, biwakiert ohne Schnaps, ja, häufig ohne Brot ... Nur republikanische Legionen, Soldaten der Freiheit, waren fähig zu ertragen, was ihr

ertrugt. Ich danke euch, Soldaten! ... Aber ihr habt noch nichts getan im Vergleich zu dem, was euch noch zu tun übrigbleibt."[10]

Als er ihnen von den Höhen Montezzemolos das gelobte Land zeigt, die unabsehbaren blühenden Gefilde der Lombardei, prangend im Glanze der Morgensonne und des Frühlings, – da brechen sie in Händeklatschen und Freudenrufe aus: „Italien! Italien!" Es ist, als habe das ganze Heer, mitsamt seinem Führer, Flügel bekommen: „Die Welt schwand unter mir dahin, als flöge ich durch die Luft!"

Der Blütenmonat April, der Floréal, macht sich in allem geltend; alles ist morgenfrisch und frühlingsheiter. „Nichts kann sich mit ihrer Tapferkeit messen, es sei denn ihre Heiterkeit," berichtet Bonaparte dem Direktorium.[11] „Nur die beispiellose Tapferkeit und Heiterkeit des Heeres kam seiner Armut gleich," sagt Stendhal, ein Teilnehmer des Feldzuges. „Die Leute lachten und sangen den ganzen Tag."[12] Morgen müssen sie vielleicht sterben, heute aber lachen und singen sie, wie einst der heilige ‚Sansculotte', Franz von Assisi, unter demselben Himmel Italiens, dem tiefblauen Himmel Umbriens, lachte und sang.

Dieser ganze fröhliche Krieg war wie ein Gewitter im frühen Mai:

‚Dich dünkt, die eitle Hebe habe,
Derweil sie Jovis Aar getränkt,
Des Himmelsbechers Donnerlabe
Auflachend auf die Welt versprengt.'[13]

Aus dem Becher des berauschendsten Weins – der Freiheit. „Völker Italiens! Die französische Armee kommt, eure Ketten zu sprengen; das französische Volk ist der Freund aller Völker. So eilt ihm denn entgegen ... Glaubt uns, wir wollen nur euren Tyrannen übel."[14] –

„Wir sind eure Freunde, ihr Nachkommen eines Brutus, eines Scipio und all der großen Männer des Altertums. Das Kapitol wieder herzustellen, die Bildsäulen der Helden von neuem auf ihm zu errichten ... das römische Volk, das in jahrhundertelanger Knechtschaft eingeschlafen ist, zu wecken, – das wird die Frucht unserer Siege sein."[15]

Hier, in Italien, hatte sich ja auch die erste Wiedergeburt des klassischen Altertums vollzogen, in der Betrachtung, in der künstlerischen Gestaltung; diese nun, die zweite, vollzieht sich in lebenden Menschen, in Taten. Alle die jungen Helden, die Lannes, Muiron, Desaix, und die vielen andern, unbekannten, wirken – rein, fest, klar und gerade wie ihre Degenklingen – wie Helden des Altertums, die von neuem in die Welt gekommen sind. Und mitten unter ihnen Bonaparte, der heldenmütigste von allen. „In unseren Tagen denkt niemand an große Taten; ich werde ihnen ein Beispiel geben!"[16] – „Ich verachtete damals alles, was nicht der Ruhm war."[17] Bisweilen aber will es scheinen, als verachte er auch den Ruhm; kaum, daß er sich bückt, um seine Lorbeern zu ernten, kaum, daß er zu ihm hinabsteigt von einer Höhe, die erhabener ist als aller Ruhm, – wie erhaben, das weiß er vielleicht selbst noch nicht.

Großmütig nimmt er den besiegten Feind, den siebzigjährigen heldenmütigen österreichischen Feldmarschall Wurmser in Schutz. Er schreibt an den Erzherzog Carl, dem er den Frieden anbietet: „Haben wir nicht genug Menschen geopfert, ihnen nicht genug Böses zugefügt? Was mich anbelangt, so ist das Leben eines einzigen Menschen mir wertvoller als alle Siege."[18] – „Ein Mensch, wie ich, schätzt das Leben von Millionen von Menschen für nichts," sollte er später sagen.[19] „Heuchler"-commediante-!" brandmarkte ihn der Papst. Doch die Menschen

sind im allgemeinen nicht so dumm: sie lassen sich durch bloße ‚Heuchelei' nicht täuschen, besonders nicht im Kriege, wo die menschliche Seele sich in ihrer Blöße zeigt wie eine gezückte Degenklinge, wo Tapferkeit not tut. Und die Tapferkeit läßt sich, einem wunderbaren Ausspruch Bonapartes zufolge, „nicht fälschen: diese Tugend entzieht sich der Heuchelei".[20]

Nein, man braucht sein Antlitz nur aufmerksam zu betrachten, und man begreift, daß Wahrheit in ihm ist. Weshalb liegt eine fast unirdische Trauer in diesen Zügen? Oder hat der General Thiébault recht mit seinem prophetischen Wort: „Einst in der Allée des Feillants erblickte ich ihn, wie ein Opfer." Und zeigt ihm ‚sein rückerinnerndes Wissen' in den ersten Strahlen des Ruhms, der aufgehenden Sonne, nicht schon den nächtlichen Sternenhimmel – ‚St. Helena, eine kleine Insel'?

Alle Schilderungen von Schlachten, und stammten sie von Napoleon selbst, erscheinen dem Laien langweilig. Eine Schlacht ist wie ein Blitz. Wie aber könnte ein Blitz dargestellt und festgehalten werden? Es lassen sich lediglich die geometrischen Punkte seiner Bahn bezeichnen, um die Stärke des Gewitters zu veranschaulichen.

Montenotte am 12. April, Millesimo am 14., Dego – am 15., Mondovi am 22., Cherasco am 25., Lodi am 10. Mai: Sieg auf Sieg, Blitz auf Blitz. In zwei Wochen ist Piemont erobert, das Tor Italiens erbrochen. Und weiter fast mit derselben Blitzesschnelle: Lodi, Lonato, Castiglione, Roveredo, Bassano, Arcole, Rivoli, Favorita, Tagliamento. In neunzehn Wochen ist Italien samt Tirol erobert, und Bonaparte steht vor den Toren Wiens.

In dieser Siegerkrone blitzen drei Edelsteine: Lodi, Arcole, Rivoli.

Lodi mutet uns an wie ein Kinderspiel. Es ist, als habe

Bonaparte erraten, daß seine Soldaten sich vergnügen wollten; vielleicht wandelte ihn auch selbst die Lust an, das Schicksal auf die Probe zu stellen – „alles auf eine einzige Karte zu setzen". Jegliches Spiel ist nutzlos, aber auch der Ruhm und die Schönheit, alle Spiele der Götter sind es, und je nutzloser, um so göttlicher.

Bonaparte war auf dem Wege nach Mailand. Um dahin zu gelangen, war es nicht gerade nötig, die Adda auf der Brücke von Lodi zu überschreiten, in jedem Fall aber ließ sich diese Aufgabe nicht spielend bewältigen: die Brücke wurde von zehntausend österreichischen Bajonetten und dreißig Geschützen verteidigt. Doch Bonaparte wußte, was er tat. Er stellte seine Grenadiere in zwei Kolonnen auf; die eine verbarg er im Hinterhalt, die andere schickte er auf die Brücke. Als sie deren Mitte im Laufschritt erreicht hatte, stockte ihre Tete unter dem furchtbaren Kartätschenfeuer und war nahe daran zurückzuweichen. Auch Bonaparte stockte das Herz, wie einem Spieler, der allzuviel auf die eine Karte gesetzt hat. Es war jedoch nur ein Augenblick zwischen zwei Pulsschlägen; dann begann das Herz wieder zu schlagen, diesmal vor Freude. Die Spitze der Kolonne, obwohl furchtbar gelichtet, wich nicht zurück. Die Leute krochen an den Brückenpfeilern hinab in den Fluß, tasteten nach einer Furt, erreichten das Ufer und schwärmten auf dem Gelände aus; sie wollten den Anschein erwecken, als umgingen sie die österreichische Linie, und lenkten durch dieses Manöver das Geschützfeuer auf sich. In demselben Augenblick stürmte die zweite Kolonne aus dem Hinterhalt auf die Brücke, und ehe die Österreicher zur Besinnung gekommen waren, griffen die Franzosen sie mit den Bajonetten an, bemächtigten sich der Batterie, und die Brücke wurde überschritten.

So einfach war das alles, daß ein Kind es verstehen konnte; und die Menschen verstanden es auch. ‚Der Über-

gang über die Brücke von Lodi' erschien in einer Menge von Bilderbogen, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland und England. Noch wußte man Bonapartes Namen nicht richtig auszusprechen, und schon hatte der Ruhm ihn ergriffen und trug ihn dahin, und posaunte ihn mit tausend Stimmen in die Welt. Als französischer Held hatte er sich zur Ruhe gelegt, als europäischer Held stand er auf. „Weder der Vendémiaire, noch Montenotte," sagte er später, „hatten mir den Gedanken eingegeben, ich sei ein Mensch von höherem Rang; dieser Gedanke kam mir erst nach Lodi; damals entbrannte der erste Funke eines hohen Ehrgeizes in meiner Seele."[21]

Es war eine einfache Heldentat, aber nur Bonaparte war solcher Einfachheit fähig. Damit Lodi ein Erfolg wurde, mußte er das, was die Spitze der ersten Kolonne auf der Brücke tun würde, ebenso genau wissen, wie ein Mensch seine eigene Handlungsweise voraus weiß; der Führer mußte die Seele und den Körper der ganzen Armee fühlen, wie seinen eigenen Körper, seine eigene Seele. Das hat von Alexander und Cäsar bis zu Bonaparte keiner gekonnt.

Der ‚kleine Korporal' – diesen Beinamen gaben ihm die Soldaten nach der Schlacht bei Lodi und verliebten sich vollends in ihn; sie begriffen, daß er den schlichten Mann als ‚seinesgleichen' betrachtete, daß er für sie der ‚Mensch' -l'homme- war.

Eine Lithographie des zeitgenössischen Malers Raffet schildert Lodi besser als alle militärischen Berichte. Bonaparte wärmt sich am Lagerfeuer, dem er den Rücken zuwendet, die Beine etwas gespreizt, die Hände im Rücken verschränkt, genau so, wie er sich später, als Kaiser, an dem Kamin des Tuilerienpalastes wärmen sollte. Die Grenadiere sind um ihn geschart: die einen stehen Posten, andere schlafen, zu seinen Füßen niedergestreckt, wieder andere rauchen Pfeifen, trinken Schnaps – es herrscht die Gleich-

heit der Revolution; aber alle, mit Ausnahme der Schläfer, sehen zu ihrem Gottmenschen auf, als beteten sie ihn an.

Arcole ist kein Spiel mehr. Hier ist Bonaparte mit der ganzen Armee nur noch um Haaresbreite vom Untergang entfernt. Um sich zu retten, entschließt er sich zu einem tollkühnen Schritt: den österreichischen Feldmarschall Alvinczy durch die fast undurchdringlichen Sümpfe der Etsch zu umgehen. Zu diesem Zweck muß die Brücke von Arcole genommen werden; zwei Geschütze verteidigen sie so, daß das Kartätschenfeuer unmittelbar auf die Anstürmenden gerichtet ist: keine Maus kann hinüber, geschweige denn ein Mensch. Nach einigen vergeblichen Angriffen ist die Brücke mit Leichen bedeckt, die Soldaten weigern sich, in den sichern Tod zu gehen. Da ergreift Bonaparte die Fahne und stürmt voran, erst allein, dann aber stürzen alle ihm nach. General Lannes, der tags zuvor zweimal verwundet worden ist, deckt ihn mit seinem eigenen Leib und sinkt, mit der dritten Wunde in der Brust, bewußtlos zu seinen Füßen nieder. Nun schützt ihn Oberst Muiron: er wird an seiner Brust getötet, das Blut spritzt dem Geretteten ins Gesicht. Einen Augenblick noch, und auch Bonaparte wäre des Todes gewesen; aber er fällt von der Brücke in den Sumpf und wird, wie durch ein Wunder, von den Grenadieren gerettet.

Die Brücke wurde nicht genommen. War Bonapartes Heldentat somit nutzlos? Nein, ganz im Gegenteil: sie hob den Mut der Soldaten auf ungeahnte Höhen; der Führer hatte seine Tollkühnheit in ihre Seelen gegossen, wie man Wasser aus einem Gefäß in ein anderes gießt, er hatte ihre Herzen an dem seinen entzündet, wie man eine Kerze an der andern anzündet. „Ich glaube, ich bin im Kriege der tapferste Mann, der je gelebt hat," sagte er einmal ganz treuherzig, weil gerade die Rede darauf kam.[22]

Nach Arcole konnte man sagen: „Das französische Heer ist das tapferste, das je existiert hat.“ Das mußte der österreichische Feldmarschall Alvinczy fühlen: er übergab die uneinnehmbaren Höhen von Caldiero, übergab Mantua, übergab ganz Italien. Der erste Teil des Feldzuges war zu Ende.*

Rivoli ist die letzte große Schlacht des italienischen Feldzugs, und wohl die schwerste. Bonaparte hatte den Plan der Schlacht im Geiste entworfen, wie man eine mathematische Aufgabe löst, wo Tapferkeit nichts zu bedeuten hat. Das Problem war gestellt, konnte aber nicht gelöst werden, denn es war eine Gleichung mit vielen Unbekannten — mit fünf zum mindesten: fünf österreichische Kolonnen drangen, eine nach der andern, aus den Alpenschluchten in die Hochebene vor, und niemand konnte wissen, wann und woher eine jede von ihnen kommen, und wohin sie gehen werde. Zudem hatten die Österreicher frische Kräfte und kämpften wie nie zuvor, während die Franzosen durch die ununterbrochenen Schlachten und Eilmärsche stark erschöpft waren.

Die Schlacht begann um vier Uhr morgens, gegen elf stand die Sache der Franzosen bereits verzweifelt schlecht: die linke Flanke war umgangen und nahezu aufgerieben; das Zentrum, wo Bonaparte stand, hielt sich noch, konnte aber jeden Moment durchbrochen werden. In diesem Augenblick rückte die fünfte und stärkste österreichische Kolonne heran, wie aus der Erde gestampft; sie hatte die steilen Felsen erklommen, stürmte aus der engen Schlucht Incanale in die Schlacht und griff, alles niederreißend, die rechte Flanke an.

---

* Vgl. Seite 463—467. Hier, wie auch an anderen Stellen sind einige Wiederholungen unvermeidlich, da dieselben Ereignisse in verschiedener Beleuchtung erscheinen.

Da begriff Bonaparte, daß er eingeschlossen und daß sein Untergang nahezu besiegelt war. Fünfundvierzigtausend Österreicher hielten die siebzehntausend Franzosen wie mit eisernen Klammern umfangen. Hätten seine Züge sich in diesem Augenblick verändert, hätte etwas in seinem Gesicht gezuckt, so wäre auch auf dem Schlachtfeld alles ins Wanken geraten, und die Flucht wäre nicht aufzuhalten gewesen. Allein sein Antlitz war ruhig, wie das eines Menschen, der eine mathematische Aufgabe löst. Er rechnete immer weiter, obgleich er wußte, daß die Aufgabe unlösbar war; er glaubte an das Absurde wie an etwas Vernünftiges; glaubte an ein Wunder dort, wo es keine Wunder gibt – in der Mathematik. In sein Gesicht schauend, glaubten auch die Soldaten an das Wunder – und es geschah: die fünfte österreichische Kolonne wurde in die Schlucht Incanale zurückgeworfen, und am Abend war alles zu Ende, der Feind geschlagen. Bonaparte aber hätte nicht zu sagen, auch nicht daran zu denken vermocht, was ihm dieser Sieg gekostet, wie es möglich gewesen, daß er an diesem furchtbaren Tage den Verstand nicht verloren hatte.

Doch noch furchtbarer, als der Tag gewesen, war die Nachricht, die kurz vor dem Ende der Schlacht eintraf: der österreichische General Provera marschiere auf Mantua! Mantua, der Schlüssel von ganz Italien, konnte nun wieder genommen werden; umsonst war Arcole, das heilige Blut Muirons galt keinen Pfifferling, und das Wunder von Rivoli war kein Wunder, sondern eine Absurdität: die Mathematik hatte ihrer nicht spotten lassen.

Und Bonaparte? Hat sein Gesicht sich noch immer nicht verändert? Doch, es hat sich verändert; er schrie wie ein Wahnsinniger: „Nach Mantua, Soldaten, nach Mantua!" Oder spielte er vielleicht nur den Verrückten, und rechnete immer noch mit derselben wahnwitzigen Ruhe an der un-

geheuerlichen Gleichung, die jetzt nicht mehr fünf, sondern eine nicht zu bestimmende Zahl von Unbekannten aufwies?

„Nach Mantua!" schrie er der 32. Halbbrigade zu, derselben, die erst in dieser Nacht in Eilmärschen aus Verona angelangt war; ohne Atem zu schöpfen, hatte sie sich in den Kampf gestürzt und sich so todesmutig geschlagen, daß sie den ganzen Tag hindurch das Geschick der Schlacht bestimmt hatte; derselben Halbbrigade, aus der ihm neulich ein Grenadier zugerufen hatte: „Du willst den Ruhm, General? Nun, so werden wir ihn dir . . . - Nous t'en f . . . de la gloire."[23]

„Nach Mantua! Nach Mantua!" erwiderte die 32., auch wie wahnsinnig.

Von Rivoli nach Mantua sind es dreißig Meilen. Um rechtzeitig hinzukommen, mußte man marschieren, rennen, die ganze Nacht, den ganzen Tag, und sich wieder, ohne Atem zu schöpfen, in den Kampf stürzen, sechstausend Mann gegen sechzehntausend, und siegen. Und sie kamen hin und kämpften und siegten bei Favorita.

„Die römischen Legionen sollen vierundzwanzig Meilen am Tage marschiert sein," schrieb Bonaparte an das Direktorium, „unsere Halbbrigaden aber marschieren dreißig Meilen, und in den Pausen kämpfen sie."[24]

Was bedeutet Favorita? Es bedeutet: zweiundzwanzigtausend Gefangene; die ganze Artillerie, der ganze Train als Beute des Siegers; Mantua von den Österreichern verlassen, desgleichen Tirol und ganz Italien; der siebzigjährige Feldmarschall Wurmser, der Heldenmut in Person, die Seele des österreichischen Kaiserreichs, zu Bonapartes Füßen. Der italienische Feldzug ist zu Ende, und Favorita – Napoleons Glücksstern am Himmel – leuchtet wie ein ewiger Diamant.

Und was bedeutet Favorita uns? Man kann nicht daran

denken ohne Tränen der Begeisterung. Wem gelten sie? Vielleicht ists besser, nicht darüber zu reden; aber es ist gut für uns alle, daß solches geschah.

Der italienische Feldzug war beendet, aber dies Ende war erst der Anfang. „Soldaten! Ihr habt noch nichts getan, im Vergleich zu dem, was noch zu tun übrig ist." — „Viele Eilmärsche sind noch nicht zurückgelegt, viele Feinde noch nicht besiegt, viele Lorbeeren noch nicht gepflückt, viel Unbill ist nicht gerächt... Vorwärts, Soldaten!"[25]

Wo und wann wird er endlich haltmachen? Niemals, nirgends. Er wird sie bis ans Ende der Welt führen, und noch weiter, in die Unendlichkeit. Sie werden sich mit ihm emporschwingen, wie die Schatten Ossians, gespenstische Wolken, vom Winde am Mond vorübergejagt; alle werden sie ihr Leben dahingeben, im glühenden Sand der Pyramiden oder in den Schneegruben der Beresina; alle werden sie Opfer, wie er. „Du Unglücklicher! Ich bedaure dich: du wirst von deinesgleichen beneidet sein und selbst der Elendste unter ihnen... Genies sind Meteore, bestimmt, zu verbrennen, um ihr Jahrhundert zu erleuchten."

„Napoleons Heldentage sind vorüber," so beschließt Stendhal seine Schilderung des italienischen Feldzugs.[26] Nein, sie waren nicht vorüber; bei Napoleon kann das Heldische erst mit seinem Leben enden, aber es muß eine Wandlung erfahren. Es wird nicht mehr dieser ununterbrochene Wunderflug sein, diese Morgenfrische und Jugend, der donnerkochende Becher der Frühlingsgewitter, die ossianische, fast unirdische Schwermut, die Reinheit des Opfers; höher wird der Flug werden, leuchtender die Mittagsstunde, dräuender das Gewitter, königlicher der Purpur des Sonnenunterganges, heiliger die

Sternengeheimnisse der Nächte und reicher an Gaben das Opfer – dies aber wird nie wieder sein.

Am 17. Oktober 1797 wurde der Friede in Campo Formio unterzeichnet, und am 5. Dezember kehrte Bonaparte nach Paris zurück. Das Direktorium empfing ihn mit sichtbarer Begeisterung und heimlichem Neid: der Große ließ die Geringen noch geringer erscheinen. „Sie werden ihn vergiften!" sagte man in Paris, im Gedanken an den plötzlichen Tod des Generals Hoche.[27]

Wenn Bonaparte bei den Direktoren im Luxembourg diniert, wartet er, ehe er vom Wein oder den Speisen genießt, bis seine Wirte sich bedient haben; diese aber lächeln. Die Kanonenkugeln schreckten ihn nicht – fürchtet er nun Gift? Und schon flattert ein leichtes Lächeln über ganz Paris, den Ruhm des Helden befleckend.

„Denkt ihr etwa, ich erränge hier Siege, um die Advokaten des Direktoriums zu erhöhen, oder eine Republik zu gründen?" schrieb er schon von Italien aus. „Nein, Frankreich braucht einen Führer und keine schwatzhaften Ideologen ... Doch die Stunde ist noch nicht gekommen, die Birne ist noch nicht reif."[28]

Mittlerweile aber fühlt er sich in Paris beengt und bedrückt. „Paris lastet auf mir wie ein bleierner Mantel." – „Ein freier Flug im Weltenraum, das ists, was diese Flügel brauchen. Hier geht er zugrunde; er muß fort."[29] Wohin – das sagt ihm sein ‚rückerinnerndes Wissen'.

Schon in den ersten Tagen der Revolution hatte der Zweikampf zwischen England und Frankreich, zwischen dem alten und dem neuen Regime begonnen, der Kampf um die Weltherrschaft. „Der Geist der Freiheit, der die Republik vom Tage ihrer Geburt an die Spitze Europas gestellt hat, will, daß Frankreich auch Beherrscherin der

Meere und der fernsten Länder werde," sagt Bonaparte in seinem Aufruf an die Ost-Armee.[30]

Der Plan einer Truppenlandung in England ist anscheinend bereits im Wohlfahrtsausschuß besprochen worden, der ihn dem Direktorium hinterließ. „Wir wollen unsere ganze Tätigkeit auf die Flotte konzentrieren und England zertrümmern, dann liegt Europa uns zu Füßen," schrieb Bonaparte am Tage des Friedensschlusses von Campo Formio.[31] Als er aber zum Oberbefehlshaber der Landungstruppen ernannt wurde, hatte er bereits anderes im Sinn.

„Ich will nur einen Blick nach dem Norden werfen, und wenn sich dort, wie ich es voraussehe, vorläufig nichts unternehmen läßt, so wird unsere englische Armee zur Ost-Armee." – „Ein Maulwurfshügel ist euer Europa! Nur im Osten, wo sechshundert Millionen Menschen wohnen, können große Reiche gegründet und große Revolutionen verwirklicht werden."[32]

Über Ägypten nach Indien, um dort der Weltherrschaft Englands den Todesstoß zu geben, das ist Bonapartes gigantischer Plan, „die wahnwitzige, einem kranken Hirn entspringende Schimäre." Aber je wahnwitziger, desto genehmer dem Direktorium: „Mag er nach dem Osten gehen; dort bricht er sich den Hals!"

Am 19. Mai 1798 stieß Bonaparte auf der hundert Geschütze führenden Fregatte ‚Orient' von Toulon aus in See, an der Spitze einer Flotte, die aus achtundvierzig Kriegs- und zweihundertachtzig Transportschiffen bestand, ein Heer von achtunddreißigtausend Mann an Bord, mit dem Kurs über Malta nach Ägypten.

Sein ‚rückerinnerndes Wissen' sagte ihm, daß er, wie die Sonne, im Osten aufgehen müsse.

„Alle Wahrscheinlichkeiten waren gegen uns, für uns keine einzige. Leichten Herzens gingen wir dem nahezu sicheren Untergang entgegen. Man muß gestehen, es war ein wahnwitziges Spiel, und selbst der Erfolg hätte es nicht rechtfertigen können," schreibt der General Marmont, ein Teilnehmer des ägyptischen Feldzugs, in seinen Erinnerungen.[1]

Das englische Geschwader des Admirals Nelson lag vor Toulon auf der Lauer. Eine Flotte ist keine Stecknadel: selbst wenn es ihr durch irgendein Wunder gelungen wäre, den Hafen unbemerkt zu verlassen, – war es denkbar, daß Nelson diese schwimmende Stadt, die eine Ausdehnung von sieben Kilometern hatte, im offenen Meer, während der sechs Wochen langen Fahrt von Toulon nach Alexandria, nicht entdecken würde? Und sobald er ihrer ansichtig geworden, mußte er auf ihre Vernichtung sinnen.

So setzten also Tausende von Menschen, im Vertrauen auf Bonapartes glücklichen Stern, ihr Schicksal, ihr Leben, ihre Ehre, alles, was sie besaßen, auf eine Karte in diesem ‚wahnwitzigen Spiel'. Und es waren nicht nur Menschen von abstrakter Denkart, wie die Mitglieder des Instituts – der Chemiker Berthollet, der Physiker Monge, der Archäologe Denon –, die zum Teil vielleicht schon mit der neuen Wahrscheinlichkeitstheorie ihres Kollegen Laplace vertraut waren; nein, auch nüchterne, erfahrene Menschen, die im allgemeinen nicht zu Tollheiten neigen.

„Siehst du diesen Mann?" sagte der Bankier Collot zu dem General Junot. „Wenn er es für nötig hielte, ließe er einen jeden von uns ohne weiteres über Bord werfen; und am Ende stürzten wir uns, um ihm gefällig zu sein, selbst ins Wasser."[2]

Gleich beim Auslaufen aus dem Hafen beginnt das ‚wahnwitzige Spiel': Einsatz um Einsatz, Gewinn um Gewinn, und die Wunder mehren sich in geometrischer Progression. Wäre es nicht Geschichte, man würde es ebensowenig glauben wie ein Zaubermärchen.

Gerade an dem Tage, in der Stunde und Minute, wo es not tut, treibt ein aus Nordost wehender Mistral, ein richtiger Sturm, das englische Geschwader weit weg von der Küste, zerstreut es im Meere und beschädigt die Schiffe derart, daß man eine Woche braucht, um sie wieder instand zu setzen. Als das Geschwader nach Toulon zurückkehrt, ist Bonaparte bereits seit zwölf Tagen unterwegs. Nelson, der ganz richtig vermutet, daß er auf die Insel Malta zusteuert, jagt ihm nach, holt ihn ein und fährt an ihm vorüber, ohne ihn zu entdecken; es ist, als hätten die Nereiden, dem Glücksstern Napoleons zu Hilfe kommend, die Ferngläser der Engländer durch Meeresnebel getrübt.

Malta ergibt sich den Franzosen nach neun Tagen, fast ohne Widerstand. Unterdessen segelt Nelson, der Bonapartes Kurs wiederum richtig errät, nach Alexandria; als er ihn auch dort nicht findet, zieht er weiter nach Syrien; wäre er einen einzigen Tag länger in Alexandria geblieben, so hätte er die französische Flotte sicherlich abgefangen. Vom Mastbaum der Fregatte, die Bonaparte zur Rekognoszierung vorausgesandt hatte, sah man das englische Geschwader in die offene See auslaufen. Hierauf jagt Nelson der verschwundenen Gespensterflotte während eines ganzen Monats im Mittelmeer nach, und in diesem Monat vollzieht sich die Okkupation Ägyptens durch die Franzosen.

Am 2. Juli, um ein Uhr mittags, betritt Bonaparte den Boden Ägyptens als erster. Am selben Tage wird Alex-

andria, einst die Hauptstadt des Ostens, jetzt ein elendes Städtchen von sechstausend Einwohnern, fast mit der bloßen Hand genommen, und fünf Tage darauf tritt die französische Armee den Zug nach Kairo an, nicht am Nilufer entlang, wo eine feindliche Flottille ihr auflauern konnte, sondern quer durch die Wüste von Damanhur.

Man muß wissen, was eine ägyptische Wüste, fern vom Nil, im Juli, bedeutet, um zu begreifen, was die Armee während dieses Sechstagemarsches zu ertragen hatte. Es kam den Leuten vor, als seien sie in die Gluten der Hölle geraten; viele starben, viele wurden wahnsinnig, weniger durch Hitze, Hunger und Durst, als durch das Grauen. Es kam zu Fahnenflucht, Murren, fast zu offener Empörung. Aber Bonaparte brauchte sich nur unter den Aufsässigen zu zeigen, und sofort ward alles ruhig, die Leute folgten ihm ergeben in die lodernde Hölle, wie die Schatten dem Führer der Seelen, Hermes.

Am 12. Juli erblickten sie den Nil, der, hohes Wasser führend, breit war wie ein Meer; sie stürzten sich in die Fluten, badeten und vergaßen alle ihre Qualen, wie die Schatten aus den Wässern des Lethestromes Vergessenheit tranken. Nun wurde der Marsch weitere neun Tage am Nil entlang fortgesetzt; plötzlich tauchte in der Morgendämmerung des 21. Juli wie eine Fata Morgana, wie eine Zaubervision aus Tausendundeiner Nacht, Kairo vor ihnen auf, mit seinen vierhundert Minaretts, mit der Riesenmoschee Djemil-Azhars, Kairo, die geliebte Stadt des Propheten, die Nachfolgerin von Memphis und Heliopolis. Und daneben in der gelben Wüste von Giseh, auf dem grauvioletten Hintergrund des fernen Mokattamgebirges, in rosige Sonnennebel getaucht – die bleichen Umrisse gigantischer Phantome. „Was ist das?“ fragten die Soldaten, und als man ihnen antwortete: „Die Pyramiden, die Gräber der alten Könige,“ – da wollten sie

nicht glauben, daß diese Berge ein Werk von Menschenhand seien.

Unter den Mauern Kairos, im Lager von Embabeh, harrte ihrer die zehntausend Mann starke, im ganzen Osten berühmte Reiterei der Mamelucken, glitzernd in Stahl, Gold und Edelsteinen – auch sie eine Vision der Scheherezade. Allen voran, auf einem tänzelnden, schwanenweißen, schlanken Roß der alte Pascha Murad-Bei, der Herrscher Ägyptens, in grünem Turban mit Brillantenagraffe.

„Wir schneiden ihnen die Köpfe ab, wie Melonen auf dem Gemüsefeld!" rief er, als er erfuhr, daß die Franzosen keine Reiterei besaßen.[3]

Die Mamelucken, die tapferen Wüstensöhne, kannten keine Disziplin, glaubten an keine Kanonen – jeder glaubte nur an sich selbst, an seine Damaszenerklinge, sein Beduinenroß und an den Propheten.

„Soldaten, vierzig Jahrhunderte blicken von der Höhe dieser Pyramiden auf euch herab!" sagte Bonaparte und stellte fünf Divisionen in Karrees auf, mit je vier Kanonen an den Ecken – fünf lebende Festungen mit einer dräuenden Stachelmauer von Bajonetten.

Der erste wütende Ansturm der mameluckischen Reiterei warf das äußerste Karree des Generals Desaix an der rechten Flanke beinahe über den Haufen, aber es formierte sich sofort wieder. Unerbittlich und langsam bohrten sich die Karrees wie stählerne Keile in den lebendigen Körper der Reiterei. Die Reiter umkreisten sie und zerschellten elendiglich an ihnen, wie Wogen am Felsgestein; sie flogen heran und stoben davon, wie Hunde vor dem gesträubten Panzer des Stachelschweins zurückprallen.

Aus der Schlacht wurde bald ein Schlachten. Als die Mamelucken sahen, daß ihr Schicksal besiegelt war, kam eine rasende Wut über sie: ein letzter Schuß aus der

Pistole, ein letzter Hieb mit dem Yatagan, dann warfen sie die Waffen dem Sieger ins Gesicht und stürzten sich auf die Bajonette, packten sie mit bloßen Händen, schlugen die Zähne hinein; sterbend zu den Füßen der Soldaten niedersinkend, versuchten sie noch, sie in die Beine zu beißen. So hauchte die wilde Freiheit Asiens zu Füßen des aufgeklärten Europa ihren Geist aus.

Das ganze Lager von Embabeh fiel den Franzosen als Beute zu. Die Soldaten schlugen sofort einen Trödelmarkt auf, wo sie die kostbaren Beutestücke, die sie eben erst von den noch nicht erkalteten Leichen gerissen hatten, meistbietend kauften und verkauften; außerdem Pferde, Sättel, Satteldecken, Schals, Teppiche, Felle, Silber, Porzellan, orientalische Weine und Leckereien; sie aßen und tranken, tanzten und sangen revolutionäre Lieder. Andere saßen etwas weiter entfernt, am Nilufer, und angelten mit den krummgebogenen und an langen Schnüren befestigten Bajonetten goldene Fische – die in Gold gehüllten Leiber der Mamelucken.

Und auf alles dies ‚blickten vierzig Jahrhunderte von den Höhen der Pyramiden herab'.

Am 24. Juli zog die französische Armee in Kairo ein. Hier konnte Bonaparte sich dreizehn Tage lang dem Glauben hingeben, daß die Hälfte der Arbeit getan sei: der Weg nach Indien stand offen. Da traf am 7. August eine furchtbare Nachricht ein: Nelson hatte seine Beute, die französische Flotte, auf der Reede von Abukir, unweit Alexandria, endlich aufgestöbert, hatte sich auf sie gestürzt, wie der Habicht auf das Küchlein, und sie vernichtet. Der französische Admiral Brueys war in der Schlacht gefallen.

Das Geschick des ägyptischen Feldzugs war entschieden: von Frankreich abgeschnitten, hatte Bonaparte sich in seinem eigenen Sieg gefangen wie die Maus in der Falle.

„Wir haben keine Flotte mehr; es bleibt uns nichts übrig, als zu sterben, oder so groß aus diesem Lande hervorzugehen wie die Helden des Altertums!" sagte er vor den Leuten. War er allein, so faßte er sich an den Kopf und wiederholte immer aufs neue:

„Brueys, Brueys, Unseliger, was hast du mir angetan!"[4]

Sein ‚rückerinnerndes Wissen' sagte ihm, was Abukir bedeutete: das Meer hatte über das Festland gesiegt; der Weg nach Indien war verschlossen; welcher stand ihm nun noch offen? Das wußte er noch nicht – er hatte es schon vergessen; aber das stumme Schicksal wußte es – die leere Seite seines Schulheftes mit den vier Worten: ‚St. Helena, eine kleine Insel...' Abukir war der Vater von Trafalgar, der Ahn von Waterloo.

Vielleicht begriff Bonaparte hier zum erstenmal, daß es nur ein Schritt sei vom Erhabenen zum Lächerlichen. Die gigantische Schimäre war geplatzt wie eine Seifenblase; der Berg hatte eine Maus geboren.

Wieder erhob sich ein Murren in der Armee. „Die Soldaten rebellierten und die Generäle auch," sagte Napoleon auf St. Helena. „Furchtbar, es auszusprechen, aber vielleicht war es ein Glück, daß die Flotte bei Abukir vernichtet wurde: sonst hätte die ganze Armee sich eigenmächtig eingeschifft."[5]

Im Stab bestand ein Komplott, Bonaparte zu ergreifen, mit Gewalt nach Alexandria zu schaffen und ihn dort zu Unterhandlungen mit England zu zwingen: Ägypten sollte zurückgegeben werden gegen freien Abzug in die Heimat. Das Komplott kam nur deshalb nicht zustande, weil es rechtzeitig entdeckt wurde.

Die eine Schimäre war geplatzt, eine andere, noch ungeheuerlichere, entstand an ihrer Stelle: sich mit der dreißigtausend Mann starken Armee, die von der Operationsbasis abgeschnitten war, auf den Spuren Alexanders des

Großen, durch Syrien und Mesopotamien nach Indien durchzuschlagen, ganz Asien aufzuwiegeln, und an der Spitze einer unzählbaren Armee, über Konstantinopel, Europa in den Rücken zu fallen und eine den Osten und den Westen umfassende Weltherrschaft zu errichten.

Ganze Tage lang lag er vor den ausgebreiteten Karten auf dem Fußboden und maß den Weg nach Indien mit dem Zirkel ab. Ob er damals wohl daran dachte, wie er als armer Artillerie-Leutnant in dem ärmlichen Zimmerchen der Kaserne von Auxonne beim düsteren Schein einer Talgkerze geträumt hatte: „Der Pharao Sesostris hat im Jahr 1491 vor Christi Geburt ganz Asien erobert und ist auf dem See- und auf dem Landwege bis nach Indien gelangt"?

„In Ägypten fühlte ich mich frei von den Fesseln der einengenden Zivilisation," sagte er schon auf den Höhen der Macht, als Kaiser. „Ich sah mich unterwegs nach Asien, auf dem Rücken eines Elefanten, einen Turban um den Kopf geschlungen, in den Händen einen neuen, von mir verfaßten Koran. Dies war die schönste Zeit meines Lebens, weil sie die idealste war."[6]

Waren seine Träume denn wirklich so wahnwitzig, wie es den Anschein hatte? General Marmont, ein ausgezeichneter Kenner der damaligen Lage im Osten und nichts weniger als ein Verehrer Bonapartes, versichert, daß das Übergewicht der Qualität über die Quantität, bei dem Mangel jeglicher militärischen Technik in Asien, auch einer wenig zahlreichen europäischen Armee fast grenzenlose Vorteile gesichert hätte: sie wäre in den Körper des alten, morschen Kontinents eingedrungen wie ein scharfer Stahl in weiches Wachs. „Ich träumte und ich wußte, daß ich meine Träume verwirklichen konnte," behauptet Bonaparte selbst.[7]

Er träumte von der Rekrutierung zahlloser Fellachen

und dunkler Eingeborener Afrikas. Schon erwog er eine Gesandtschaft nach Mekka und ein Schreiben an einen der Sultane in den an Indien grenzenden Ländern.

Die seelischen Hemmungen waren noch größer als die materiellen: um sich wirklich von der europäischen, christlichen Zivilisation zu befreien, mußte man das Christentum selbst über Bord werfen. War er auch dazu bereit, oder gab er sich nur den Anschein, es zu sein? Jedenfalls war er unvorsichtig genug, den leichtfertigen Scherz des leichtfertigen Königs zu wiederholen: „Paris ist eine Messe wert,“[8] das heißt: die Weltherrschaft ist das Christentum wert.

„Abends trieb ich mit den Beis Theologie; ich sagte ihnen, daß es nur einen Gott gebe, Mohammed, und daß es unsinnig sei, zu glauben, drei könnten eins sein. Ich hatte stets sieben Kaffeekannen auf dem Feuer, und kein einziger Türke suchte mich auf, der nicht eine Tasse Kaffee bei mir getrunken hätte.“[9]

Vielleicht haben die Söhne des Propheten einen Hauch seines Geistes verspürt, als sie ihn den ‚Feurigen Sultan‘ nannten; doch werden sie wohl kaum geglaubt haben, daß er ein ‚Gesandter Gottes‘, die ‚zweite Verkörperung des Propheten‘ sei, selbst als sie seinen Aufruf an die muselmanischen Scheichs und Ulemas lasen: „Von Anbeginn der Welt stand es in den Sternen geschrieben, daß ich alle Feinde des Islams vernichten, die Kreuze stürzen und dann aus dem Westen kommen würde, um meine Bestimmung zu erfüllen.“ – „So hielt ich sie zum besten,“ fügt er in der Erinnerung an jene Zeit hinzu.[10] „Das war natürlich Scharlatanerie, aber von höherer Art.“[11] Und er versichert: „Die ganze Armee hätte, meinem Beispiel folgend, ohne Bedenken den Glauben gewechselt.“

Doch wenn diese Armee gottloser Sansculotten in der Tat einer solchen ‚Unbedenklichkeit‘ fähig gewesen

wäre, so hätte Bonaparte von ihr selbst wohl ebensoviel auszustehen gehabt wie der ‚Voltairianer' General Menou, der durch seinen Übertritt zum Islam zum allgemeinen Gespött geworden war.

Am 10. Februar 1799 trat Bonaparte den syrischen Feldzug an. All seinen gigantischen Schimären zuwider, sah er deutlich, daß die Armee ihm nur folgte, weil sie hoffte, der ägyptischen Gefangenschaft zu entgehen.

Die furchtbare Wüste von Sinai, in der Israel vierzig Jahre umhergeirrt war, durchquerten die Franzosen in zwei Wochen. Am 25. Februar waren sie in Gazzeh, der ersten palästinischen Stadt; am 6. März nahmen sie Jaffa, wo sie zweitausend gefangene Arnauten erschießen mußten. „Noch nie ist der Krieg mir so gemein erschienen!" schrieb Bonaparte an das Direktorium.[12] Den Fuß des Karmel umschreitend, näherten sie sich am 17. März den Mauern von St. Jean d'Acre, dem alten Ptolemais. In einem reichlichen Monat hatten sie von Kairo bis Acre nahezu siebenhundert Kilometer zurückgelegt, dazwischen Schlachten geschlagen und Festungen belagert.

Die elende kleine Festung, ‚une bicoque', wie Bonaparte Acre bezeichnete, schien eine leichte Beute. Doch das Schicksal hatte anders entschieden. Zwei Monate währte die Belagerung; die Hälfte der Armee ließ ihr Leben, Acre aber ergab sich nicht. Und als der englische Kommodore Sydney Smith einen für Bonaparte bestimmten Artillerietransport auf offenem Meere abfing, seine eigene Artillerie in die Festung warf und ihre Garnison durch zwanzigtausend Bajonette verstärkte, da sah Bonaparte ein, daß Acre das Ende des syrischen Feldzuges bedeutete, wie Abukir es für den ägyptischen gewesen. Abermals hatte das Meer das Festland besiegt.

„Ein Sandkorn hat meinem Geschick Halt geboten,"

sagte Napoleon auf St. Helena. „Wäre Acre genommen worden, so hätte die französische Armee sich auf Damaskus und Aleppo geworfen und in kürzester Zeit den Euphrat erreicht. Sechshunderttausend christliche Drusen hätten sich mit uns vereinigt, und wer kann wissen, wohin das geführt hätte? Ich wäre bis nach Konstantinopel, bis nach Indien gegangen ... ich hätte das Antlitz der Welt verändert!“[13]

Das schlimmste war, daß er plötzlich wie von Blindheit befallen schien – er hatte vergessen, wohin das Schicksal ihn rief.

Länger vor den Mauern von Acre auszuharren war unmöglich. Am 24. Mai brach Bonaparte die Belagerung ab und machte sich auf den Rückzug nach Ägypten – dieselben siebenhundert Kilometer mußten zurückgelegt werden, nun aber mit einer geschlagenen Armee. Auf dem Hinmarsch waren die Leute von Hoffnung beseelt gewesen, zurück gingen sie, Verzweiflung im Herzen: es war, als hätte ein lebend Begrabener versucht, sich aus dem Grabe zu erheben, und sei zurückgesunken, als er es nicht vermocht.

Der Sommer in jenem Jahr war besonders heiß: sechsunddreißig Grad Réaumur im Schatten. Die Füße versanken im lockeren Wüstensand, und auf den Scheitel schien die Sonne geschmolzenes Blei herabzuträufeln. Wie vor Jahresfrist in der Wüste von Damanhur gingen die Leute auch hier durch die Hitze, durch Hunger, Durst und Erschöpfung zugrunde; viele verloren den Verstand, nahmen sich das Leben.

Bonaparte ging mit dem Troß der Kranken und Verwundeten, denen er alle Pferde überlassen hatte, zu Fuß. Es waren auch Pestkranke dabei. Diese hatte er bereits im Lazarett von Jaffa zweimal besucht, sich lange mit ihnen unterhalten, sie getröstet, und einmal soll er sogar ge-

holfen haben, einen Pestkranken von einem Bett auf ein anderes zu tragen, um den Soldaten und den Ärzten zu beweisen, daß die Pest nicht so furchtbar sei, wie man glaube.

Er schritt im Troß, die Überfälle beduinischer Räuberbanden abwehrend, die um das Heer schwärmten wie Bremsen und Hornissen um blutig geschlagene Lasttiere. Er teilte die Qualen von allen, tröstete und ermunterte alle. Er allein trug das ganze Heer auf seinen Händen aus dieser Hölle heraus, wie eine Mutter ihr Kind aus dem Feuer trägt.

Nein, die ‚Heldentage' Napoleons waren noch nicht vorüber: Lodi, Arcole, Rivoli, der ganze italienische Krieg war ein Kinderspiel im Vergleich zu diesem furchtbaren Feldzug. Der Opferzug in seinem Antlitz tritt hier so deutlich hervor wie nie bisher. Die glühende Feuerwüste Syriens ist die Mutter der Eiswüste der Beresina. Vielleicht war er in seinen Niederlagen ein größerer Held als in seinen Siegen.

Am 15. Juni traf die französische Armee wieder in Kairo ein. Beide Feldzüge, der ägyptische und der syrische, waren verloren. Das vermochte auch der glänzende Sieg bei Abukir am 25. Juli nicht wettzumachen, wo siebzehntausend Mann türkischer Landungstruppen ins Meer gedrängt wurden.

Seit einem halben Jahre waren keine Nachrichten aus Frankreich gekommen, es gingen nur verworrene Gerüchte über einen unglücklichen Krieg um. Plötzlich erfuhr Bonaparte aus Zeitungen, die ihm zufällig in die Hände kamen, daß Frankreich am Rande des Abgrunds schwebte: Aufruhr im Innern, Krieg nach außen; die Rheinarmee geschlagen; die italienische desgleichen; Italien, sein Italien, verloren!

Es war, als hätte ein plötzliches Licht Bonaparte erleuchtet, er wurde sehend: sein ‚rückerinnerndes Wissen' ließ ihn mit einemmal begreifen, wohin das Schicksal ihn rief.

Am 19. August fuhr er, seine Abreise vor allen geheim haltend, aus Kairo nach Alexandria. Hier befahl er dem Konteradmiral Ganteaume, gleichfalls insgeheim zwei Kriegsfregatten, ‚Muiron' und ‚Carrère', die der Zerstörung in Abukir entgangen waren, instand zu setzen.

Am 23. August erschien ein Manifest: „Soldaten! Nachrichten aus Europa zwingen mich, Ägypten zu verlassen. Ich übergebe das Kommando der Armee dem General Kléber. Die Armee wird bald von mir hören; weiter kann ich nichts sagen. Es fällt mir schwer, die Soldaten zu verlassen, an denen ich mehr als an allem andern hänge, doch meine Abwesenheit wird nicht lange währen."

Was ist ein General, der die Armee verläßt und von dem Schlachtfeld entflieht? Ein Deserteur. Hier aber war er vor die Wahl gestellt: der Armee untreu werden oder Frankreich. Er ging dahin, wohin das Schicksal ihn rief.

In der Nacht zum 24. August ging Bonaparte auf der Fregatte ‚Muiron' unter Segel, am nächsten Morgen waren die Küsten Ägyptens bereits außer Sehweite.

Wieder begann das ‚wahnwitzige Spiel': Einsatz um Einsatz, Gewinn um Gewinn, das Wunder wachsend in geometrischer Progression.

Sydney Smith jagt, wie einst Nelson, dem Gespensterschiff nach, und dieselben Nereiden lassen seine Fernrohre durch die Nebel des Meeres trüb werden.

Das erste Wehen des Windes, eines Südost, trieb die Schiffe Bonapartes vierhundert Kilometer westlich von Alexandria an die öden Gestade der Großen Cyrenaika; dann schlug der Wind in einen beständigen Nordwest

um und trug sie langsam an der afrikanischen Küste, einer völligen Wüste, entlang; Bonaparte hier zu suchen konnte den Engländern nicht in den Sinn kommen.

Zwanzig Tage währte diese hoffnungslos langsame Fahrt gegen den Wind und die Meeresströmungen. Jeden Morgen maßen die Seefahrer die zurückgelegte Strecke und mußten feststellen, daß sie auf demselben Fleck stehengeblieben oder sogar zurückgegangen waren. Am 19. September gelangten sie endlich bis zur Großen Syrte, wo plötzlich völlige Windstille eintrat; dann erhob sich ein kräftiger Südsüdwest und trieb die Schiffe in die Meerenge zwischen Kap Bon und Sizilien. Hier lauerte ihnen ein englischer Kreuzer auf. Aber die Franzosen liefen gerade zur günstigen Stunde der Abenddämmerung in die Meerenge ein. Wäre es um ein geringes früher geschehen, hätten die Feinde sie erspäht; um ein geringes später hätten sie in der Dunkelheit selbst nicht klar genug gesehen, um an der gefährlichen Küste vorbeizukommen. Nachts entdeckten sie die Lichter des englischen Kreuzers, beim Morgengrauen hatten sie ihn bereits aus dem Gesicht verloren.

Derselbe günstige Südwest trug sie Korsika entgegen; ein Windhauch zuviel, und sie hätten sich inmitten der englischen Flotte befunden; doch der Wind, der plötzlich in einen den Seglern scheinbar widrigen Nordost umgeschlagen war, flaute plötzlich ab, als habe er sein Werk getan – Bonaparte in seine Wiege, Ajaccio, zu tragen.

Am 7. Oktober trat günstiges Wetter ein, und die Fregatte ‚Muiron' segelte geradeswegs auf die provenzalische Küste zu, nach Toulon. Als die Seefahrer nur noch vierzig Kilometer von der Küste entfernt waren, tauchten angesichts der Iles d'Hyères plötzlich zweiundzwanzig Segel auf – die ganze englische Flotte. Sie bemerkte die französischen Fregatten und nahm die Jagd sofort auf.

„Die Sonne ging unter, und der Feind stand gegen die Sonne," berichtet General Marmont, der sich auf der ‚Muiron' befand. „Wir konnten den Feind deutlich sehen, waren ihm, da der Abendnebel uns umhüllte, aber kaum sichtbar; er konnte die Stellung unserer Segel nicht erkennen: das allein rettete uns. Es war ein schicksalsschwerer Augenblick. Ganteaume schlug Bonaparte vor, nach Korsika zurückzukehren. Dieser aber beschloß nach einer Minute des Überlegens, sich dem Schicksal anzuvertrauen und lediglich die Richtung der Fahrt zu ändern – St. Raphael-Fréjus zu. Die Engländer meinten, unsere zwei Fregatten seien aus Toulon ausgelaufen, und jagten uns ins offene Meer nach, während wir geradeswegs der Küste zusteuerten."[14]

Am nächsten Morgen, dem 9. Oktober, ging Bonaparte in Fréjus an Land und reiste am selben Tage nach Paris weiter.

„Ich will es nicht versuchen, den Enthusiasmus zu schildern, der ganz Frankreich ergriff," schreibt Marmont. „Der Funke, der in Fréjus aufgeflammt war, lief sofort durch das ganze Land."[15] Der Funke der aufgehenden Sonne.

DER 18. BRUMAIRE

1799

„Nur ein Wahnsinniger oder ein Schuft konnte den Wunsch hegen, die Revolution niederzuschlagen," sagte Bonaparte nach dem 18. Brumaire,[1] und auf St. Helena: „Man spricht in metaphysischen Ausdrücken über den 18. Brumaire, und man wird noch lange darüber reden, ob wir nicht etwa die Gesetze verletzt oder ein Verbrechen begangen hätten. Doch dies sind im besten Falle

Abstrakta, die nur für Bücher und für die Rednertribüne taugen, vor dem Angesicht der gebieterischen Not aber hinfällig werden; ebenso müßte man einen Seemann anklagen, der die Masten abhackt, um dem Schiffbruch zu entgehen. Die führenden Männer dieser großen Umwälzung könnten ihren Anklägern antworten wie jener alte Römer: ‚Unsere Rechtfertigung liegt darin, daß wir das Vaterland gerettet haben; laßt uns den Göttern danken!'"[2]

Und so glaubt oder will Bonaparte bis an das Ende seiner Tage glauben, daß er die schlimme Hälfte der Revolution, den Terror, erschlagen habe und dadurch ihre gute Hälfte gerettet; die Jakobiner jedoch sind überzeugt, daß er sie ganz und gar erschlagen habe. Wer betrügt hier den andern, oder wer ist der Betrogene?

„Bonapartes Rückkehr war wie die aufgehende Sonne: alle Blicke wandten sich ihm zu," sagt General Marmont in seinen Erinnerungen.[3] Alle Blicke waren auf ihn gerichtet, weil man in ihm die aufgehende Friedenssonne nach einer siebenjährigen Kriegesnacht sah.

„Vivat Bonaparte! Frieden, Frieden!" schrie die Volksmenge, die ihm in ganz Frankreich, von Fréjus bis Paris, überall nachlief.[4]

„Wir haben den Frieden erfochten, das ists, was in allen Theatern, in allen Zeitungen, in Prosa, in Versen und Liedern immer wiederholt werden muß," sagte er am Abend des 18. Brumaire und meinte das wenigstens zum Teil aufrichtig. Was Krieg ist, weiß dieser große Eroberer so gut, wie kein anderer; er erinnert sich und wird es zeit seines Lebens nicht vergessen, was er in Jaffa empfunden hat: „Noch nie ist der Krieg mir so gemein erschienen!" Ja, so seltsam es klingen mag, der Friedenswille in ihm war vielleicht ebenso stark, wie der Wille zum Krieg. Das Ziel aller seiner Kriege ist: die

Weltherrschaft, die Vereinigung aller Völker zu einem Bund von Brüdern, der Weltfrieden.

Er täuscht keinen, aber alle täuschen sich in ihm. Bonaparte ist kein Gott des Krieges, sondern ein Gott des Friedens, – das ist eines jener gewaltigen Quiproquos, wie sie das spöttische Schicksal mitunter liebt.

Er täuscht niemand, und wenn er es doch tut, so geschieht es nicht mit Absicht. Vielleicht ist er für einen Politiker sogar zu wahrhaftig. „Genug der Parteien! Ich will sie nicht mehr, ich dulde keine mehr; ich gehöre keiner einzigen von ihnen an; meine große Partei ist das französische Volk," sagt er am Vorabend des 18. Brumaire, in der größten Hitze des Parteikampfes, als jene Welle, die ihn zur Macht emporheben sollte, ihn bereits ergriffen hat.[5] Schluß mit den ‚Parteien'; das bedeutet Ende des Bürgerkrieges, innerer Frieden.

Das frühere Konventsmitglied, jetzt Deputierter im Rate der Alten, Bodin d'Ardennes, ein glühender Patriot und Republikaner, soll vor Freude über Bonapartes Rückkehr, in dem auch er die aufgehende Friedenssonne erblickte, plötzlich gestorben sein: die Republik, die Revolution war gerettet. Man kann wohl sagen, daß der Ärmste an einem Mißverständnis starb. Andern bedeutet dasselbe Mißverständnis das Leben.

Diesem Sturm von falschen Gefühlen gestattet Bonaparte, „ihn zur Macht emporzutragen",[6] er läßt ihn seine Segel blähen, wie einst den günstigen Wind auf der Fregatte ‚Muiron'; er läßt sich von der Selbsttäuschung ganz Frankreichs einhüllen, wie auf See vom Nebel, der sein Schiff umgab, als er Sydney Smith entrann.

Übrigens ahnt so mancher bereits die Wahrheit. „Der schützende Gott, den ich für mein Vaterland erflehe, mag ein Despot sein, wenn er nur ein Genie ist," diese prophetischen Worte schreibt der Pamphletist Saulot im

Jahre 1792, als Bonaparte noch ganz unbekannt ist.[7] Und um dasselbe Jahr äußert sich der achtzehnjährige Lucien Bonaparte ebenso prophetisch über Napoleon: „Er scheint die Fähigkeiten eines Tyrannen zu besitzen und wird es werden, wenn er zur Macht gelangen sollte; dann wird sein Name ein Schrecken für die Nachwelt sein."[8]

„Du wirst sehen, mein Lieber: bei seiner Rückkehr reißt er die Krone an sich," prophezeit General Marmont dem General Junot bei der Abfahrt nach Ägypten.[9] Und ein Klubredner in Fréjus begrüßt Bonaparte, der soeben an Land gegangen ist: „Gehen Sie, General, gehen Sie, schlagen Sie den Feind, und dann machen wir Sie zum König, wenn Sie es wollen!"[10]

Das Licht der aufgehenden Sonne erleuchtet ganz Frankreich, doch vor Paris angelangt, erlischt es im Novembernebel.

Hier „hatte ihn niemand erwartet ... Seine Rückkehr rief keine besondere Begeisterung hervor ... sie erschien wie eine Flucht ... der ägyptische Feldzug wurde als ein wahnwitziges Unternehmen angesehen, die Berichte der Ostarmee als Prahlerei und Bonaparte selbst als Abenteurer".[11]

In Militärkreisen wurde er „der Fahnenflucht beschuldigt: vom rein militärischen Standpunkt aus war seine Handlungsweise in der Tat nicht zu rechtfertigen, und der Direktor Sieyès hatte recht, als er, sich über Bonapartes offenkundige Nichtachtung ihm gegenüber beklagend, sagte: ‚Dieser freche Bengel müßte füsiliert werden!'"[12]

General Bernadotte schlägt dem Direktorium vor, Bonaparte vor ein Kriegsgericht zu stellen. „Dazu sind wir nicht stark genug," antwortete ihm Barras.[13]

„Bonaparte hatte die Wahl zwischen dem Thron und dem Schafott," versichert General Thiébault.[14] Das ist

eine Übertreibung, aber sicher wünschten es viele und hofften auch, daß es geschehen werde.

Überhaupt spricht man in den Pariser Salons über Bonaparte wie über ein interessantes Wunderding oder eine neue Mode – eine Frisur à la grecque statt à la Titus. Schon durch sein Äußeres erregt der ‚afrikanische Held' die allgemeine Neugierde: meist geht er in einem recht seltsamen Zivilanzug einher, halb Robinson, halb Held der Scheherezade: ein hoher Filzhut in Zylinderform, eine grüne langschößige Redingote, mit einem orientalischen bunten Schal gegürtet, an der Seite ein krummer diamantenbesetzter, türkischer Yatagan. Er sieht so elend aus, daß es scheint, „er könne keine Woche mehr leben";[15] Brust und Wangen sind eingesunken, die Gesichtsfarbe ist bräunlichgrün; nur die riesengroßen Augen leuchten in unerträglichem Glanz.

Die Neugierigen laufen ihm nach, aber es ist nicht leicht, ihn zu Gesicht zu bekommen: er zeigt sich nirgends, außer im Institut. Hier empfängt er die atheistischen Weihen von seinen gewesenen und künftigen Feinden, den ‚Ideologen', den alten Enzyklopädisten, den Volney und Cäbanis.

Zu sehen ist er nur in Josephines Haus, in der stillen Rue Chantereine, die jetzt zu Ehren Bonapartes Rue Victoire heißt.

Dort ergeht er sich im Garten; die abgefallenen Blätter rascheln unter seinen Füßen, – wie wenig dies dem Knirschen des Wüstensandes in Syrien gleicht! Und wie wenig gleicht diese mondähnliche Sonne des Brumaire, die auf dem goldigen Rost der Blätter, auf der gespensterhaften Blässe der antiken Vasen spielt, jener grausamen Wüstensonne! Und dort, hinter den Fenstern des Hauses, in dem halbrunden Salon mit der pompejanischen Wandmalerei, – wie wenig gleichen die fast nackten Körper der schönen

Frauen, die durch die duftigen Gewebe der attischen Peplen schimmern, den Leibern der Pestkranken in Jaffa, und die Bronzesphinxe der Armlehnen – jener echten Sphinx, dem ersten in Stein gemeißelten menschlichen Antlitz, das vielleicht in das letzte Antlitz ‚des Menschen' - l'homme! - blickt.

Nach einem melodramatischen Streit um Herrn Charles und andere Galane sehr schnell mit ihrem Gatten versöhnt, ist Josephine, wie einst Circe, aufs eifrigste bemüht, Bonapartes schlimmste Feinde mit List in ihren Netzen zu fangen und sie in brave Haustiere zu verwandeln. So wird der Direktor Sieyès gezähmt, er verknüpft sein Schicksal endgültig mit dem des ‚frechen Bengels', den er eben erst füsilieren wollte.

Hier, in der Rue Victoire, wird auch der Plan des Umsturzes geschmiedet. Er ist sehr einfach: die Konstitution soll durch die Konstitution erschlagen werden; unter dem Vorwand einer angeblichen terroristischen Verschwörung sollen die Sitzungen der beiden Räte, des ‚oberen' – des Rates der Alten, und des ‚unteren' – des Rates der Fünfhundert, aus Paris nach dem unweit der Stadt gelegenen kleinen Ort Saint Cloud verlegt werden, nachdem General Bonaparte, zwecks Durchführung dieser Maßnahme, zum Oberkommandierenden sämtlicher Truppen des Pariser Bezirks und des ganzen ‚konstitutionellen Rayons' ernannt worden ist.

Alles sollte auf korsische Art, ganz familiär zugehen: Die Hauptachse des Umschwungs würde Lucien Bonaparte sein, der vierundzwanzigjährige Präsident der Fünfhundert, jener ‚Mistfink' - briconcello -, der einst das Pulverfaß unter dem alten Väterchen Paoli mit so viel Geschick in die Luft gesprengt hatte; jetzt würde er das Pulverfaß unter ganz Frankreich sprengen. Da war auch noch der General Murat, Karoline Bonapartes Gatte, und Gene-

ral Leclerc, Paulettes Bräutigam; als Kommandant der Kavallerie-Abteilungen in St. Cloud sollte Murat das Schloßgebäude umzingeln, wo beide Räte ihre Sitzungen abhalten würden. Die übrigen Verschwörer gehörten ebenfalls alle zum Hause, sie waren alle Vögel aus dem Nest der Bonaparte: General Berthier, der Chef des obersten Stabes, Lannes, der Kommandant der Infanterie, Marmont, der Chef der Artillerie, Sebastiani, ein Korse, der Kommandant der Dragonerschwadronen; dieser sollte bereits am ersten Tage des Umschwungs den Rat der Fünfhundert im Palais Bourbon in Paris einschließen.

Das Direktorium brauchte man nicht zu fürchten: dort gab es nur ‚Verfaulte'-les pourris-, wie man die Regierungspartei damals bezeichnete. Der ‚Verfaulteste' war Barras, der ‚alle Laster der alten und der neuen Zeit' besaß, Barras – die verkörperte Ausschweifung, während Sieyès, der des Priesteramtes entsetzte Abbé und Königsmörder, die verkörperte ‚Ideologie', das heißt Machtlosigkeit, darstellte; ein Homunkulus in der Flasche, Vater unzähliger totgeborener Konstitutionen. Sollte Bonaparte mit solchen Leuten nicht fertig werden?

Der 16. Brumaire ist als Tag für den Umsturz ausersehen worden; dann wird dieser auf den 17., einen Freitag, verschoben; doch Bonaparte ist abergläubisch, er fürchtet die schweren Tage, und auf sein Drängen wird der Termin noch einmal hinausgeschoben, auf den 18. Brumaire (9. November).[16] Das mutet wie Wahnsinn an. Konnte man von hundertfünfzig Verschwörern verlangen, ein Geheimnis achtundvierzig Stunden lang zu hüten? Doch es erwies sich als möglich; niemand verriet das Geheimnis: „So groß war die Begierde nach dem Umsturz";[17] so ‚reif war die Birne'.

Am 18. Brumaire, einem trüben Novembertage, versammelte sich der Rat der Alten - le Conseil des Anciens -, auf eine ihm in der Nacht zugestellte Einladung hin, zwischen sieben und acht Uhr morgens in einem düsteren Saal der Tuilerien, dem gewohnten Ort seiner Sitzungen. Stehend hörte er den von der Kommission in aller Eile verfaßten Bericht über die angebliche Verschwörung der Terroristen gegen Freiheit und Vaterland an und erließ an Ort und Stelle, ohne jegliche Debatte, ein Dekret über die Verlegung der Sitzungen beider Räte nach St. Cloud, um die Mittagszeit des nächsten Tages; die Durchführung des Dekrets wurde dem General Bonaparte, als dem neuernannten Höchstkommandierenden des Pariser Militärbezirkes, übertragen. Nur der erste Teil des Dekrets entsprach dem Gesetz; der zweite verletzte die Verfassung: der Rat der Alten hatte kein Recht, Höchstkommandierende zu ernennen. Hier begann bereits die Umwälzung: ihre Achse hatte eine fast unmerkliche Drehung gemacht.

Gegen zehn Uhr traf Bonaparte mit der Dragonerschwadron des Generals Sebastiani im Schloß ein und betrat, gefolgt von der glänzenden Suite seiner Generäle, den Saal des Rates.

Zum erstenmal in seinem Leben sah Bonaparte sich genötigt, eine Rede vor der Parlamentsversammlung zu halten. Ein blitzeschleudernder Rhetor in seinen Aufrufen an das Heer, sowie im Gespräch von Mann zu Mann, verstand er es nicht, mit der Menge zu reden, und es war ein seltsamer Anblick, wie dieser Mann, der unerschütterlich im Kugelregen stand, unter den Blicken der ‚Schwätzer-Advokaten' verwirrt und verlegen wurde. „Wenn er Reden hielt, merkten alle die Mängel seiner Aussprache," berichtet eine Zeitgenossin. „Die Reden wurden im voraus für ihn verfaßt, mit großen Buchstaben umgeschrie-

ben; dann brachte man ihm die Aussprache bei; sobald er aber zu reden begann, vergaß er die Lektion und las alles mit dumpfer Stimme, den Mund kaum öffnend, vom Blatt ab, mit einem eher fremdartigen, als fremdländischen Tonfall, was immer einen peinlichen Eindruck hervorrief: Ohr und Sinn wurden durch dieses unwiderlegbare Zeugnis seiner nationalen Fremdheit unangenehm berührt".[18] Er war kein Franzose, nicht einmal Korse; niemand wußte, was er war – ein Mensch ohne Vaterland.

„Die Republik war dem Untergang geweiht," sagte Bonaparte. „Ihr habt das begriffen und ein Dekret erlassen, das sie retten wird ... Nichts in der Geschichte gleicht dem Ende des XVIII. Jahrhunderts; nichts im XVIII. Jahrhundert gleicht diesem Augenblick ... Mit Hilfe aller Freunde der Freiheit, aller, die die Verfassung ins Leben gerufen und geschützt haben, will ich ihr Wächter sein. Wir wollen eine Republik, die aufgebaut ist auf Freiheit und Gleichheit, auf den heiligen Grundlagen der Volksvertretung, und wir werden sie haben. Ich schwöre es!"

„Wir schwören!" antworteten alle Generäle des Gefolges wie ein Mann, und donnerndes Beifallsklatschen erdröhnte auf den Tribünen.[19]

„So leistete er der Verfassung, die er vernichten wollte, den Eid," bemerkt General Marmont.[20]

Bonaparte ging aus dem Sitzungssaal in den Schloßgarten hinunter, um sich den Truppen zu zeigen. Hinter diesen stand eine kleine Menschenmenge; Ruhe, fast Teilnahmlosigkeit lag auf den Gesichtern.

Beim Verlassen des Palastes hatte Bonaparte Barras' Abgesandten, seinen Sekretär Bottot bemerkt, ein kleines, schwächliches Männchen, das sich vergeblich mühte, durch die Menge zu ihm zu dringen. Sofort machte Bonaparte ihn zum Sündenbock für die Verfehlungen des Di-

rektoriums. Er ging auf Bottot zu, hörte sein unverständliches Lallen eine Minute lang an, packte ihn am Arm, schob ihn leicht beiseite und rief dem Heer und der Menge mit lauter Stimme zu:

„Die Armee hat sich mir angeschlossen; ich verbinde mich mit der gesetzgebenden Kammer!"

Ein Beben lief durch die Truppen und auch durch die ruhige Menge.

„Was habt ihr mit Frankreich gemacht?" fuhr Bonaparte fort und sah Bottot mit versengenden Blicken an; jetzt las er nicht mehr ab, sondern sprach aus vollem Herzen, von Mann zu Mann. „Was habt ihr mit Frankreich gemacht? ... Ich hinterließ euch den Frieden und finde den Krieg; ich hinterließ euch Siege und finde Niederlagen; ich hinterließ euch die Millionen Italiens und finde räuberische Gesetze und Armut. Was habt ihr mit den hunderttausend Franzosen gemacht, den Gefährten meines Ruhms? Sie sind alle umgekommen. So kann es nicht weitergehen; wir würden in weniger als drei Jahren beim Despotismus anlangen ... Ein Häuflein von Rebellen behauptet, wir seien die Feinde der Republik, wir, die wir sie durch unsere Mühen und unseren Heldenmut gefestigt haben! Nein, wir wollen keine besseren Patrioten als jene tapferen Krieger, die ihr Blut für das Vaterland vergossen haben!"

„Vivat Bonaparte! Vivat die Republik!" schrien die Soldaten begeistert, und die Menge nahm den Ruf auf.[21]

Alles ging wie geölt. Im Laufe des Tages reichte einer der Direktoren, Barras, seine Entlassung ein; zwei von ihnen, Sieyès und Ducos, verbanden sich mit Bonaparte; Gohier hatte Hausarrest im Luxembourgpalast und General Moulin konnte, da er über kein Heer mehr verfügte, nichts ausrichten.

Um dieselbe Zeit tagte der Rat der Fünfhundert im Palais Bourbon. Die Jakobiner, zu denen der größere Teil der Fünfhundert gehörte, hatten Kunde von einer angeblichen terroristischen, das heißt ihrer eigenen Verschwörung erhalten; sie ahnten den nahe bevorstehenden Umsturz und tobten in ohnmächtiger Wut. Die Kavallerieschwadron des Generals Sebastiani hielt das Schloß umzingelt: beim Anblick der römischen Kupferhelme und der gezückten Säbel der Dragoner gedachten die ‚Schwätzer-Advokaten' des 13. Vendémiaire; was ihnen damals drohte, ging jetzt in Erfüllung: das Ende ihrer Herrschaft war gekommen. Die Verwegensten wollten die Vororte von Paris aufwiegeln. Doch die Zeiten hatten sich geändert: der Umsturz war im Gange, ja, er war schon nahezu vollzogen, – und niemand hatte etwas gemerkt. Überall herrschte ungetrübte Ruhe; kein Windhauch war zu spüren, kein Blatt rührte sich: es war die stillste aller Revolutionen.

Die sogenannte Orangerie, eine lange schmale Galerie im Schlosse von St. Cloud, wo der Rat der Fünfhundert am 19. Brumaire seine Sitzung abhalten sollte, erinnerte, trotz ihrer zwölf hohen, die ganze Wand einnehmenden Fenster, die nach dem Garten führten, trotz ihrer korinthischen Säulen und der Stuckarbeit im erhabenen Stil Ludwigs XIV. an eine leere Scheune. Vom frühen Morgen an kletterten Tapezierer auf Leitern herum und klopften mit den Hämmern; um die kahlen Wände einigermaßen zu schmücken, verkleidete man mit Stoffen und Teppichen.

Es war kalt und feucht, so daß man den Hauch vor dem Munde sah. In der Ecke brannte ein eiserner Ofen, an dem die Deputierten sich wärmten. Bonaparte betrat den Saal; er sah nach, ob alles fertig sei und trieb die Tapezierer zur Eile an. Die Hämmer pochten, der Ofen fauchte.

Plötzlich ertönte ein Ruf aus der Gruppe der Deputierten, und zwar so deutlich, daß Bonaparte ihn nicht überhören konnte:

„Ah, der Räuber! Ah, der Lump!“[22]

Auch im Schloßhof und im Garten, der noch vom gestrigen Regen triefte, fanden sich, trotz des kalten Windes an diesem klaren Herbstmorgen, Gruppen von Deputierten zusammen; die Mitglieder des Rates der Fünfhundert verhandelten mit den Mitgliedern des Rates der Alten. Die Verzögerung drohte gefährlich zu werden. Nicht nur die Radikalen, sondern auch viele der Gemäßigten wurden unruhig, als sie das von Soldaten umringte Schloß sahen und sich an Bonapartes gestrige diktatorische Geste erinnerten: man konnte am Ende in seine eigene Falle geraten.

„Er will ein Cäsar sein, ein Cromwell! Das muß ein Ende haben!“ sagten die Entschlossensten.[23]

Es schlug zwölf Uhr, halb eins, ein Uhr. Endlich war der Saal für die Fünfhundert fertig geworden.

In langen, feuerroten römischen Togen, in hohen, römischen Kothurnstiefeln und seltsamen viereckigen, mit dreifarbigem Hahnenfederbusch verzierten Mützen, betraten die Gesetzgeber die leere kalte Scheune, die Orangerie.

Der Präsident, Lucien Bonaparte, erklärte die Sitzung für eröffnet; fast unmittelbar nach seinen Worten setzte das Geschrei ein:

„Nieder mit den Diktatoren! Wir sind hier frei! Wir lassen uns nicht durch Bajonette einschüchtern!“

Jemand schlug vor, eine Kommission zwecks Untersuchung der ‚Verschwörung‘ einzusetzen – das übliche Schlafmittel der Parlamente. Doch die Jakobiner wollten nichts davon hören, sie tobten weiter. Lucien klingelte.

Man pfiff ihn aus, drohte ihm, zischte. Eine Schar von Deputierten belagerte die Tribüne und schrie:

„Die Verfassung oder den Tod!"

Schließlich wurde beschlossen, daß jeder einzelne der Deputierten den Eid auf die Verfassung ablegen solle. Lucien war es zufrieden: Bonapartes Feinde würden die kostbare Zeit verlieren, seine Freunde aber gewinnen.

Die Zeremonie der Eidesleistung war kompliziert und langwierig. In den ersten fünf Minuten hatten nur drei Mann Zeit gehabt, den Eid zu leisten: wäre es so weiter gegangen, hätte ein ganzer Tag für die fünfhundert Mann nicht ausgereicht. Das Zeremoniell wurde beschleunigt, und gegen vier Uhr war die Eidesleistung vollzogen.

Der Rat der Alten, der seine Sitzung in einem der Nachbarsäle abhielt, benahm sich viel würdiger. Aber er war ebenso hilflos. Die Deputierten baten die Mitglieder der besonderen Kommission, die bereits gestern zur Untersuchung der ‚Verschwörung' ernannt worden war, genauer zu erklären, was es mit der Verschwörung auf sich habe, und welche Gefahr der Freiheit und dem Vaterlande drohe. Die Kommission vermochte jedoch keine befriedigende Erklärung abzugeben, da sie selbst nichts wußte, und antwortete mit allgemeinen Redensarten. Nun kam es zu endlosen Debatten. In diesem verhängnisvollen Augenblick, da sich das Schicksal der Revolution, und somit auch das Schicksal dieser ‚schwatzhaften Ideologen' entschied, über deren Häuptern das Schwert des Cäsars bereits schwebte, redeten sie immer weiter, schwelgten in Worten, konnten zu keinem Entschluß kommen und beschlossen endlich, alles hinauszuschieben, die Sitzung zu unterbrechen, um die Ereignisse abzuwarten.

Um diese Zeit hielt sich Sieyès in einem der unteren Säle des Schlosses auf – infolge der Ungleichheit des

Bodens hatten die Säle verschiedene Höhenlagen –, im künftigen Arbeitszimmer des Kaisers, einem riesengroßen, prunkvoll vergoldeten, aber ganz leeren Raum, in dem nur zwei Lehnsessel standen; auf dem einen saß Sieyès, am Kamin, das Gesicht grün vor Kälte, mehr denn je einem Homunkulus ähnlich. Das Feuer brannte schlecht; in Ermangelung einer Feuerzange schürte Sieyès die Kohlen mit einem Holzscheit. Es schien jedoch, als könne weder ein Kaminfeuer, noch die Sonne selbst den blutleeren Körper des Homunkulus jemals erwärmen.

Bonaparte ging mit ‚recht erregter Miene' im Zimmer auf und ab. Alle fünf Minuten kam der Adjutant Lavalette mit Nachrichten aus dem Rat der Fünfhundert. Die Nachrichten waren schlecht: einige Jakobiner hatten sich bereits nach Paris begeben, um die Vororte aufzuwiegeln. Das war zwar nicht allzu gefährlich; indes konnte man in solch einem Augenblick nie wissen, was der nächste bringen würde. Viel gefahrdrohender war der Umstand, daß die Jakobiner-Generäle Jourdan und Augereau, Bonapartes schlimmste Feinde, in St. Cloud eingetroffen waren. Auch Bernadotte wurde erwartet, der nichts so sehr ersehnte, als Bonaparte bei der ersten besten Gelegenheit dem Gericht ausliefern zu können, nunmehr nicht allein als ‚Deserteur', sondern auch als ‚Staatsverbrecher'.

Bonaparte fühlt, daß er handeln muß, ohne eine Minute zu verlieren. Er geht ohne Gefolge, nur von zwei Adjutanten begleitet, durch die Flucht der leeren Gemächer, in den Rat der Alten. Dadurch verletzt er das Gesetz, das Unbefugten verbietet, den Saal ohne Aufforderung des Rates zu betreten. Er tritt stürmisch, fast laufend ein; mitten im Saal bleibt er vor dem Sitz des Präsidenten stehen und beginnt zu reden.

Er spricht schlecht, er ist verlegen, wie immer angesichts

einer Versammlung; er vergißt, was er sagen will; er verheddert sich, verliert sich in hochtrabenden Phrasen; bald bleiben ihm die Worte in der Kehle stecken, bald sprudeln sie ohne Zusammenhang hervor.

„Bürger, ihr steht auf einem Vulkan ... Erlaubt mir, als Soldat, offen zu reden ... Ich werde verleumdet, man spricht von Cäsar und Cromwell, von einer Diktatur ... Wenn ich dieses anstrebte, wäre ich dann hierher geeilt, um den Volksvertretern beizustehen? ... Es ist keine Zeit zu verlieren ... Die Republik hat keine Regierung mehr... Nur der Rat der Alten ist ihr geblieben ... Er soll Maßnahmen ergreifen – was er befiehlt, führe ich aus. Retten wir die Freiheit, retten wir die Gleichheit!"

„Und die Verfassung?" unterbricht ihn eine Stimme.

„Die Verfassung habt ihr selbst verletzt," fährt Bonaparte nach einem kurzen, peinlichen Schweigen fort. „Niemand achtet sie mehr. Ich will alles sagen ..."

„Nun wird er die Verschwörung endlich aufdecken!" dachten Bonapartes Freunde aufrichtig erfreut; doch ach! ihre Freude währte nicht lange: er deckte nichts auf und ließ es bei den gleichen allgemeinen Phrasen bewenden, wie vorhin die Kommission.

„Nein, Bürger, ich bin kein Intrigant," schloß er ganz überraschend. „Ich glaube, meine Liebe zum Vaterland genügend bewiesen zu haben ... Wenn ich aber ein Feind des Vaterlandes bin, so seid ihr alle Brutusse!"

Er fühlte, daß er den Boden unter den Füßen verlor, und geriet vollends aus der Fassung, wie ein Anfänger auf der Bühne oder ein Schüler im Examen.

Im Saal erhob sich Lärm und Geschrei.

„Namen, nennen Sie Namen!"

Er aber nannte keine und sprach weiter unklar und matt, traf nicht den Ton, schoß über das Ziel hinaus. Plötzlich machte er den Versuch, die Abgeordneten ein-

zuschüchtern. Eine Phrase, die er einst vor den Scheichs von Kairo gebraucht, fiel ihm ein:

„Bürger, denkt daran, daß der Gott des Krieges, der Gott des Sieges mich begleitet!"

Diese Phrase hatte die langbärtigen Scheichs und die Lehrer des Islams zu seinen Füßen gezwungen, aber auf die französischen Gesetzgeber übte sie keinerlei Wirkung aus. Es erhob sich unzufriedenes Murren.

„Ihr aber, meine Kriegskameraden, meine Kampfgenossen, meine tapferen Grenadiere," ruft Bonaparte den Posten an der Türe zu, „sollte hier ein von den Ausländern bestochener Redner die Worte: außerhalb des Gesetzes, gegen euren General auszusprechen wagen – dann möge euer kriegerischer Wetterstrahl sein Haupt treffen!"

Der Vorsitzende unterbricht ihn, sucht ihn zu beruhigen, zum Thema der Verschwörung zurückzuführen – vergebens: er bleibt bei seinen Gemeinplätzen, als sei er plötzlich selbst einer von den ‚schwatzhaften Advokaten' geworden.

„Wenn die Freiheit verloren geht, werdet ihr es vor der Welt, vor den Nachkommen, vor dem Vaterland zu verantworten haben!" schreit er, als fliege er in einen Abgrund, und läuft aus dem Saal hinaus, wie ein ausgepfiffener Schauspieler oder ein im Examen durchgefallener Schüler.

„Augereau, denkst du noch an Arcole?" fragt er den Jakobiner-General, an ihm vorbeieilend.

Der lächelt schweigend, spöttisch, und dieses Lächeln sagt Bonaparte, daß in der Tat ein neues Arcole für ihn gekommen ist; und ebenso wie er damals allein, mit der Fahne in der Hand, unter dem Feuer der Kartätschen auf die Brücke stürzte, so stürzt er jetzt in die Hölle der Jakobiner – in den Rat der Fünfhundert.

In dem engen Durchgang, der aus dem Schloß zur Orangerie führt, ist ein solches Gedränge, daß Bonaparte sich mit seinem Gefolge, das unterwegs zu ihm gestoßen ist, kaum durchzuzwängen vermag. Das Gefolge bleibt an der Tür stehen. Bonaparte tritt allein in den Saal. Hier tobt der parlamentarische Sturm noch immer. Mit Mühe drängt Bonaparte sich zwischen den Deputierten durch und gelangt zur Tribüne. Anfangs bemerkt man ihn nicht. Plötzlich erhebt sich ein ohrenbetäubender Lärm, Geschrei, Geheul:

„Nieder mit dem Diktator! Nieder mit dem Tyrannen! Außerhalb des Gesetzes! Außerhalb des Gesetzes!"

Die Jakobiner umringen Bonaparte, bedrängen ihn, fallen mit Fäusten über ihn her, packen ihn am Kragen. Unter der Schwere ihrer anstürmenden Leiber, unter dem sengenden Atem, den sie zugleich mit wüsten Schimpfworten ausstoßen, erblaßt er, schwankt. Ein Augenblick noch – und er muß bewußtlos zusammenbrechen.

„Dolche zuckten über seinem Haupt," werden Bonapartes Freunde in der Folge behaupten, seine Feinde es aber ableugnen. Ob sie wirklich gezückt wurden, wissen wir nicht; möglich war es in jedem Fall.

Die Grenadiere, die an den Türen Posten stehen, sehen ihren General in Gefahr. Sie stürzen ihm zu Hilfe und stoßen die Deputierten mit Fäusten zurück; die Kommandeure tun das gleiche. Auf den Plätzen für das Publikum drängen sich erschrockene Männer und Frauen und versperren den Ausgang; andere, die in den Fensternischen stehen, reißen die Fenster auf und springen in den Garten. Überall Handgemenge, Geschrei, Heulen, Kreischen der Frauen.

„Vivat Bonaparte!" kreischt eine wie unter dem Messer, und Stimmen aus der Menge antworten ihr.

Soldaten und Kommandeure prügeln sich mit den Deputierten. Einer von ihnen ist mit den Füßen im Teppich hängen geblieben und liegt in seiner ganzen Länge auf dem Fußboden. Einem Grenadier ist der Ärmel von oben bis unten aufgerissen.

Bonaparte wird die Beute des Jakobiners Destrem, eines riesengroßen Mannes von herkulischer Kraft.

„Dafür also hast du deine Siege erfochten!" schreit Destrem ihm ins Gesicht, und seine Faust fällt schwer auf Bonapartes Schulter. „Destrems Faust aber war nicht schlechter als die jedes anderen."

Endlich haben die Grenadiere sich zu Bonaparte durchgedrängt, sie entreißen ihn den Händen der Besessenen und schützen ihn mit ihren Leibern. Der Riese Destrem schlägt noch immer mit den Fäusten auf die Grenadiere ein, Schläge, die für den General bestimmt sind. Zwei Grenadiere führen Bonaparte, ihn fast auf den Händen tragend, hinaus. Sein Gesicht ist leichenblaß, die Züge verzerrt, die Augen halb geschlossen; der Kopf hängt auf die Schulter herab und baumelt wie der Kopf einer Holzpuppe. Ist das der ‚Gott des Krieges, der Gott des Sieges'?

„Außerhalb des Gesetzes. Vogelfrei!" heulen die Tobenden im Saal.

Einst, in den Tagen des Terrors, brachte dieser Ruf den Tod: das Fallbeil der Guillotine folgte ihm auf dem Fuß; jetzt ist seine Wirkung zwar abgeschwächt, immerhin ist er noch furchtbar genug.

Die Deputierten klettern auf die Tribüne, schlagen mit den Fäusten darauf, daß alles in Stücke zu gehen droht; sie fordern, daß sofort abgestimmt werde: „Außerhalb des Gesetzes!"

Doch der Vorsitzende Lucien zeigt sich der Situation gewachsen: er allein ist ruhig; unerschütterlich verharrt

er auf der Tribüne, wie ein Felsen inmitten der brandenden Wogen. Er vollbringt ein Wunder: er beschwichtigt den Sturm und sagt in der eingetretenen Stille ein paar beruhigende Worte zur Verteidigung seines Bruders.

Sofort setzt das Schreien wieder ein.

„Bonaparte hat heute seinen Ruhm befleckt, pfui!"

„Bonaparte hat sich wie ein König gebärdet!"

„Nun fix, Präsident, laß abstimmen!" Die Jakobiner gehen nach der guten alten Sitte des Terrors vom ‚Sie' auf das ‚Du' über.

Jemand stimmt für irgend etwas, in dem Lärm kann man aber nicht verstehen, wer er ist und wofür er seine Stimme abgibt. Es ist wie am Abend vorher im Palais Bourbon: die machtlose Versammlung kommt nicht vom Fleck, das Getobe erscheint albern und erbärmlich.

Bonaparte ist in den unteren Saal hinabgestiegen. Er ist in den ersten Augenblicken so zerstreut, daß er nur unzusammenhängende Worte murmelt und niemanden erkennt.

„General," wendet er sich an Sieyès, „sie wollen mich für vogelfrei erklären."

Sieyès sitzt noch immer am Kamin, friert und kann sich nicht erwärmen. Er blickt Bonaparte mit ruhigen Augen an, als nähme es ihn gar nicht weiter wunder, daß er zum General befördert worden ist. Ohne die geringste Bewegung in dem blutleeren Homunkulusgesicht spricht er mit der seinem Amte entsprechenden Würde die prophetischen Worte:

„Sie werden selbst außerhalb des Gesetzes sein!"

Und fügt nach einigem Nachdenken mit fester Stimme hinzu:

„Der Augenblick ist gekommen, wo man mit Säbeln dreinhauen muß!"

Aber um mit dem Dreinhauen zu beginnen, muß man sich wenigstens an ein Zipfelchen des Gesetzes klammern können.

„Außerhalb des Gesetzes! General Bonaparte ist für vogelfrei erklärt!“ schreien zwei Boten Talleyrands, in den Saal stürzend.

Bonaparte zieht den Degen aus der Scheide, läuft ans Fenster, stößt es auf und ruft den im Hof stehenden Truppen, wie auf dem Schlachtfelde, zu:

„Zu den Waffen! Zu den Waffen!“

Der Ruf pflanzt sich von Bataillon zu Bataillon fort. Es ist ihm beschieden, lange nicht zu verstummen: das vielstimmige Echo der Geschichte wird ihn immer weiter und weiter tragen, bis an das Ende der Welt.

Bonaparte stürzt mit seinem Gefolge in den Hof, schwingt sich auf ein Pferd und sprengt an die Front der vor dem Schloß stehenden Grenadiere der Regierungstruppen.

„Soldaten!“ schreit er, „kann ich mich auf euch verlassen?“

Die Grenadiere schweigen; vielleicht denken sie: „Mögen die Herren sich raufen, uns macht das weder warm noch kalt.“ Sieyès, der aus dem Fenster sieht, glaubt sogar eine verdächtige Bewegung in ihren Reihen wahrzunehmen, als wollten sie sich auf Bonaparte stürzen.

Doch er galoppiert bereits zu seinen getreuen Dragonern und den Linientruppen. Dort empfängt ihn ein Sturm von begeisterten Rufen. Auf ein Zeichen von ihm tritt Ruhe ein, und er spricht zu den Kommandeuren. Er beklagt sich über den Rat der Fünfhundert, „die gemeinen Vaterlandsverräter, die Söldlinge Englands“.

„Ich sagte ihnen, wie die Republik zu retten sei, sie aber wollten mich töten!“

Er sieht furchtbar aus; Blut läuft ihm übers Gesicht:

vorhin, in den ersten Minuten der Verzweiflung und der Wut, hat er sich den Ausschlag, der von der Touloner Krätze stammt, auf der Stirn blutig gekratzt. Beim Anblick dieses Bluts glauben die Soldaten, daß die Jakobiner ihn töten wollten.

„Soldaten, kann ich mich auf euch verlassen?"

„Du kannst es! Du kannst es! Vivat Bonaparte! Vivat die Republik!"

Doch die Grenadiere vor dem Schloß schweigen nach wie vor. Indes vergeht die Zeit, es ist bald fünf Uhr; die Schatten unter den kahlen Bäumen des Parks werden dichter, im Innern des Schlosses ist es fast ganz finster. Noch eine kurze Spanne Zeit, und der verhängnisvolle Tag geht in eine vielleicht noch verhängnisvollere Nacht über. „Wenn man die Acht über Bonaparte sofort ausgesprochen hätte, wäre Gott weiß was geschehen," berichtet ein Augenzeuge.[24]

General Frégival kommt aus der Orangerie gestürzt, läuft auf Bonaparte zu und flüstert ihm einen Auftrag des Präsidenten Lucien ins Ohr:

„Wenn die Sitzung innerhalb zehn Minuten nicht unterbrochen wird, stehe ich für nichts ein!"

Bonapartes Gesicht verändert sich mit einem Schlag; ein Blitz flammt in seinen Augen auf: jetzt ist er wieder ‚der Gott des Krieges, der Gott des Sieges'. Sein ‚rückerinnerndes Wissen' sagt ihm, was er zu tun hat: Lucien aus der Hölle der Jakobiner herauszuführen, herauszutragen.

Gesagt – getan. Es vergehen keine zehn Minuten, da trägt eine Abteilung treu gebliebener Grenadiere des 79. Linienregiments den Präsidenten, wie die Gebeine eines Heiligen, auf den Armen aus der Orangerie in den Hof hinaus. Er setzt sich auf ein Pferd und sprengt zu Napoleon. Der Bruder ist mit dem Bruder vereint, der

Präsident des Rates mit dem Oberkommandierenden der Armee, die gesetzgebende Macht mit der Exekutive; endlich kann sich das Bajonett an ein Zipfelchen des Gesetzes klammern: das Heer wird die Republik retten.

„Generale, Soldaten, Bürger!" schreit Lucien, der schon ganz heiser ist. „Die Terroristen im Rate der Fünfhundert, freche, von England bestochene Räuber, haben sich gegen den Rat der Alten empört und wollen die Acht über den Oberkommandierenden der Armee verhängen . . . Ich erkläre euch, nur jene sind die wahren Gesetzgeber Frankreichs, die aus der Versammlung zu mir herauskommen; die andern sollen mit Gewalt verjagt werden . . . Diese Mörder sind keine Vertreter des Volkes mehr, sondern Vertreter des Dolches!"

Er zeigt auf Napoleons blutiges Gesicht; dann ergreift er den Degen und setzt ihn auf die Brust des Bruders, mit einer tragischen Geste, die des Schauspielers Talma würdig gewesen wäre.

„Ich schwöre, daß ich meinen Bruder mit meiner eigenen Hand töten werde, wenn er je einen Anschlag auf die Freiheit Frankreichs wagen sollte!"

Der ‚Mistfink' dachte in diesem Augenblick nicht an seine eigene Prophezeiung: „Sollte Napoleon zur Macht gelangen, so wird er ein Tyrann sein und sein Name ein Schrecken für die Nachwelt!"

Endlich reißt die allgemeine Begeisterung auch die Grenadiere der Nationalgarde mit fort. Die rasend gewordenen Dragoner und die Kompagnien des 79. Linienregiments bedrängen sie von hinten. Schon sind sie von der Stelle gerückt, sind bereit zu gehen, wohin Bonaparte befiehlt. Endlich kann er seine Befehle erteilen.

Die Kommandeure heben den Degen; die Trommeln rufen zur Attacke. Murat stellt eine Kolonne auf und führt sie zum Schloß. Durch die immer dichter werdende Däm-

merung dröhnt das Stampfen marschierender Füße, das dumpfe Grollen der wirbelnden Trommeln.

Die Volksmenge weicht entsetzt auseinander und begrüßt den Cäsar-Befreier mit begeisterten Rufen:

„Hurra! Nieder mit den Jakobinern! Nieder mit dem Jahr 93! Das ist der Rubikon!"

Durch die dicken Mauern des Schlosses dringt von ferne dumpfes Trommelwirbeln; es kommt näher und näher, über Korridore und Treppen, – jetzt ist es an der Tür angelangt.

Die Türflügel springen weit auf, Bajonette blitzen.

Die Versammlung tobt noch immer und brüllt wie ein verendendes Tier. Doch die Kolonne rückt langsam vor; schmal im Anfang, wird sie allmählich breiter und nimmt den ganzen vorderen Teil der Galerie ein. Schon fliehen einige von den roten Togen, andere drängen sich in der Tiefe des Saals zusammen, verschmelzen zu einem roten Körper.

„Soldaten! Ihr befleckt eure Lorbeeren!" schreit jemand von der Tribüne. Doch Trommelwirbel ersticken den Schrei.

„Ihr seid entlassen, Bürger!" ruft Murat.

Die zweite Kolonne unter dem Befehl des Generals Leclerc betritt den Saal.

„Vorwärts, Grenadiere!"

Doch Murat findet ein besseres Kommandowort:

„Schickt sie mal alle zum . . .! - F . . . moi tout ce monde là dehors!"

Die Soldaten gehen mit gekreuzten Bajonetten vor, und der rote Körper schmilzt angesichts dieser stachligen Mauer wie Wachs an der Sonne.

In fünf Minuten ist der Saal gesäubert. Nur ein paar der Widerspenstigsten sitzen wie erstarrt in ihren Sesseln,

ohne sich zu rühren, wie die letzten römischen Senatoren vor Attilas barbarischen Horden. Doch die Grenadiere nehmen sie ruhig auf die Arme wie unfolgsame Kinder und tragen sie in den Hof.

Es ist Nacht geworden im Saal, finster und leer. Nur das dumpfe Grollen der Trommelwirbel dringt ununterbrochen herein.

Dieser und jener war schmählich geflohen, zum Fenster hinausgesprungen; der größte Teil der Deputierten aber war nur der rohen Gewalt gewichen, unter Wahrung der Würde, wie es Gesetzgebern geziemt. Doch im Hof gestaltet sich alles ganz anders. Die Soldaten empfangen die ‚Herren Advokaten', die ‚Mörder' ihres Generals, die, gemeinen Söldlinge Englands' mit Schimpfen, Gelächter, Pfeifen, Gejohle, Hallorufen. Die roten Männer wissen nicht, wohin sie sich wenden sollen; mit den Füßen in den langen Togen hängen bleibend, entfernen sie sich schleunigst durch die Höfe, Terrassen, Blumengärten, in die Alleen des Parks, in die Waldlichtungen, in die dunkle Nacht. Sie laufen, als ob eine unsichtbare Macht sie verfolgte; die roten Gewänder gleiten ihnen von den Schultern, sie werfen sie ab oder bleiben an stachligen Sträuchern hängen und zerreißen sie. Die roten Fetzen leuchten in den Abgründen und Wolfsgruben wie die blutige Fährte eines fliehenden verwundeten Tiers – der durch ihr eigenes Junges zu Tode gehetzten, zerfleischten Wölfin – der Revolution.

‚Ça ira, ça ira
Les aristocrates à la lanterne,
Ça ira,
On les pendra!'

sangen die Soldaten fröhlich, als sie in der Nacht auf der großen Versailler Straße von St. Cloud nach Paris mar-

schierten. Ihr Gewissen war ruhig; sie hatten ihre Pflicht erfüllt: die Republik, die Revolution gerettet.[25]

„Die Posse ist zu Ende!" sagte jemand zu einem Deputierten der Fünfhundert, den er nachts im Park von St. Cloud traf, und lachte ihm ins Gesicht.

Ja, die Posse der Revolution war ausgespielt.

In derselben Nacht soupierte Talleyrand in heiterem Freundeskreise in dem stillen Häuschen seiner Freundin in St. Cloud. Man sprach von den Ereignissen des Tages. Einer von der Tafelrunde hob seinen Kelch gegen das Licht, ergötzte sich an den sprühenden Perlen des Moët, kniff die Augen zusammen, lächelte und sagte:

„General Bonaparte, General Bonaparte, Sie haben sich heute unkorrekt benommen!"

Das sollte heißen: ‚Sie waren feige'.

Und in der Tat, was war in ihm vorgegangen, als die Grenadiere ihn auf ihren Armen aus der Hölle der Jakobiner forttrugen? Hatte dieser Mann, ‚im Kriege der Tapferste, den es jemals gegeben', vor den ‚schwatzenden Advokaten' Angst bekommen?

Ja, ein Entsetzen, wie er es noch nie, weder vorher noch nachher empfunden, hatte seine Seele erfaßt. Und wem galt es?

‚Ultima Cumaei venit jam carminis aetas;
Magnus ab integro saeculorum jam nascitur ordo . . .
Aspice convexo mutantem pondere mundum'.
‚Schon ist das äußerste Ziel des cumäischen Liedes erschienen
Und großartig erneuen Jahrhunderte wieder den Kreislauf . . .
Schau, wie das Weltall bebt in schwer umlastender Wölbung.'[26]

Bonaparte hat recht: nichts in der Weltgeschichte kommt der französischen Revolution gleich; nichts in der Revolution kann sich mit diesem Augenblick messen —

dem, 18. Brumaire dem Gipfel aller Gipfel, dem äußersten Punkt, wo in der Tat die Erdachse wankt, das Zentrum der Schwerkraft sich verschiebt.

Eine neue Ära begann – „die Herrschaft des Einen". So bezeichnet ein Zeitgenosse es genauer.[27] Und ein anderer sagt: „Die ganze Gewalt der Regierung fiel ihm allein zu."[28] Bonaparte und die Revolution, der Mensch und die Menschheit, Alle und Einer, – dies sind die Weltalter, die sich verschoben haben, die Äonen.

Die kirchenslawische Sprache hat ein Wort von wunderbarer Tiefe für den Begriff ‚gestorben' - ‚prestawilsia', das heißt: ‚umgestellt'. Der Mensch ‚stellt sich um', er kommt aus einer Kategorie des Seins in eine andere. Etwas Ähnliches vollzog sich in diesem Augenblick: der Äon der Menschheit starb – der des Menschen wurde geboren.

Lärm ist das Merkmal kleiner Revolutionen, Ruhe das der großen. „Bei meiner Rückkehr nach Paris war die Stadt so ruhig, als wäre nichts geschehen, oder als sei St. Cloud mindestens vierhundert Kilometer von Paris entfernt."[29]

Die Weltachse hatte sich gedreht; alles war von der Stelle gerückt, umgestürzt, von oben nach unten gekehrt, – und kein Wind hatte sich gerührt, kein Blatt geraschelt: es war die stillste aller Revolutionen gewesen. Niemand hatte sie bemerkt, – nur Bonaparte war ihrer bewußt geworden durch das unirdische Entsetzen, das ihm das ganze Blut in den Adern erstarren ließ. In dem Augenblick, da sein Antlitz bleich wurde wie das eines Toten, da sein Kopf auf die Schulter herabsank und wie der einer Holzpuppe baumelte, erschien er als ‚Feigling'; in Wahrheit aber blieb er ‚der tapferste Mensch, der je gelebt hat'. Vielleicht hat er sich in keinem andern Augenblick seines Lebens heroischer gezeigt, denn jeder andere wäre durch die Schwere dieses Erlebens wie ein Wurm zertreten, wie Spreu zwi-

schen den beiden Mühlsteinen, die Äonen bedeuteten, zermalmt worden. Er aber blieb unversehrt: Bonaparte war tot – Napoleon war auferstanden.

Was ein Mensch empfinden müßte, wenn seine lebende Seele aus seinem Körper in einen andern verpflanzt würde, das vermögen wir uns nicht einmal vorzustellen. Bonaparte aber empfand eben dies, als seine Seele seinen revolutionären Körper verließ und sich in den Leib des Cäsar verpflanzte.

Aber er empfand noch ein anderes, ein weit größeres Entsetzen.

„Nur ein Wahnsinniger oder ein Schuft könnte den Wunsch hegen, die Revolution zu morden." Er wußte, daß man sie nicht ermorden konnte, da sie ewige Wahrheit, ewiges Leben in sich barg; niemand wußte dies so gut wie er, die unsterbliche Brut der unsterblichen Wölfin: war nicht das ganze Blut in seinen Adern – die Milch ihrer eisernen Zitzen? „Ich bin die Revolution! - Je suis la Révolution!" sagt auch der Cäsar Napoleon, wie es Bonaparte gesagt hatte. Und man braucht sein Gesicht nur aufmerksam zu betrachten, um sie darin zu erkennen. Nein, er hat sie nicht gemordet; er tat Schlimmeres: er entbrannte in einer furchtbaren Liebe zu ihr, er mischte sein Blut, das Blut des Sohnes, mit dem Blut der Mutter; er schändete seine Mutter wie Ödipus. Doch jener wußte nicht, was er tat, dieser aber wußte es beinahe, durch sein ‚rückerinnerndes Wissen', und er tat es dennoch; er konnte nicht anders handeln, weil er eben dazu in die Welt geschickt worden war. Sein ‚rückerinnerndes Wissen' sagte ihm auch, daß die Sünde ihm nie verziehen werden würde. Das war es, was ihn so tief erblassen ließ, als er den Ruf: ‚Außerhalb des Gesetzes!' vernahm, und er nicht den Dolch der Jakobiner vor seinen Augen blitzen sah, sondern den ewigen Dolch der Nemesis – des Schicksals.

Beide, Ödipus und Napoleon, werden durch das Schicksal mit fortgerissen; ob sie wollen oder nicht, sie müssen in der Tragödie ihres Menschentums das göttliche Mysterium wiederholen: der Sohn der Erde und des Himmels, Dionysos, erzeugt sich selbst mit seiner eigenen Mutter Demeter, der Erde; er gebiert sich selbst von Äon zu Äon in der Person des zweiten Dionysos, Jakchos, dem Schatten des kommenden Sohnes.

Um das göttliche Tier, die menschenverschlingende Sphinx, zu bändigen, löste Ödipus ihr Rätsel: der Mensch. Dasselbe tat auch Napoleon, doch nicht mit Worten, sondern mit der Tat: von seiner Mutter, der Revolution, gebar er sich selbst aus der Zeit in die Ewigkeit; Bonaparte gebar Napoleon, der Mensch – den Übermenschen.

Dies ist die Sonne, die aus dem Mutterschoß der uralten Nacht, des uralten Chaos, der Revolution, emporsteigt: Napoleon, der Mensch.

KONSUL

1799–1804

Bonaparte, der Konsul, war im Alleinbesitz der Macht, als nach dem 18. Brumaire an Stelle des Direktoriums ein Konsulat aus drei Personen – Sieyès, Roger-Ducot und Bonaparte – eingesetzt wurde.

Die Macht für den Frieden – so lautete der stillschweigende Vertrag zwischen ihm und Frankreich. Doch um Frieden schließen zu können, mußte man zuerst Italien besiegen, das heißt erobern. Deswegen war er ja nach Frankreich zurückgekehrt, nachdem er die ägyptische Armee ‚wie ein Deserteur' verlassen hatte. Ein langer Krieg war unmöglich, sowohl wegen der verzweifelten Lage der Finanzen als auch des allzu großen Friedensverlangens im ganzen Lande. Der Feind mußte durch einen plötzlichen Schlag überrascht werden; man mußte über ihn fallen wie der Blitz.

Die österreichische Armee des Generals Melas, die, nach Bonapartes Ausdruck, in der Ligurischen Riviera, wo sie Genua belagerte, ‚hängen geblieben" war, hatte im März 1800 Piemont, die Lombardei und ganz Oberitalien gesäubert und die Helvetischen Alpenpässe freigegeben. Diese Situation wollte er ausnutzen, in die Lombardei einbrechen, dem Melas in den Rücken fallen, ihn überraschen, von seiner Operationsbasis abschneiden und vernichten. Dazu mußte aber die fabelhafte Tat des Hannibal – der Übergang über die Alpen – wiederholt werden.

Am 6. Mai verließ der Erste Konsul Paris, am 15. be-

gann der Marsch der 40000 Mann starken Reservearmee über die Alpen. Es war der Kampf eines menschlichen Ameisenhaufens gegen die Eiskolosse des Simplon, des St. Gotthard und St. Bernhard.

Der Hauptteil der Armee marschierte über den St. Bernhard, von Martigny nach Aosta. Durch enge Schluchten, jenseits der ewigen Schneegrenze, auf vereisten, glatten Pfaden, über schwindelnden Abgründen, wo auch ein einzelner nur mit Mühe durchkommt, bewegten sich in endlosem Gänsemarsch Infanterie, Kavallerie, Artillerie. Die von den Lafetten gehobenen Kanonen wurden in ausgehöhlte Fichtenstämme gesteckt, die vorn abgerundet, unten glatt gehobelt waren, um auf dem Schnee rutschen zu können; Kanoniere – hundert Mann für ein Geschütz! – zogen sie an Stricken hinauf. Der Schneesturm schlug ihnen ins Gesicht, sie ermatteten, stürzten, erhoben sich wieder und schleppten weiter.

An den allerschwierigsten Stellen mußten die Musikanten aufspielen, die Trommeln riefen zur Attacke, und die Soldaten stürmten die Höhen, als wenn es Festungen wären; sie stiegen einander auf die Schultern, bildeten so eine lebendige Leiter und kletterten die senkrechten Felswände hinan; sie klammerten sich an spitzige Steine, rissen sich dabei die Haut von den Händen, zerbrachen sich die Fingernägel, ließen das Blut in Strömen fließen. Und das alles tat man mit heiterer Miene, mit dem Gesang revolutionärer Lieder, unter Lobpreisungen des Siegeszuges der Menschheit: per aspera ad astra!

Der Abstieg war noch schwieriger als der Aufstieg: auf der Nordseite war noch Winter und die Schneedecke fest; im Süden war schon Frühling; der Schnee schmolz und war weich. Beim Betreten der mürben Schneedecke stürzten Menschen, Pferde, Maultiere in tiefe Gruben voll nassen Schnees und gingen da zugrunde; oder sie glitten ab von

den vereisten, schmelzenden, besonders schlüpfrigen Höhen und versanken in den Abgründen.

So wäre auch Bonaparte selbst fast ums Leben gekommen: sein Maultier stolperte hart am Abgrund, und wenn der Führer es nicht fest am Zügel gehalten hätte, so wäre es mit seinem Reiter in die Tiefe gestürzt.

Am 27. Mai betrat die französische Armee die ungeschützte lombardische Ebene. Durch dieses Hauptmanöver des ganzen Feldzugs gewann Bonaparte sofort die strategische Überlegenheit über die österreichische Armee, die sich in einer ganz widernatürlichen Stellung befand: mit dem Rücken nach Frankreich, der Front nach der Lombardei gewandt, vom Feind überrascht und von der Operationsbasis abgeschnitten. Die Tür zum Hause des Feindes war aufgebrochen und Bonaparte war eingetreten; er war wie der Blitz über Italien gekommen. Schon am 2. Juni zog er in Mailand ein, General Melas aber war immer noch der Meinung, er befinde sich in Paris.

Die erste Aufgabe war gelöst; jetzt kam die zweite – den Melas zu schlagen. Der Österreicher überschritt den Po, nahm aber den Kampf nicht an, sondern zog sich, auf Verstärkungen wartend, zurück. Bonaparte stellte ihm nach und dehnte, um ihn zu fangen, seine Kampflinie immer mehr aus, wodurch sie natürlich schwächer wurde. Der vorzügliche Stratege Melas begriff das und zog durch ein geschicktes Manöver seine sämtlichen Streitkräfte auf der weiten Ebene von San Giuliano und Marengo zusammen, um das Zentrum Bonapartes zu durchbrechen.

Am 14. Juni, in der Morgendämmerung, begann die gewaltige Schlacht, die das Schicksal Italiens, Österreichs, Frankreichs, ganz Europas entscheiden sollte. Das Glück war auf der Seite des Melas; er war dem Gegner vor allem artilleristisch überlegen: hundert Geschütze gegen fünf-

zehn. Des Sieges sicher, kämpften die Österreicher wie Löwen; sie wiesen vier allgemeine und zwölf Kavallerieattacken zurück; sie besetzten in der Ebene ein Dorf nach dem anderen und hielten die Franzosen unter ständigem Kartätschenfeuer. So standhaft diese sich auch hielten, die Übermacht war zu groß; gegen zwei Uhr mittags gerieten ihre Reihen ins Wanken; es begann der Rückzug auf der ganzen Linie.

Da warf Bonaparte seine letzten Reserven in den Kampf – die achthundert Grenadiere der Konsulatsgarde. Diese ‚Granitfront' hielt in ihrer Karreestellung den wildesten Angriffen der österreichischen Infanterie, Kavallerie und Artillerie unerschütterlich stand; aber auch sie konnte nicht mehr als den Rückzug, um nicht zu sagen: die Flucht der ganzen Armee decken. Und endlich begann sie selbst ganz langsam, Schritt für Schritt, zurückzugehen: vier Kilometer in drei Stunden.

Die Schlacht war verloren. Leicht verwundet, aber halb von Sinnen vor Freude, hatte Melas bereits einen Kurier mit der Siegesbotschaft nach Wien geschickt.

Bonaparte sah ein, daß die Schlacht verloren war. Er hatte alles auf eine Karte gesetzt und alles verspielt: Italien, Frankreich, die Errungenschaften des Brumaire. Eben noch Cäsar, war er nun wieder der ‚Deserteur', der ‚Staatsverbrecher', war er ‚vogelfrei', der ‚Mörder seiner Mutter, der Revolution', ein ‚Wahnsinniger oder Schurke'.

„Ja, die Schlacht ist verloren," sagte er zu den Generälen des Stabes, während er am Wegrande bei San Giuliano saß und an einem Grashalm kaute. „Es ist aber erst zwei Uhr. Eine Schlacht ist verloren. Liefern wir eine zweite, sobald General Desaix mit seinen Reserven eintrifft."

Er spie den Grashalm aus, riß einen zweiten ab und fing wieder an zu kauen. Er war ganz ruhig. Aber einundzwanzig Jahre später, im Todeskampf, sollte er dieses Augen-

blickes gedenken, und der Tod hatte keine größeren Schrecken für ihn.

„General Bonaparte, General Bonaparte! Sie haben sich heute inkorrekt betragen – Sie haben Angst bekommen!" Der das gesagt hat, hätte ihn jetzt ansehen sollen – vielleicht hätte er dann begriffen, daß einer, der alles irdische Grauen überwand, nur von dem überirdischen Grauen überwunden werden kann.

„Da ist ja General Desaix!" sagte Bonaparte mit der gleichen Ruhe, als wüßte er, als ‚erinnerte' er sich, daß es so kommen werde, so gekommen sei. Er atmete tief auf, erhob sich, schwang sich auf sein Pferd und stürmte in die Schlacht wie der Blitz.

„Soldaten, ich brauche euer Leben, und ihr müßt es mir opfern!"[2]

Das erste Opfer war Desaix, der geliebte Bruder Bonapartes. Kaum war er in den Kampf gesprengt, da traf ihn eine Kugel mitten in die Brust; im Fallen konnte er nur noch ausrufen: „Der Tod!" Aber der unsterbliche Geist des Helden ging über in die Soldaten. „Sterben, ihn rächen!" Mit diesem Gedanken stürzte die sechstausend Mann starke Reservearmee des Generals Desaix in die Schlacht. Und die hundert österreichischen Geschütze schwiegen, die Flüchtlinge kehrten um, die Verfolgten wurden zu Verfolgern, die Geschlagenen zu Schlagenden.

„Der Mann des Schicksals!" flüstert Melas in abergläubischem Entsetzen, als er in das blitzende Gesicht Bonapartes schaut.

Und die österreichische Armee kapituliert. Piemont wird ausgeliefert, die Lombardei, ganz Italien bis zum Mincio.

Das ist Marengo, der Sieg der Siege, der Mittag der Sonne Napoleons!

Frankreich war wahnsinnig vor Freude. ‚Sieg und Frieden!'

Am 9. Februar 1801 wird mit Österreich der Frieden von Luneville, am 25. März 1802 der Frieden von Amiens mit England geschlossen. Die zehnjährigen Kriege der Revolution sind beendet. Es ist, als bedeute das den Weltfrieden.

Bonaparte hat seinen Vertrag erfüllt: er hat die Macht ergriffen und den Frieden gebracht.

Nach Friedensschluß ist das erste, was er tut, Frankreich die christliche Seele wiederzugeben, die die Revolution ihm geraubt hatte. Selbst ungläubig, wußte er doch, daß die Menschen ohne Glauben nicht leben können.

Am 15. Juli 1801 wurde das Konkordat unterzeichnet, die Vereinbarung Frankreichs mit dem Heiligen Stuhl: die Gallikanische Kirche wurde in alle ihre alten Rechte wieder eingesetzt, mit der Römischen wieder vereinigt und der Papst von neuem als ihr Oberhaupt anerkannt. Der Erste Konsul sollte die Bischöfe ernennen, der Vatikan sie weihen und in ihrem Amte bestätigen; keine päpstliche Bulle durfte in Frankreich verkündigt, kein Konzil einberufen werden ohne Genehmigung der Regierung.

„Das war der glänzendste Sieg über den Geist der Revolution und alle übrigen waren nur die Folgen dieses einen, wichtigsten," bemerkt ein Zeitgenosse. Der Erfolg des Konkordats zeigte, daß Bonaparte klarer als seine ganze Umgebung erkannte, was in den Herzen verborgen war. „Soll ich etwa eine neue Religion erfinden?" sagte er zu den Gegnern des Konkordats. „Nein, ich sehe die Dinge anders. Ich brauche die alte katholische Religion. Sie allein wurzelt in den Herzen; sie ist unausrottbar, und nur sie kann mir die Herzen gewinnen und alle Hindernisse überwinden."[3]

„Der furchtbarste Feind ist gegenwärtig der Atheismus, nicht der Fanatismus,"[4] – dieses Wort Bonapartes wider-

legt die ganze Gottesleugnerei des XVIII. Jahrhunderts und vielleicht nicht nur diese allein.

„Neben politischen Bestrebungen, die bald alle kirchlichen Interessen verdrängen sollten, hegte sein Geist geheime Gedanken über Religion, bewahrte sein Herz alte, wohl schon in frühesten Kindheitseindrücken wurzelnde Gefühle. Sie traten in vielen bedeutsamen Momenten seines Lebens zutage und flammten endlich in seinen letzten Augenblicken so mächtig auf, daß man an ihnen schon nicht mehr zweifeln konnte," sagt derselbe Zeitgenosse.[5]

Nicht umsonst hatte die Mutter Napoleon schon vor seiner Geburt der Heiligen Jungfrau geweiht, nicht umsonst war er am 15. August, dem Tage Mariä Himmelfahrt, zur Welt gekommen; nicht umsonst ergriff ihn in der Dämmerung der Lindenalleen im Park von Brienne das Abendläuten des Ave Maria so stark, daß er es lieb gewann für sein ganzes Leben.

Am 18. April 1802, am Ostersonntag, wurde beim ersten feierlichen Gottesdienst, der nach der Revolution stattfand, in der Kathedrale Notre-Dame de Paris der Frieden von Amiens und das Konkordat verkündigt – Frieden mit Gott und den Menschen. Nach neunjährigem Schweigen tönte über Paris wieder das Glockengeläute der Kathedrale und ihm antworteten die Glocken ganz Frankreichs: „Christ ist erstanden!"

„Die Feinde des Ersten Konsuls und der Revolution freuten sich, seine Freunde und die ganze Armee waren verblüfft," berichtet General Thiébault.[6] In der Armee waren alle atheistischen Generäle von 1789 entrüstet.

„Eine prächtige Zeremonie. Leider fehlt nur die Million Menschen, die gestorben sind, um das zu zerstören, was wir wieder herstellen!" sagte der Jakobiner-General Augereau beim Ostergottesdienst am 18. April.[7]

„Es war für mich schwieriger, die Religion wieder her-

zustellen, als Schlachten zu gewinnen," sagte Napoleon später.[8]

„Wir dürfen nicht vergessen," sagte Papst Pius VII., der Gefangene des Kaisers in Fontainebleau, fast schon ein Märtyrer, im Jahre 1813, „wir dürfen nicht vergessen, daß die Religion nächst Gott vor allem ihm, Napoleon, ihre Wiederherstellung verdankt. Das Konkordat war ein christliches, heroisches Rettungswerk!"[9]

Bonapartes zweite Friedenstat war der Kodex.

„Mein Ruhm besteht nicht in meinen Siegen, sondern im Kodex," pflegte er zu sagen.[10] „Mein Kodex war der Rettungsanker für Frankreich; für ihn wird die Nachwelt mich segnen."[11]

„Bonapartes Siege flößten mir mehr Furcht als Achtung ein," bekannte ein alter Minister Ludwigs XVI. „Als ich aber in den Kodex hineinschaute, empfand ich Ehrfurcht... Wo hat er das alles hergenommen? ... Oh, was für einen Menschen habt ihr in ihm gehabt! Wahrlich, er war ein Wunder!"[12]

„Der Kodex ist eines der schönsten Gebilde, die von Menschenhand geschaffen wurden," so kennzeichnet der General Marmont treffend einen der wesentlichsten Züge des Gesetzbuches. Seine ‚Schönheit' besteht in seiner Schlichtheit, Klarheit, Genauigkeit, in dem Gefühl für das richtige Maß – durchweg Eigentümlichkeiten des griechisch-römischen Genius, von Pythagoras bis Pascal, des apollinischen, sonnenhaften Genius.

Das Gefühl für das Maß vermag Napoleon nur durch ein Wort seiner Muttersprache, ein italienisches, lateinisches Mittelmeerwort zu definieren: mezzo termine – das Mittlere, die Mitte zwischen den Extremen. Das eben ist das ‚Entgegengesetzt-Harmonische' des Heraklit,[13] das ‚Quadrat des Genies' nach Napoleon. „Aus dem Entgegen-

gesetzten entsteht die schönste Harmonie; der Kampf ist der Vater aller Dinge," sagt ebenfalls Heraklit.

Eben in diesem Sinne ist Napoleon, wie Nietzsche behauptet, die letzte Verkörperung des Sonnengottes Apollo; im tiefsten metaphysischen Sinne ist er ebenso wie der Gott Mithras die unbesiegbare Sonne, der ewige Vermittler, der Misotes, der Versöhner, der die Gegensätze verbindet – der Altes und Neues, Morgen und Abend im Mittag zusammenfaßt.

Die Macht der Staatsgewalt beruht „auf dem Mittelmaß des allgemeinen Wohlbefindens" – das hat er verstanden wie keiner.[14] „Alles Übertriebene ist unbedeutend - Tout ce qui est exagéré est insignifiant", sagte Talleyrand, und das hätte auch Napoleon, der Schöpfer des Kodex, sagen können. Das heißt: alles Übertriebene ist nicht göttlich; göttlich ist nur das Maß.

„Um die Republik zu festigen, müssen die Gesetze sich auf dem Grundsatz der Mäßigung aufbauen," sagte er gleich nach dem 18. Brumaire, in seinem Aufruf im Namen der drei Konsuln. „Das Maß ist die Grundlage der Sittlichkeit und die erste Tugend des Menschen. Ohne sie ist er ein wildes Tier. Eine Partei kann ohne Mäßigung bestehen, eine Volksregierung nicht."[15]

Und dann im Staatsrat: „Alles Unheil, das unser schönes Frankreich in der Revolution erleiden mußte, ist jener dunkeln Metaphysik zuzuschreiben, die spitzfindig die ersten Ursachen der Dinge ergründen und auf ihnen die Gesetzgebung der Völker aufbauen will, statt die Gesetze der Kenntnis des menschlichen Herzens und den Lehren der Geschichte anzupassen."[16]

Die ‚dunkle Metaphysik' ist die ‚Ideologie' der revolutionären Extreme. Ihnen stellt er das ‚göttliche Maß' - mezzo termine - entgegen. Von dem toten ‚Wissen-Vergessen' zu dem lebendigen ‚Wissen-Erinnern', vom In-

tellekt zur Intuition – das ist der Weg Bonapartes, der Weg des Kodex. Sein Ziel ist das unerreichte Ziel der Revolution: „endlich das Reich der Vernunft, die volle Entfaltung und den dauernden Triumph der menschlichen Kräfte festigen und heiligen".[17] Ein Reich nicht der abstrakten, mechanischen Vernunft, sondern des lebendigen, organischen Logos.

„Der Code Napoléon enthält trotz seiner Unvollkommenheit und Lücken das Höchstmaß von natürlicher Gerechtigkeit und Vernunft, das die Menschen jemals in Gesetzen niedergelegt haben. Indem er die Gleichheit aller Franzosen vor dem Gesetz, die Freigabe von Grund und Boden, die bürgerliche Freiheit, die volle Auswirkung des menschlichen Willens auf dem Gebiete des Rechts sanktioniert, sanktioniert er auch die Revolution. Ihre kochende Lava erstarrt hier, gewinnt unzerstörbare feste Formen, wird Bronze und Granit. Hier finden sich überall Bindungen, der rechtliche Mittelweg - un moyen terme -; hier kommen die verschiedenen Stände und Interessen zu ihrem Recht; der Kodex, der seinem Wesen nach demokratisch ist, indem er alle vor einer Wiederherstellung der feudalen Vorrechte schützt, ist in vielen seiner Teile ein bourgeoiser Kodex, für jenen Mittelstand geschaffen, der die Revolution begann und sie zuletzt ganz in seine Hände nahm."[18]

Später, „unter der autokratischen Herrschaft (des Kaisers Napoleon) wurden die Prinzipien der Freiheit fast ganz aufgehoben; allein die Gleichheit vor dem Gesetz, die Unparteilichkeit der Gerichte, die Wiederherstellung der sowohl von Privatpersonen als auch den Behörden angerichteten Schäden, wurden unter ihm, während er mit der halben Welt Krieg führte, besser gewahrt, als sogar in friedlichen Zeiten, unter den folgenden Regierungen".[19]

Der Kodex ist universal wie die Revolution. Alle europäischen Völker nahmen ihn an, „denn er brachte ihnen jene Wohltat der Revolution, die für die Mehrheit verständlich und fühlbar ist: Fortschritt ohne Zerstörung, ohne abstrakte Extreme und Schroffheiten. Der Kodex siegte und blieb bestehen, eben weil ihm alles zu Transzendente, Maßlose abging". Der Kodex ist eine Anpassung des Geistes des Römischen Imperiums an das moderne Europa. „Napoleon hat gleich dem alten Rom, nachdem er die Herrschaft über die Welt verloren, ihr seine Gesetze hinterlassen."[20]

„Ich habe die Revolution geheiligt, ich habe sie in unsere Gesetze gegossen," sagte er ein halbes Jahr vor seinem Tode;[21] und dann, zwei Tage vor dem Tode, schon in der Agonie, in Fieberträumen:

„Ich habe alle Grundsätze (der Revolution) geheiligt... Ich habe sie in meine Gesetze, in meine Taten gegossen... Es ist keiner da, den ich nicht sanktioniert hätte."[22] Als wollte er sich wegen einer furchtbaren, sein ganzes Leben belastenden Schuld rechtfertigen! Ist es nicht jene, die ihm die Jakobiner vorwerfen – er habe seiner Mutter, der Revolution, Schlimmeres angetan als Mord, er habe sie geschändet? Der Kodex eben ist jenes ‚blutschänderische' Lager, auf dem der Sohn sich mit der Mutter, Napoleon mit der Revolution, gattete. Allein die Jakobiner sehen die Hauptsache nicht: das göttliche Mysterium in der menschlichen Tragödie; wodurch Ödipus-Napoleon zugrunde ging, das ward den Menschen zum Heil; die Frucht der Blutschande war ein neuer Äon, ein ‚goldenes Zeitalter'.

„Wer Frankreich nicht vor dem 18. Brumaire und später gesehen hat, der kann sich nicht vorstellen, was für Verwüstungen die Revolution angerichtet hatte."[23] Das heißt: der kann sich nicht vorstellen, was Bonaparte für Frankreich getan hat.

Die Staatskassen sind leer; die Soldaten erhalten keine Löhnung, kein Essen, keine Kleidung; alle Straßen sind verwüstet; es gibt keine einzige Brücke, die man ohne Lebensgefahr passieren könnte; Flüsse und Kanäle tragen keine Schiffe mehr; öffentliche Gebäude und Denkmäler verfallen; die Kirchen sind geschlossen, die Glocken verstummt; die Felder sind verödet; überall Raub, Armut, Hunger.[24] So war es bis zum 18. Brumaire, dann aber „erhebt sich das Land aus dem Chaos".[25] „Alles beginnt zu gleicher Zeit und entwickelt sich mit gleicher Schnelligkeit: Gesetzgebung, Verwaltung, Finanzen, Handel, Verkehr, Armee, Flotte, Landwirtschaft, Industrie, Wissenschaft, Kunst – alles entsteht, blüht auf, plötzlich, wie durch Zauberei."[26]

„In diesem Kopf ist mehr Wissen und in diesen zwei Jahren sind mehr Großtaten vollbracht worden als unter einer ganzen Dynastie französischer Könige," sagte das Mitglied des Reichsrats Roederer von Bonaparte.[27] „Ich regiere nun fast ein Jahr," sagte Bonaparte selbst, „in dieser Zeit habe ich die Manege (Sammelpunkt der Jakobiner) geschlossen, den Feind zurückgeschlagen, die Finanzen geordnet, die Verwaltung wieder hergestellt, und nicht einen Tropfen Blut vergossen."[28] Und noch später, als er schon viel Blut vergoß, war er dessen eingedenk, daß der Ruhm des Friedens größer ist als der des Krieges. „Ich bin betrübt, daß ich im Feldlager wohnen muß, und daß mich dieses von dem Hauptgegenstand meiner Bemühungen, dem Hauptbedürfnis meines Herzens ablenkt – eine gute, feste Organisation aller der Einrichtungen zu schaffen, die sich auf Banken, Handel und Industrie beziehen," schreibt er 1805 an den Finanzminister.[29]

Noch im italienischen Feldzug, wo ihn, nach den Worten Talleyrands, „der göttliche Ossian über die Erde erhebt",[30] weiß Bonaparte, daß den Fleischlieferanten zehn

Sous für ihre Ware gezahlt wird, während sie auf dem Markte nur fünf kostet.[31] Der gleiche Gott Demiurgos offenbart sich in den Sonnen und den Atomen.

Wie durch ein Wunder beginnen alle Lebenspulse des Landes neu zu schlagen, schließen sich alle Wunden. „Frankreich erlebt das Wunder der Genesung," und der Arzt heißt Bonaparte.[32]

„Glaube an die Zukunft, grenzenlose Hoffnung – das war die Folge der Umwälzung vom 18. Brumaire," sagt ein Zeitgenosse.[33] „Das Glück, von dem Frankreich nach Beendigung des Krieges erfüllt war, kann sich selbst die kühnste Phantasie nicht vorstellen," sagt ein anderer.[34] Es war die Seligkeit des ‚goldenen Zeitalters'.

‚O Corse à cheveux plats, que ta France était belle
Au grand soleil de Messidor!'

„Alles hatte sich plötzlich so verändert, daß es schien, als lägen die Ereignisse der Revolution zwanzig Jahre zurück und als verwischten ihre Spuren sich mit jedem Tage mehr und mehr," schreibt der Präfekt eines Departements an den Minister des Innern. Man sieht, wie die Seelen der Menschen wieder hell werden, wie sich die Herzen der Hoffnung auftun und wieder zu lieben beginnen. Nur zwei Tage der Revolution hat das Volk behalten: den 14. Juli und den 18. Brumaire. Alles, was dazwischen liegt, ist vergessen.[35] Vergessen in der ‚Sonne des Messidor', in der Seligkeit des ‚goldenen Zeitalters'.

‚Hin ging die eiserne Zeit, es kommt die goldene wieder.
Sieh, es wird, o Knabe, zuerst dir kleine Geschenke,
Narden und Efeuranken die nicht angebauete Erde,
Und mit dem heitern Akanthus gemischt, Colocasien spenden.
Selbst wird jetzt mit von Milch anschwellendem Euter die Ziege
Kehren nach Haus, nicht fürchten das Rind den gewaltigen Löwen.

Selbst wird liebliche Blumen um dich ausstreuen die Wiege;
Sterben auch wird dir die Schlang' und die trügrische Pflanze des Giftes
Sterben und ringsumher aufsprießen Assyrias Balsam.
Dann wird allmählich des Felds zarthalmige Ähre sich gilben
Und vom wildernden Dorn abhangen die rötliche Traube,
Auch hartstämmigen Eichen der tauende Honig entträufeln.
Schicke dich an – schon nahet die Zeit – zum erhabenen Ruhme,
Göttern erkorener Sproß, du, Jupiters herrlicher Nachwuchs!
Schau, wie das Weltall bebt in schwerumtastender Wölbung,
Länder und Räume des Meers ringsum und die Tiefen des Himmels!
Schau, wie alles sich freut des künftigen Weltenjahrhunderts!"[36]

Vielleicht haben noch nie seit der Zeit des Augustus, der Zeit Christi, die Menschen so fest geglaubt, daß das ‚goldene Zeitalter' gekommen sei, wie in diesen drei bis vier Jahren des Konsulats.

„Die Höhe der Menschheit schien erreicht und dank der bloßen Gegenwart dieses Wunderbaren, Geliebten, Furchtbaren, desgleichen es noch nie auf Erden gegeben hatte, konnten die Menschen sich gleich den Ureltern im Paradiese für die Herren über alles ansehen, was Gott unter dem Himmel geschaffen hatte."[37]

Vielleicht waren die Menschen noch nie so bereit gewesen zu sagen: „Adveniat regnum tuum - Dein Reich komme". Wem zu sagen? Dem Sohne der ‚Blutschande', Dionysos, dem Sohne des Zeus, nach Vergil, oder dem Sohne Gottes, nach dem Evangelium? Das wußte noch niemand, sah noch niemand. Und diese Blindheit ist schuld daran, daß das Glück des ‚goldenen Zeitalters' nur einen Augenblick währte und dann zerflatterte wie ein Traum. Aber vielleicht leben die Menschen immer noch von diesem kurzen Traum.

„Ich bitte dich sehr, Napoleon, werde nicht König! Der Taugenichts Lucien hetzt dich auf, aber du sollst auf ihn nicht hören," sagte Josephine unter Liebkosungen zu Bonaparte.[1]

Er hätte aber ihre Bitte nicht mehr erfüllen können, auch wenn er gewollt hätte: seit dem 18. Brumaire war er schon ‚König'; die graue Puppe zerfiel schon über dem goldenen Schmetterling.

Am 20. Januar 1800, als der Erste Konsul aus dem Palais Luxembourg in die Tuilerien übersiedelte, waren nicht genug Hofkutschen vorhanden, und es mußten Mietkutschen zur Aushilfe genommen werden, wobei man anstandshalber die Nummern mit weißem Papier überklebte.[2] Das war die heilige Armut der Republik.

Im Staatsrat redete man Bonaparte einfach mit ‚Bürger Konsul' an.[3] Er kleidete sich so schlicht, daß ein Royalist ihn für einen Diener hielt und erst begriff, wen er vor sich hatte, als ihre Blicke sich trafen.[4]

Als vor Beginn des Festgottesdienstes anläßlich des Konkordats und des Friedens von Amiens die Geistlichkeit der Notre-Dame den Ersten Konsul fragte, ob man auch seinen beiden Kollegen Weihrauch streuen solle, wie ihm, da sagte er: „Nein!" Das hieß: vor Gott war er schon Kaiser. Der goldene Schmetterling hatte die graue Puppe schon gesprengt.

‚Et du Premier Consul, déjà par maint endroit
Le front de l'Empereur brisait le masque étroit.'

Dabei halfen ihm die Feinde mehr als die Freunde; schneller als die Siege auf dem Schlachtfelde führten die Attentate gegen sein Leben in Friedenstagen ihn zum Throne empor.

Am 7. Germinal 1800, bald nach der Abreise des Ersten Konsuls nach Italien, unmittelbar vor Marengo, wurde in Paris eine Verschwörung aufgedeckt. In der Kundgebung der Verschwörer war von den ‚gemeinen Intrigen' des 18. Brumaire und den ‚verbrecherischen Absichten' dieses Tages, von der Notwendigkeit, ‚die Republik, die Revolution noch einmal zu retten', die Rede. Die Verschwörer sollten am Tage nach der Abreise des Ersten Konsuls zur Armee ans Werk gehen. An der Spitze der Verschwörer stand der Kriegsminister General Bernadotte, der Minister des Inneren Lucien Bonaparte, der Polizeiminister Fouché und der Kommandant von Paris Lefebvre. „Die Verschwörung wurde in aller Stille unterdrückt und nur wenige erfuhren von ihr."[5]

Am 3. Nivôse (24. Dezember 1800) explodierte in der Straße St. Nicaise eine Höllenmaschine unter dem Wagen des Ersten Konsuls. Die Fensterscheiben gingen nicht nur bei Bonapartes Wagen in Stücke, sondern auch bei dem ihm folgenden Wagen Josephinens, so daß die neben ihr sitzende Tochter Hortense von einem Glassplitter leicht an der Hand verwundet wurde. Fünfzehn benachbarte Häuser wurden beschädigt, drei Passanten getötet und sehr viele verletzt. Nur durch ein Wunder wurde Bonaparte selbst gerettet: der Kutscher, der etwas angeheitert war, trieb die Pferde zu wilder Eile an und kam so an der gefährlichen Stelle vorüber.

Der Erste Konsul war auf dem Wege zur Oper, wo an diesem Abend Haydns Oratorium ‚Die Schöpfung' gegeben wurde. Er trat in seine Loge und erwiderte die begeisterten Zurufe und das Händeklatschen der zweitausendköpfigen Menge, die noch nichts vom Attentat wußte, mit einer ruhigen Verbeugung, so daß keinem auch nur der geringste Argwohn kommen konnte. „Die Schufte wollten mich in die Luft sprengen," sagte er zu seinen Nachbarn

in der Loge und dann zu seinem Adjutanten: „Bringen Sie mir ein Programm!“[6]

Er hielt die ‚Schufte‘ für Jakobiner, aber er irrte sich: es waren Chouans, wie man damals die bretonischen royalistischen Verschwörer nannte. Die Jakobiner wären übrigens auch bereit gewesen, sich mit den Royalisten zur Vernichtung des Ersten Konsuls zu verbinden.

„Die Luft ist voll von Dolchen,“ berichtete ihm der Polizeiminister Fouché. Bonaparte wußte, daß Fouché geneigt war, zu diesen Dolchen auch den seinigen hinzuzufügen.[7]

Im Jahre 1800 wurde ein ‚Bund der Tyrannenmörder‘[8] gegründet, aus dem später, schon unter dem Kaiserreich, der ‚Bund der Philadelphen‘ hervorging. „Napoleon,“ sagten sie, „hat den Ruhm Bonapartes getrübt. Er hat unsere Freiheit erst gerettet und dann vernichtet.“[9]

In den Jahren des Konsulats, 1800–1804, war die Luft tatsächlich ‚voller Dolche‘. Allein die Mörder Bonapartes wurden zu Gehilfen Napoleons: sie zertrümmerten die dünne Maske des Ersten Konsuls vor dem Antlitz des Imperators; sie zerbrachen die graue Puppe über dem goldenen Schmetterling.

Je mehr einige Dutzend Menschen ihn haßten, desto heißer liebten ihn Millionen. „Was wird aus uns, wenn er uns genommen wird? Wer schützt uns vor dem roten Abgrund?“ sagten alle. Alle waren überzeugt, daß der ‚rote Abgrund‘ des Terrors Frankreich immer noch zu verschlingen drohte.[10]

Im Oktober 1800 legte Fouché dem Ersten Konsul eine Broschüre seines Bruders Joseph vor: ‚Parallele zwischen Cäsar, Cromwell und Bonaparte‘. Joseph wollte natürlich Napoleon einen Dienst leisten; aber derartige ‚Parallelen‘ ziehen heißt nichts anderes, als im Hause des Gehenkten vom Strick reden. Joseph kam dafür in ehrenvolle Ver-

bannung: als Gesandter nach Spanien. Die Puppe hängt nur noch ganz leicht am Schmetterling, aber sie hat sich doch noch nicht völlig abgelöst.

Alle sahen übrigens schon ganz klar, wohin die Fahrt ging, als am 16. Thermidor (4. August) 1802 durch einen Beschluß des Senats auf Grund eines Plebiszits von mehr als drei Millionen Stimmen das Amt des Ersten Konsuls zu einem lebenslänglichen gemacht wurde. Der Senatspräsident teilte Bonaparte diesen Entschluß in einer feierlichen Versammlung in den Tuilerien mit.

„Senatoren," erwiderte der Erste Konsul, „das Leben des Bürgers gehört seinem Vaterlande. Das französische Volk wünscht, daß ich ihm mein ganzes Leben weihe . . . Ich füge mich . . . Durch meine Bemühungen und mit eurer Hilfe, durch das Vertrauen und den Willen dieses großen Reiches sollen Freiheit, Gleichheit und Wohlergehen der Franzosen gegen die Launen des Schicksals, gegen die ungewisse Zukunft gesichert sein. Das beste der Völker wird auch das glücklichste sein, wie es das verdient, um durch sein Glück auch das ganz Europas zu fördern. Getröstet durch das Bewußtsein, daß ich durch den Willen Dessen, von Dem alles ausgeht, berufen war, Recht, Ordnung und Gleichheit auf der Erde wieder herzustellen, werde ich dereinst ohne Klagen und unbesorgt um das Urteil der Nachwelt meine Todesstunde schlagen hören."[11]

„Berufen durch den Willen Dessen, von Dem alles ausgeht" – das heißt: ‚Ich bin von Gott berufen, ich bin der Auserwählte Gottes, der Gesalbte'.

„Das also ist das Ende dieser Revolution, die im Anfang von einer so gewaltigen, fast alle mit sich fortreißenden Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande getragen war!" So entrüsteten sich nicht mehr die Jakobiner, sondern gemäßigte Republikaner. „So viel Blut mußte auf den Schlachtfeldern vergossen werden, soviel Wohlstand vernichtet,

soviel kostbare Opfer mußten gebracht werden, damit ein König durch einen anderen ersetzt werde, damit an Stelle einer Herrscherfamilie, die Frankreich jahrhundertelang regiert hatte, eine andere trete, von der noch vor zehn Jahren keiner etwas wußte, die bei Beginn der Revolution kaum noch als französisch angesehen werden konnte! Sind wir denn so tief gesunken, daß wir unser Heil im Despotismus suchen müssen, uns bedingungslos einem Bonaparte ergeben?"[12]

Indessen aber stritten sich die Bonapartes bereits um die Thronfolge. Als Ludwig zugunsten seines kleinen Sohnes auf seine Rechte verzichtet, hält der aus der Verbannung zurückgekehrte Joseph, empört, daß man ihn umgehen wolle, eine höchst unanständige Rede im Senat: er verflucht den Ersten Konsul und wünscht ihm den Tod, der ein Glück für die Familie Bonaparte wäre.[13]

Die Brüder stören ihn nur, dagegen helfen ihm wieder die Feinde: die Mörder Bonapartes ebnen Napoleon den Weg.

Zu Beginn des Jahres 1804 wurden in Paris vierzig Verschwörer verhaftet, die einen Angriff auf das Leben des Ersten Konsuls planten; meist waren es Söldlinge der österreichischen Regierung; unter ihnen befand sich George Cadoudal, ein ‚Chouan' aus der Bretagne und zwei Generäle, Pichegru und Moreau. Man nahm – irrtümlicherweise, wie später unwiderleglich bewiesen wurde – an, daß an der Verschwörung auch der Herzog von Enghien, Louis Bourbon Condé, beteiligt war, einer der letzten Abkömmlinge des alten französischen Königshauses, der damals in Ettenheim, in der Markgrafschaft Baden, nicht weit vom Rhein und der französischen Grenze, lebte.

Am 15. März überschritt eine Abteilung französischer Gendarmen insgeheim die Grenze, kam nach Ettenheim, verhaftete den Herzog und schaffte ihn nach Paris, in die

Festung von Vincennes. Hier wurde er am 21. März, um zwei Uhr morgens, im Festungsgraben erschossen, auf Grund eines Urteils des Feldgerichts. Das Gericht war eine leere Komödie, das Urteil ging unmittelbar von Bonaparte aus.

Enghiens Unschuld war so außer allem Zweifel, daß sogar die Scheinrichter um seine Begnadigung baten. Wußte Bonaparte, daß der Herzog unschuldig war? Jedenfalls konnte er es wissen.

„Wir sind zu den Greueln des Jahres 1793 zurückgekehrt; dieselbe Hand, die uns aus dem Abgrund gezogen hatte, stieß uns wieder hinein," sagt der Graf Ségur. „Ich war vernichtet. Bisher war ich stolz gewesen auf den großen Mann, dem ich diente, nun aber . . ."[14] Er hat nicht den Mut, zu Ende zu reden: „Nun aber habe ich statt des Helden einen Bösewicht vor mir."

Warum hat Bonaparte den Herzog von Enghien morden lassen?

„Diese Leute wollten in meiner Person die Revolution morden. Ich mußte sie schützen; ich habe gezeigt, wessen sie fähig war . . . Ich habe die Jakobiner und Royalisten für immer zum Schweigen gebracht."[15]

Nein, das hatte er nicht, und der junge Wolf hätte besser getan, der von ihm erwürgten alten Wölfin, der Revolution, nicht zu gedenken.

„Bin ich ein Hund, den jeder Vorübergehende auf der Straße totschlagen darf?"[16] — „Ich hatte das natürliche Recht der Selbstverteidigung . . . Von allen Seiten, jeden Augenblick drohten mir Anschläge . . . Höllenmaschinen, Verschwörungen, Fallen jeder Art . . . Ich wurde endlich müde und benutzte die Gelegenheit, den Terror nach London zurückzuwerfen . . . Krieg für Krieg . . . Blut für Blut . . . Mein Blut ist doch auch kein Dreck."[17]

Vielleicht wäre das alles richtig gewesen, wenn der Her-

zog von Enghien nicht unschuldig gewesen wäre und Bonaparte das nicht ganz genau gewußt hätte.

Drei Tage vor seinem Tode, als die Agonie schon fast begonnen hatte, verlangte er das versiegelte Paket, in dem sich sein Testament befand, öffnete es, schrieb heimlich etwas hinzu, versiegelte es wieder und gab es zurück. Er hatte folgendes hinzugefügt: „Ich ließ den Herzog von Enghien verhaften und verurteilen, weil dieses für die Ruhe, das Wohl und die Ehre des französischen Volkes notwendig war, da der Graf von Artois, nach seinem eigenen Geständnis, in Paris sechzig Mörder zu seiner Verfügung hatte. In ähnlicher Lage würde ich auch heute wieder so handeln."[18]

Auch hier könnte man ihm vielleicht recht geben, wenn er nicht ganz genau gewußt hätte, daß der Herzog von Enghien nicht unter den Attentätern war.

„Entgegen seinen eigenen Behauptungen glaube ich an seine Gewissensbisse. Sie haben ihn bis zu seinem Tode gepeinigt. Die qualvollen Erinnerungen veranlaßten ihn, jenen Zusatz zum Testament zu machen," sagt der Kanzler Pasquier, der Napoleon gut kannte und in dieser Angelegenheit genau Bescheid wußte.[19] Es scheint wirklich so gewesen zu sein: die Gewissensbisse haben ihn sein ganzes Leben lang gemartert; mit ihnen ist er auch gestorben.

Am schlichtesten und treffendsten hat sich dazu Lord Holland, ein wirklicher Freund Napoleons, geäußert: „Man muß zugeben, daß er an diesem Verbrechen schuld ist; es ist durch nichts zu rechtfertigen; es wird ewig ein Fleck auf seinem Gedächtnis bleiben!"[20]

Die Engländer konnten zufrieden sein: das weiße Gewand des Helden war mit Blut befleckt; in sein Haus kamen die Eumeniden geschlichen, und ihr Dolch sollte ihm furchtbarer werden als alle Mörderdolche.

Allein es war nun einmal geschehen: der Graben von

Vincennes, wo der unschuldige Abkömmling der Bourbonen füsiliert worden war, ist die Grenze zwischen der alten und der neuen Ordnung, der Schnitt durch die Nabelschnur, die den neugeborenen Cäsar mit der Königsgewalt verbindet. Die Leiche Enghiens war für Bonaparte eine Stufe zum Kaiserthron, das Blut des Gemordeten war sein Kaiserpurpur.

„Großer Mann, vollende dein Werk, mach es unsterblich!" So bittet der Senat den Ersten Konsul, die Herrschaft zu übernehmen, am 28. März, eine Woche nach der Hinrichtung des Herzogs.[21] Doch diese Worte scheinen Bonaparte immer noch nicht deutlich genug oder zu schamhaft. „Ihr haltet es für nützlich, einige unserer Einrichtungen zu ändern, um den Sieg der Freiheit und Gleichheit für alle Zeit zu sichern. Ich bitte euch, eure Gedanken ganz klar auszusprechen," schreibt er an den Senat. „Das höchste Wohl Frankreichs erheischt es, daß die Herrschaft über die Republik Bonaparte als Kaiser zugesprochen werde und daß sie in seinem Hause erblich sei," erwidert der Senat.[22]

Die Puppe ist gesprengt, der Falter fliegt empor.

Am 18. Mai 1804 fuhr eine lange Kette von Wagen, von berittenen Kürassieren eskortiert, nach St. Cloud. Es war fünf Uhr nachmittags, dieselbe Stunde, da am 19. Brumaire die Grenadierkolonne Murats den Rat der Fünfhundert mit ihren Bajonetten auseinandertrieb. Die Senatoren traten in dasselbe Zimmer, wo an demselben 19. Brumaire der General Bonaparte, auf den Armen seiner Grenadiere aus der Jakobinerhölle weggetragen, in rasender Wut den Ausschlag auf seiner Stirn blutig kratzte, den er sich in Toulon geholt hatte, und zu dem Homunkulus Sieyès, der sich am Kamin wärmte, zusammenhanglose Worte stammelte: „General, sie wollen mich für vogelfrei erklären!"

„Herr! . . . Majestät!" wandte sich im Namen des Se-

nats der Zweite Konsul, Cambacérès, an den Ersten Konsul, der gestern noch sein Kollege war, „in diesem Augenblick ruft der Senat Napoleon Bonaparte zum Kaiser der Franzosen aus!"

„Vive l'empereur!" erscholl es aus der Schar der Senatoren. Ein Augenzeuge behauptet übrigens, daß Zurufe und Applaus recht dünn gewesen seien. „Der Kaiser antwortete mit fester, lauter Stimme. Alle schienen verlegen, nur er nicht . . . Viele, die sich nicht gleich an die neue Ordnung gewöhnen konnten, redeten ihn bald ‚Bürger Erster Konsul', bald ‚Kaiser' oder ‚Majestät' an. Die ganze Zeremonie dauerte kaum eine Viertelstunde . . . Auf dem Heimweg nach Paris sah ich auf allen Straßen das Volk sich drängen. Der Kanonendonner und die vielen Kutschen hatten Scharen von Neugierigen herbeigelockt. Am Abend aber gab es keine Festlichkeiten und keine Illumination. Die Menge schien überhaupt nicht zu wissen, was geschehen war, oder sie blieb gleichgültig."[23]

Napoleon wollte sich erst in Aachen krönen lassen, der alten Residenz der Karolinger. „Paris," sagte er, „ist die Eiterbeule Frankreichs, die Pariser sind undankbar und leichtsinnig, sie überschütten mich mit den gemeinsten Schimpfwörtern."[24] In einem solchen Augenblick war er bereit, das Herz Frankreichs abzuschwören! Er fühlte sich nicht mehr als Kaiser der Franzosen, sondern als Herrn der Welt.

Papst Pius VII. erklärte sich bereit, nach Paris zu kommen, um den Kaiser zu krönen. Jeder Tat ihren Lohn – für das Konkordat die Krönung!

„Ich wünschte, daß dieses Werk geschähe, um des großen Heiles willen, das aus ihm sich für Religion, Kirche und Staat ergeben wird," schrieb der Legat Caprara an den Vatikan.[25]

„Die Vorsehung Gottes und die verfassungsmäßigen Gesetze des Reiches haben unserer Familie die erbliche Kaisergewalt verliehen," hieß es im Manifest. Das sollte heißen: gekrönt werden würde nicht nur Napoleon, sondern auch seine Gattin – gegen alle Sitte; denn seit mehr als zweihundert Jahren waren keine Frauen mehr gekrönt worden.

Im allerletzten Augenblick erfuhr der Papst, daß Josephine gar nicht Napoleons Gattin war, sondern seine ‚Geliebte', denn sie waren nicht kirchlich getraut. Ein solches Paar zu krönen wäre gotteslästerlich. Deshalb weigerte sich der Papst schroff und verlangte, daß das Paar kirchlich getraut werde. Napoleon gab unwillig nach: er dachte schon an Scheidung, weil er das Schicksal der neuen Dynastie nicht mit der kinderlosen Josephine verknüpfen wollte. Onkel Fesch, der Kardinal, traute sie heimlich, ohne Zeugen, im Arbeitszimmer des Kaisers.

Vor der Krönung mußte er zum Abendmahl gehen. Das wies er aber glatt zurück: das Abendmahl zu nehmen ohne Glauben an das Sakrament schien ihm Heuchelei und Gotteslästerung. „Wollen wir sein und unser Gewissen nicht belasten," sagte der Papst und schrieb eigenhändig auf das Blatt mit der Festordnung: „Non comunicheranno – werden nicht zum Abendmahl gehen." – „Früher oder später werden Sie selbst dazu kommen und mit uns sein," sagte er zum Kaiser.[26]

Hier stoßen wir auf einen Widerspruch bei Napoleon: das eine Sakrament, das Abendmahl, lehnt er ab, verlangt aber, daß an ihm ein anderes vollzogen werde – die Kaiserkrönung. Denn nach der Auslegung des Hl. Petrus Damiani ist diese das fünfte Sakrament: sacramentum quintum est iniunctio regis. Durch die Ablehnung des Abendmahls wurde aber auch die Krönung entwertet: denn was für einen Sinn konnte ein Sakrament haben, das einem

Menschen erteilt wurde, der nicht einmal zur Kirche gehörte?[27]

Am 11. Frimaire (2. Dezember) 1804 fand in der Kathedrale der Notre-Dame de Paris die außerordentlich prunkvolle, aber kalte und langweilige Zeremonie statt.

Viele sahen, wie der Kaiser ‚etliche Male das Gähnen unterdrückte', und als der Papst ihn salbte, da schien er daran zu denken, wie er möglichst bald alles wieder wegwischen könnte. Sein Gesicht war gleichgültig und starr, wie ‚in magnetischen Schlaf versenkt'. Erkannte er mit der Hellsehergabe, die ihn in entscheidenden Augenblicken nie verließ, ‚erinnerte' er sich, daß er sich ‚als Opfer' kröne?

„Vivat Imperator in aeternum!" verkündete der Papst und streckte die Hand nach der Krone aus.

Doch Napoleon kam ihm zuvor: er ergriff die Krone selbst, nahm den Lorbeerkranz von seinem Haupte und setzte sich die Krone auf.[28]

„Il cielo mi la diede; guai a chi la toccherà! - Gott hat sie mir gegeben; wehe dem, der sie berührt!" sollte er später sagen, als er sich in Mailand mit der lombardischen Eisernen Krone schmückte.

„Ward dazu dem Menschen die Freiheit gegeben, daß er sie nie genießen dürfe? Wird er immer, wenn er die Hand nach dieser Frucht ausstreckt, des Todes sterben müssen?" fragte im Tribunal der alte ehrliche Jakobiner Carnot, der allein gegen die Kaiserproklamation Napoleons gestimmt hatte.

„Wir haben soeben einen Kaiser gemacht," schrieb Paul Louis Courier. „Ein Mann wie Bonaparte, Soldat, Heerführer, der erste Feldherr auf Erden, will ‚Majestät' angeredet werden! Ein Bonaparte sein und Monarch wer-

den wollen! Er will hinabsteigen! Der arme Mann! Seine Gedanken sind niedriger als sein Schicksal."[29]

De Pradt, der Bischof von Malines, verschwieg es Napoleon nicht, daß er in vielen Gegenden Frankreichs, die er dank seinem Amte besuchen konnte, „keinerlei günstige Stimmung bemerkt hätte, die durch diese Zeremonie hervorgerufen worden wäre". „Es hat mich immer gedünkt, Ihr wäret nur mit Eurem eigenen Degen gekrönt," sagte er dem Kaiser ins Gesicht und leise fügte er hinzu: „Das ist Selbstbetrug, das ist richtige Kinderei!"[30]

Beethoven widmete Bonaparte seine Dritte Symphonie, als er jedoch erfuhr, daß Napoleon Kaiser geworden war, strich er die Widmung und schrieb statt dessen hin: ‚Eroica. Dem Gedächtnis eines großen Mannes'. In der Symphonie kommt ein Trauermarsch vor, als wenn Beethoven auch gewußt, sich ‚erinnert' hätte, daß Bonaparte sich ‚als Opfer' gekrönt hatte.

Der Krönungsmantel des Kaisers war mit goldenen Bienen besät. Eben solche Bienen hat man im Grabe Childerichs, eines der ältesten Frankenkönige, gefunden. Was soll das bedeuten?

Als Simson nach Thimnath ging, „siehe, da kam ein junger Löwe brüllend ihm entgegen. Und der Geist des Herrn geriet über ihn, und er zerriß ihn, wie man ein Böcklein zerreißt . . . Und nach etlichen Tagen trat er aus dem Wege, daß er das Aas des Löwen besähe. Siehe, da war ein Bienenschwarm in dem Leibe des Löwen und Honig." Und er gab den Philistern ein Rätsel auf: „Speise ging von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken".[31]

Hätte man Napoleon auf St. Helena an dieses Rätsel und an die Bienen auf seinem Krönungsmantel erinnert, so hätte er vielleicht begriffen, was sie bedeuteten. Er hatte sich selbst zerrissen wie Simson den Löwen, und nun „war ein

Bienenschwarm in dem Leibe des Löwen und Honig" – der Honig des goldenen Zeitalters, der Honig des süßesten Opfers. Das eben ist der Sinn der Worte: ‚Speise ging von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken'.

SIEGE

1805–1807

„Meine Macht hängt von meinem Ruhm ab und mein Ruhm von meinen Siegen," pflegte Napoleon zu sagen. „Der Sieg hat mich zu dem gemacht, was ich bin, und nur durch Siege kann mir die Macht erhalten bleiben. Eine neugeborene Regierung muß blenden und in Staunen setzen; tut sie das nicht mehr, dann stürzt sie."[1]

Er weiß, er ‚erinnert' sich, daß sein letzter und größter Sieg, zu dem alle früheren führen müssen, aus dem Zweikampf mit England um die Weltherrschaft hervorgehen muß. Alle seine Kriege, von Toulon bis Waterloo, sind nur ein einziger ewiger Krieg mit England. England sucht er überall: erst hinter Italien, Ägypten, Syrien, dann hinter Österreich, Deutschland, Spanien, Rußland; er sucht das Meer jenseits des Landes, er schlägt sich über das Land zum Meere durch. Er, der Insulaner, kämpft unablässig gegen die Insel. „Oh, wenn ich die Meere beherrscht hätte!" soll er später auf St. Helena sagen. Er weiß aus der Kraft seines ‚Rückerinnerns' heraus, daß die Herrschaft über das Meer die Herrschaft über die Welt bedeutet.

„Ich vernichte England und Frankreich wird Herr der Welt," sagt er nach Marengo.[2] „Konzentrieren wir unsere ganze Tätigkeit auf die Flotte, zertrümmern wir England – und ganz Europa liegt uns zu Füßen!"

Der Friede von Amiens, der für die Ewigkeit geschlossen schien, bestand nur vierzehn Monate. Der Gedanke

einer Landung in England, eines Stoßes ins Herz des Feindes, verließ weder den Ersten Konsul, noch den Kaiser. Am 19. Juli 1805 begab er sich in das Lager von Boulogne am Kanal. Im Lager wurde schon seit zwei Jahren an den Vorbereitungen zur Landung in England gearbeitet: die Häfen wurden vertieft, Werften gebaut, Waffenlager angelegt, Dämme, Molen, Befestigungen errichtet, Gräben gezogen. Die Große Armee – hier taucht der Name zum erstenmal auf – sammelte sich im Lager von Boulogne. Sechs Korps waren auf dem den Hafen krönenden Amphitheater von Hügeln verteilt; in der Mitte befand sich das kaiserliche Hauptquartier.

Eine ‚nationale Flottille' von 2365 Schiffen verschiedener Größe und Bauart, vom Kanonenboot bis zum Linienschiff, mit einer Bemannung von 12000 Mann, sollte den Transport von 160000 Mann, 10000 Pferden und 650 Geschützen ermöglichen.

Die schwierige Operation der Landung sollte in acht Stunden durchgeführt werden können: es kam nur darauf an, die zweiunddreißig Kilometer breite Meerenge ungestört zu überschreiten. „Acht günstige Nachtstunden könnten das Schicksal der Welt entscheiden," schrieb der Erste Konsul an den Admiral Ganteaume, – und später der Kaiser an den Admiral Latouche-Tréville: „Wenn wir den Kanal nur sechs Stunden lang in Besitz haben, erobern wir die Welt!"[3]

In Amiens wird ein Triumphbogen errichtet mit der Aufschrift: ‚Weg nach England'. Unter dem Zelt des Kaisers in Boulogne wird eine altrömische Streitaxt ausgegraben, die aus dem Lager Julius Cäsars, des ersten England-Eroberers, stammen soll: zweitausend Jahre Weltgeschichte sollen durch das Lager von Boulogne gekrönt werden.

Am 15. August, dem Geburtstag Napoleons, fand eine

feierliche Zeremonie statt: die Verteilung der Kreuze des neugegründeten Ordens der Ehrenlegion. Der Kaiser saß auf dem tausend Jahre alten eisernen Thron des Königs Dagobert, auf einer Anhöhe, von der er das ganze Lager und das von Schiffen wimmelnde Meer überblicken konnte, ein neuer Xerxes. Es genügte, so schien es, eine Handbewegung, um England zu vernichten, die Welt zu erobern.

Allein in Paris glaubte man nicht an die Landung. „Sie rief allgemeines Gelächter hervor," berichtet Bourrienne. „Es war in der Tat schwer, sich ein kostspieligeres, nutzloseres und lächerlicheres Unternehmen vorzustellen."[4] Es tauchten Karikaturen auf: die Boulogner Schiffe schwimmen als Nußschalen in einem Waschbecken; ein englischer Matrose sitzt am Strande und raucht sein Pfeifchen – und von dem Rauch wird die französische Flotte weggeweht. Auch in England lachte man, aber man zitterte zugleich.

„Es wurde viel darüber debattiert, ob Bonaparte im Ernst einen Feldzug gegen England plante," berichtet General Marmont. „Ich sage aus tiefster Überzeugung: Ja! Dieser Feldzug war der heißeste Traum seines ganzen Lebens, seine größte Hoffnung. Eine Landung war durchaus möglich. Bonapartes Absicht war, die Festung Dover durch Artilleriefeuer wegzufegen und die Besatzung zur Übergabe zu zwingen. Das sollte das Werk eines Augenblicks sein. ‚Gut, daß die Expedition nach England nicht in demselben Moment begann, wo Österreich mit so ungeheuren Kräften gegen uns vorging,' sagte ich ihm einmal, schon nach Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Österreich. ‚Wenn wir in England gelandet und in London eingezogen wären, was ganz bestimmt geschehen wäre, so hätten die Straßburger Weiber allein unsere Grenzen verteidigen können,' antwortete Bonaparte. Nie hat er etwas so heiß gewünscht wie dieses."[5]

„Ich hätte in England die Republik ausrufen lassen, hätte den Adel, das Oberhaus abgeschafft und alle enteignen lassen, die sich mir, der Freiheit, der Gleichheit und der Souveränität des Volkes widersetzt hätten. In einer so großen Stadt wie London gibt es immer viel Pöbel und Unzufriedene. Eine große Partei hätte sich hinter mich gestellt. Ich hätte auch einen Aufruhr in Irland entfesselt"...[6]
„Ein großer Teil der Engländer wünschte uns herbei. Nach der Landung bedurfte es nur eines richtigen Schlages, dessen Ausgang nicht zu bezweifeln war, und ich wäre in London eingezogen. Das englische Volk, das unter dem Joch der Oligarchie ächzte, hätte sich uns sofort angeschlossen; wir wären seine Verbündeten gewesen, die gekommen waren, es zu befreien; wir wären zu ihm gekommen mit den Zauberworten: Freiheit, Gleichheit!"[7]

Der Erfolg der Landung hing von einem Manöver des Generals Villeneuve ab, der mit der französischen Flotte nach den Antillen gesandt war, um das englische Geschwader vom Kanal abzulenken. Der erste Teil des Unternehmens glückte: Villeneuve kam bis Martinique, und die englische Flotte nahm die Verfolgung auf. Aber auf dem Rückweg, als er bei Ferrol auf den Admiral Nelson stieß, wandte Villeneuve sich nach Süden und steuerte auf Cadix zu, statt, wie ihm befohlen war, den Kurs nach Rochefort und Brest zu halten, hier durch französische und spanische Geschwader verstärkt zu werden, um dann unerwartet im Kanal zu erscheinen und ihn für einige Tage von englischen Schiffen zu säubern, „wodurch der Erfolg der Landung ein für allemal gesichert worden wäre".[8]

„Kommen Sie, kommen Sie in den Kanal, verlieren Sie keinen Augenblick! England ist unser, Sie müssen nur für vierundzwanzig Stunden hier erscheinen," schrieb Napoleon am 22. August an Villeneuve – und am 23. erhielt

er die Nachricht, daß Villeneuve nach Süden abgeschwenkt war. Damit war das Schicksal der Landung entschieden.[9]

Wie einst in Ägypten und Syrien war die gigantische Schimäre geplatzt gleich einer Seifenblase. Der kreißende Berg hatte ein Mäuslein geboren. Millionen waren ins Wasser geworfen, in die Luft geblasen. Die nationale Flottille war nur ‚ein Häufchen Nußschalen in einem Waschbecken', das ganze Lager von Boulogne eine klägliche Fehlgeburt. Aber es war genau wie damals: kaum war eine Schimäre geplatzt, so war auch schon eine neue da. Ganz Europa sollte sich gegen England erheben, das Festland der ganzen Welt gegen das Meer in Bewegung gesetzt werden.

Noch am selben Tage, dem 23. August, erklärt Napoleon der Armee, daß Österreich, von dem Golde Englands verführt, sich gegen Frankreich erhoben habe. Das Lager bei Boulogne wird aufgehoben und der Plan des österreichischen Feldzuges diktiert. Alle Bewegungen der großen Armee, die Zahl der Märsche, die Verteilung und Verwendung der Truppenteile sind festgelegt, vorausgesehen, mit mathematischer Genauigkeit berechnet. Wissen verbindet sich mit Prophetie, Mathematik mit Hellseherei. Das Lager bei Boulogne ist aufgehoben und die hundertachtzigtausendköpfige Armee wie durch Zauberei vom Strande des Ärmelkanals an das Ufer der Donau gebracht. Sie bewegt sich mit einer solchen Geschwindigkeit, in einer so tadellosen Ordnung, daß, wenn jemand sie aus der Höhe betrachten könnte, er glauben müßte, es sei der sich in harmonischem Reihen schwingende Chor des Dionysos, dessen Führer der Gott selbst ist.

‚Es schien, als ließ ihn das Geschick
Hoch ob der Menschen Erde schweben,
Doch konnt sein wunderbarer Blick
Antrieb und Obhut jedem geben.'[10]

Napoleons Imperium baut sich auf acht Grundpfeilern, acht Siegen auf: vier im Süden: Lodi, Arcole, Rivoli, Marengo, durch die die Länder des Mittelmeerbassins erobert wurden, von Gibraltar bis zur Adria, – und vier im Norden: Ulm, Austerlitz, Jena, Friedland, durch die Mitteleuropa, vom Rhein bis zum Niemen, gewonnen wurde.

Die Siege im Süden wurden schwer errungen, die im Norden waren leicht; bei jenen war Napoleon die aufgehende Sonne; hier ist er das unbewegliche Gestirn im Zenith; jene waren verschiedenfarbig, regenbogenartig wie die Strahlen des Morgenlichts, diese gleichmäßig, weiß wie das Licht des Mittags; jene vertieften seine Macht, diese breiteten sie aus; jene waren nationale Siege, diese universale; jene waren persönlich, diese unpersönlich oder doch seine Person, sein Antlitz verschleiernd: so ist das Antlitz der Mittagssonne blendend-unsichtbar; jene waren heroisch, diese . . . aber wir haben kein Wort, sie zu kennzeichnen; die alten Griechen hätten sie ‚dämonisch' genannt, und vielleicht hätte nur einer von uns, Goethe, verstanden, was das bedeutet: er bezeichnet ja das Wesen Napoleons gerade so, als ‚dämonisch', natürlich nicht in unserem christlichen Sinne, sondern im alten heidnischen – der Daimon ist der irdische Gott. Wer die Gesetze des Dämonischen nicht kennt, dem scheint es ‚wunderbar', ‚unnatürlich'; vielleicht ist es aber ebenso einfach wie das, was uns ‚notwendig' und ‚natürlich' scheint.

Woher hatte Napoleon diese wirklich wunderbar scheinende Gewalt über Menschen und Ereignisse? „Eine Art magnetischer Voraussicht - une sorte de prévision magnétique", sagt sein Schulkamerad und Sekretär Bourrienne. „Ich hatte ein inneres Gefühl für das, was mir bevorstand." . . . „Mir ist nie etwas widerfahren, was ich nicht vorausgesehen hätte," sagt Napoleon selbst.

So war das immer bei ihm, doch in den zwei Jahren,

1805–1807, von Ulm bis Friedland, in höherem Maße denn je.

Die Menschen sind schwach, denn sie sind blind, sie wissen nicht, was kommen wird. Napoleon weiß, weiß aus seinem ‚Erinnern', was kommen wird, wie er das Vergangene weiß. Wissen heißt können. Er kann alles, weil er alles weiß. Er sieht durch Mauern wie durch Glasscheiben; er geht durch sie hindurch wie ein Geist. Er siegt so leicht, daß es scheint, er brauchte nicht einmal die Hand auszustrecken, um den Lorbeer zu erringen; die Siege fallen von selbst zu seinen Füßen wie reife Früchte vom Baum. Das ist kein Krieg mehr, sondern ein Triumphzug. Hätte das noch länger gedauert, er wäre weiter gegangen und hätte die ganze Welt erobert. Aber auch in jenen zwei Jahren war es nur ein kurzer Augenblick – vierzig Tage, nicht viel mehr, von Ulm bis Austerlitz. Weiterhin wird das Licht matter, schwächer; der letzte leichte, helle Sieg ist Friedland. Und er selbst scheint das zu fühlen: er macht dem Krieg ein Ende durch den Tilsiter Frieden, vielleicht in der Hoffnung, daß dieses der endgültige Frieden sein werde: England werde durch eine europäische Blockade besiegt werden, durch das Festland, das über das Meer geworfen wird.

Die Siege im Süden, die wie Blitze sind, lassen sich schwer beschreiben; noch schwerer aber sind die Siege im Norden zu schildern – das regungslose, blendend weiße Licht des Mittags. Es ist hier auch gar nichts zu beschreiben: es ist immer das gleiche. Man muß nur immer von neuem wiederholen: er weiß und darum kann er; er sieht voraus und siegt.

Napoleons Plan vor Ulm: ein Riesennetz ausspannen vom Rhein bis zur Donau, um den österreichischen Feldmarschall Mack darin zu fangen. Dieser geht selbst in die

Falle. „Es sieht so aus, als wäre der Plan des Feldzugs nicht von Mack, sondern von mir entworfen," sagt Napoleon beim Überschreiten des Rheins am 1. Oktober 1805, und prophezeit: „Macks Kaudinischer Paß wird Ulm heißen."

Wie er es vorhergesehen, so geschah es: die ganze österreichische Armee geriet bei Ulm ins Netz.

Vielleicht war Mack gar kein solcher Narr und Feigling, wie er scheint; er hatte nur den Verstand verloren unter dem betörenden Blick des ‚Dämons', wie der Vogel von dem Blick der Schlange bezaubert wird. Er hätte aus Ulm abziehen oder sich in der Festung einschließen können, um die Ankunft der verbündeten russischen Armee abzuwarten, die in Eilmärschen ihm zu Hilfe kam; aber er tat weder das eine noch das andere: am 20. Oktober ergab er sich fast ohne Kampf.

Nachdem er in weniger als drei Wochen die achtzigtausend Mann starke österreichische Armee zerstreut oder vernichtet hat, marschiert Napoleon auf Wien, nimmt die Stadt ebenfalls fast ohne Kampf ein und überschreitet die Donau, die österreichisch-russische Armee, die sich nach Mähren zurückzieht, vor sich hertreibend.

Am 1. Dezember 1805, in der Nacht vor Austerlitz, als der Kaiser an der Front entlang reitet, haben die Soldaten, da heute der erste Jahrestag der Kaiserkrönung ist, Tannenzweige mit Strohbündeln an ihren Bajonetten befestigt; sie zünden sie an und grüßen den Führer mit dem Glanz von sechzigtausend Fackeln – eine flammende Vesper für den Gott Mithra, für die unbesiegbare Sonne, für den Kaiser selbst. Als hätte er sie alle mit seiner ‚magnetischen Voraussicht' angesteckt: die ‚Sonne von Austerlitz' war ihnen schon in der Nacht aufgegangen.

Am 2. Dezember begann der Kampf im Morgengrauen. Österreicher und Russen führen ebenso gehorsam wie

Mack den Plan Napoleons aus: sie gehen in die Falle, die sumpfige Ebene von Tellnitz. Ein Kavallerieangriff Murats drängt sie gegen Austerlitz ab. Die Korps der Marschälle Soult und Bernadotte, in der Schlucht von Holbach versteckt und durch den Nebel geschützt, brechen plötzlich hervor und greifen die Höhen von Pratzen an. In diesem Augenblick ging, wie es im Bericht heißt, die Sonne von Austerlitz strahlend auf - ‚le soleil d'Austerlitz se leva, radieux'.

Nicht der Papst mit der Krone der Cäsaren, sondern der Kaiser selbst krönte sich mit dieser Sonne.

Am 14. Oktober 1806 – Jena. Vielleicht war der sächsische Pfarrer, der den Franzosen den Richtweg auf den Höhen des Landgrafenberges zeigte, gar nicht der Verräter, der Judas, der er scheint; er hatte gleich dem unseligen Mack den Verstand verloren unter dem betörenden Blick des ‚Dämons'; er hatte erkannt, daß gegen diesen jeder Kampf aussichtslos war, – er mußte siegen.

Wieder hilft dem Kaiser der Morgennebel und wieder geht die Sonne von Jena – die ‚Sonne von Austerlitz' – strahlend auf und beleuchtet das französische Heer, das von den Höhen des Landgrafenberges plötzlich auf die völlig überraschte preußisch-sächsische Armee herabstürzt.

Austerlitz gab Österreich in Napoleons Gewalt, Jena Preußen. Am 27. Oktober 1806 zieht er als Triumphator in Berlin ein und schickt den Degen Friedrichs des Großen nach Paris.

Die erste Warnung des Schicksals an den Sieger ist Eylau, am 8. Februar 1807. Hier schlagen sich die Russen, wie noch nie jemand sich geschlagen hat. „Ein solches Gemetzel hat es seit der Erfindung des Schießpulvers noch nicht gegeben," berichtet ein Augenzeuge. Das Korps Augereaus ist fast völlig durch Artilleriefeuer vernichtet.

Während des Kampfes erhebt sich ein Schneesturm, der den Franzosen so ungeheure Massen von Schnee gerade ins Gesicht schleudert, daß sie auf fünfzehn Schritt Entfernung nichts mehr sehen können. Man weiß nicht, wo der Feind steht, und schießt wiederholt auf die eigenen Leute. Das Grauen des Jahres 1812, das Grauen des Fatums blickte dem Kaiser in dieser eisigen, eisernen und blutigen Nacht von Eylau in die Augen.

Die Russen traten endlich den Rückzug an, ließen dem Feinde aber nur das Schlachtfeld mit dreißigtausend Toten und Verwundeten.

„Welch entsetzliches Schauspiel," sagte Napoleon immer wieder, als er über dieses Feld schritt. „Das sollte den Herrschern doch Liebe zum Frieden und Abscheu vor dem Kriege einflößen!" Er dachte vielleicht an Jaffa: „Nie noch war mir der Krieg so scheußlich erschienen."

Aber Eylau war nur eine Wolke; sie zog vorbei – und wieder strahlt die Sonne leuchtend klar.

Am 14. Juni 1807, am Jahrestag von Marengo, – Friedland. Es ist immer das gleiche: die ‚magnetische Voraussicht' des Sieges ist schon der Sieg selbst; überall das blendend-weiße Mittagslicht. „Gegen Mittag, als Napoleon den Schlachtplan diktierte, war sein Gesicht schon so freudig, als hätte er bereits gesiegt," berichtet Ségur. Er frühstückt dicht vor dem Feind unter dem Pfeifen der Kugeln, und als man ihn warnt, erwidert er lächelnd: „Mögen die Russen uns nur beim Frühstück stören, wir werden ihnen dafür das Abendessen gründlich verderben!" Als er die Truppen mustert, wiederholt er immer von neuem auf die Zurufe der Soldaten: „Ein Glückstag, ein Glückstag, der Jahrestag von Marengo!" Und sein Gesicht ist wie die Sonne.

Bei Beginn des Kampfes haben die Franzosen nur 26000 Bajonette gegen 75000. Die Generale schlagen dem Kaiser vor, den Kampf auf morgen zu verschieben. „Nein,

nein, zweimal darf man auf einen solchen Fehler nicht hoffen," antwortet er, denn er hat bemerkt, daß General Bennigsen, der Oberstkommandierende der russischen Armee, im Rücken angegriffen, umzingelt und vernichtet werden kann. Und ‚zum Abendessen' – ganz wie Napoleon es vorausgesagt – gehen die Russen über den Niemen zurück.

Der Niemen ist die geheimnisvolle Grenze zwischen Ost und West. Als Napoleon ihn erreicht hatte, machte er halt und schien zu überlegen: sollte er den Fluß überschreiten oder nicht? Er ging nicht hinüber; vielleicht ‚erinnerte' er sich daran, daß seine Stunde noch nicht gekommen war . . .

Am 25. Juni – Mittsommer, Mittagsstunde. Hitze schwingt über den sandigen Abhängen am Niemen; es riecht nach warmem Wasser, nach Fisch, nach warmen Erdbeeren und harzigem Reisig aus dem Tannenwald. Die Luft ist schwül; in der Glut bereitet sich ein Gewitter vor.

‚Des Mittags Hitze brütet träge,
Und träge rollt dahin der Strom,
Es schmelzen träg die Wolkenwege
Im flammenreinen Himmelsdom.
Ein schwüles nebliges Gespinst
Hält jetzt die ganze Welt umfangen . . .'[11]

Mitten im Niemen, der Stadt Tilsit gegenüber, ankert ein Floß. Auf dem Floß steht ein Holzhäuschen; über dem Eingang, von einem Kranz aus frischem Grün umrahmt, zwei ineinander verschlungene Buchstaben: N und A. Napoleon und Alexander.

Napoleons Boot stößt vom linken, das des Zaren vom rechten Ufer ab. Nun haben sie einander erreicht; beide Kaiser betreten das Floß und im Angesicht der beiden Armeen unter den nicht enden wollenden Hurrarufen der Russen und dem ‚Vive l'empereur' der Franzosen um-

armen sie sich wie Brüder. Eine Umarmung von Ost und West, Asien und Europa.

Mittsommer, Mittagsstunde, Mittag der Sonne Napoleons. Im Zenith verbindet die Sonne die beiden Hemisphären des Himmels – West und Ost.

„Majestät, ich hasse die Engländer ebenso wie Sie," sagt Alexander.

„Wenn dem so ist, dann ist der Frieden geschlossen," antwortet Napoleon.

„Nie war ich gegen einen Menschen so voreingenommen; aber nach einer Unterhaltung von vierzig Minuten waren alle meine Vorurteile zerstoben wie ein Traum." – „Nie habe ich einen Menschen so geliebt," erinnerte Alexander sich später.

Sie suchen sich gegenseitig zu betören. Napoleon nennt Alexander einen ‚Verführer'. Er durchschaut ihn übrigens – oder glaubt ihn zu durchschauen. „Der richtige Byzantiner; feinfühlig, gewandt, verlogen; er wird es weit bringen." – „Schmeichelt seiner Eitelkeit," rät Alexander seinen Freunden, den Preußen.

Am 8. Juli 1807 wird der Frieden von Tilsit unterzeichnet. „Der Pakt von Tilsit entscheidet das Schicksal der Welt," sagt Napoleon. Ganz Europa, von Petersburg bis Neapel, macht gegen England Front; das Festland ist über das Meer geworfen. Die gigantische Schimäre ist fast Wirklichkeit geworden.

Die Sonne steht im Zenith; der Höhepunkt ist erreicht, und es beginnt der Abstieg.

„Scharfe Beobachter erkannten den Niedergang Napoleons schon im Jahre 1805," sagt Stendhal. Das scheint kaum glaublich: 1805–1807, Austerlitz, Tilsit, der Mittag der Sonne Napoleons! Und doch konnte es nicht anders sein. Mit der Mittagsstunde beginnt die Sonne sich nach Westen zu senken.

„Unglücklicher! Ich bedauere dich: du wirst von deinesgleichen beneidet und der Elendeste unter ihnen sein." Das weiß er, dessen ist er stets eingedenk; aber jetzt, auf der Höhe seiner Macht, sieht er klarer denn je. Er hat alles erhalten, alles erreicht, und wird plötzlich mißmutig, wünscht gar nichts mehr. Macht, Größe, Ruhm – alles, was den Menschen so erstrebenswert scheint, dünkt ihn seltsam leer und überflüssig. Ihn verlangt nach etwas anderem; er weiß selbst nicht, was es ist, und wird es bis zuletzt nicht erfahren. Selbst auf St. Helena hätte er es nicht begriffen und nicht geglaubt, wenn man ihm gesagt hätte, er würde schon unmittelbar nach Tilsit, in seiner Mittagsstunde, die Nacht herbeisehnen, Opfer sein wollen, sich selbst zerfleischen wollen, wie Simson den Löwen zu Thimnath zerriß.

„Genies sind Meteore, die verbrennen müssen, um ihr Zeitalter zu erhellen." Verbrennen, sterben, Opfer sein. „Speise ging vom Fresser und Süßigkeit vom Starken" – das summen die goldenen Bienen auf dem Kaiserpurpur.

Die wahre, opferbereite Seele Napoleons ist ein unsichtbarer Mittagsstern.

‚Die Seele wünscht ein Stern zu sein,
Nicht freilich wie aus mitternächtigen Räumen
Gestirne schaun der Erde Träumen
Mit fast lebendiger Augen Schein, –
Dagegen tags, wenn trotz der Sonnenstrahlen
Brütendem Dunst, der sie versteckt,
Sie sich im Äther, rein und unentdeckt,
Wie Götter nur noch lichter malen.'[12]

Die Sonne Napoleons sinkt, nachdem sie den Höhepunkt des Zeniths erreicht hat, nach Westen herab. Schon im Mittag steckt der Abend.

DER ZWEIKAMPF MIT ENGLAND

1808

„England erwartet, daß jedermann seine Schuldigkeit tue," dieses schlichte und erhabene, eines großen Volkes würdige Kampfsignal hißte Admiral Nelson an dem Mast der Fregatte ‚Victory', vor dem Beginn der Schlacht von Trafalgar, in den spanischen Gewässern, bei Cadix, am 21. Oktober 1805, am Tage nach der Kapitulation von Ulm – dem Anfang der Weltsiege Napoleons.[1] Nelson tat seine Schuldigkeit – er fiel in der Schlacht und hatte sterbend das Glück, den Sieg zu sehen: die französisch-spanische Flotte war durch die englische vernichtet, und Englands Herrschaft über die Meere wurde durch diesen Sieg vor dem Antlitz seines grimmigsten Feindes, Napoleons, endgültig befestigt.

„Mehrere französische Schiffe sind, nach einem unvorsichtig angenommenen Kampf, durch Sturm vernichtet worden," sagte Napoleon über Trafalgar. Er machte heitere Miene zum bösen Spiel, täuschte aber niemanden: die Flotte war vernichtet, alle Siege auf dem Festland – Marengo, Ulm, Austerlitz, Jena, Friedland – waren wertlos geworden. Und wie einst in Ägypten durch Abukir, war er durch Trafalgar in Europa gefangen, wie die Maus in der Falle. Was hilft es ihm, wenn er ganz Europa und Asien bis Indien durchquert und besiegt? Das Festland ohne Meer besitzen heißt für ihn lebendig begraben sein oder ewige Gefangenschaft – „St. Helena, die kleine Insel."

Die durch das Berliner Dekret vom 21. November 1806 verhängte Kontinentalsperre ist die Antwort auf Trafalgar. Alle europäischen Häfen werden für die englische Flotte geschlossen, alle englischen Schiffe abgefaßt, die Waren als Kriegsbeute konfisziert, die britischen Untertanen wie Kriegsgefangene festgehalten; selbst der Briefverkehr mit England wird eingestellt. England durch die Überproduktion von Waren, die keinen Absatz auf ausländischen Märkten mehr finden sollen, zu ersticken, wie „durch einen von Vollblütigkeit herrührenden Schlagfluß" – dies ist das Ziel der Blockade. „Die Feinde aller Nationen müssen außerhalb der Gesetze stehen," sagt der ‚Moniteur'. „Es ist ein Kampf auf Leben und Tod."[2]

Konnte die Blockade Erfolg haben? Das zu entscheiden ist nicht so leicht, wie es damals vielen erschien und auch heute noch scheint.

Hätte die Blockade Erfolg gehabt, heißt es, so wäre nicht England, sondern Europa hinter einer chinesischen Mauer von Archangelsk bis Konstantinopel erstickt. Um seinen ungeheuerlichen Plan zu verwirklichen, sah Napoleon sich gezwungen, alle europäischen Länder zu erobern oder zu annektieren, sie auf gewaltsame, räuberische Weise an sich zu reißen: so geschah es mit Portugal, Spanien, Holland, dem Kirchenstaat. Er sah sich schließlich zum Bruch mit Rußland gezwungen, der Hauptursache seines Untergangs. Und das alles war umsonst, da England seine Waren auch außerhalb Europas, in den Kolonien, absetzen konnte.[3]

„Es war unsinnig, England zu blockieren, wenn die englische Flotte alle französischen Häfen blockieren konnte," sagt ein Zeitgenosse. „Durch dieses unvernünftige Dekret schadete Napoleon sich selbst am meisten: die Absetzung von zwanzig Königen hätte ihm weniger Haß zugezogen... Die Blockade konnte nur in dem ganz undenkbaren Fall

gelingen, daß alle europäischen Staaten sie gewissenhaft eingehalten hätten; aber ein einziger offener Hafen nahm ihr jede Wirksamkeit."[4] Die französische Regierung war es selbst, die Breschen in diese undurchdringliche Mauer schlug, indem sie für Waren, die sie brauchte, ‚Lizenzen' erteilte.[5]

„Die Blockade war ein Wahnsinn, da sie allen nur Schaden brachte."[6] Um England zu morden, mußte Europa sich selbst morden: die Blockade lastete auf ihm, wie ein Glassturz, unter dem die Luft ausgepumpt ist.

Alle diese Einwendungen weisen aber nur auf die Gefahren und Schwierigkeiten der Blockade hin; allein Gefahr und Schwierigkeit sind noch keine Unmöglichkeit, besonders nicht für einen Napoleon. „Das Unmögliche ist nur ein Schreckgespenst für Zaghafte, eine Zuflucht für Feiglinge."[7]

Man darf nicht vergessen, daß sein strategischer Plan in dem Zweikampf mit England nur zum kleinsten Teil ausgeführt wurde; der wichtigste Teil – die Besitzergreifung des Mittelmeeres als Operationsbasis gegen England – blieb, nicht durch seine Schuld, unausgeführt. Wäre der Plan gelungen, so hätte Napoleons Adler seine Flügel über ganz Europa ausgebreitet, den linken auf Gibraltar, den rechten auf den Bosporus gestützt. „Alle europäischen Völker wären, wie die einzelnen Korps einer gewaltigen Armee, zum letzten Angriff auf England ausmarschiert."[8] Und auf Europa wäre Asien gefolgt; das ganze Festland der Erde hätte sich auf das Meer gestürzt.

Wie es scheint, hat er Alexander, bereits in den Flitterwochen von Tilsit, einen Teil dieses Planes mitgeteilt. Sein Brief vom 2. Februar 1808 zeigt, was sie wie Verliebte damals miteinander flüsterten.

„Eine aus Russen, Franzosen, zum Teil vielleicht aus Österreichern bestehende Armee von 50000 Bajonetten,

die über Konstantinopel nach Asien marschierte, würde, noch ehe sie den Euphrat erreichte, England erzittern machen und vor dem Kontinent in die Knie zwingen. Ich in Dalmatien, Ew. Majestät an der Donau, in einem Monat könnte unsere Armee am Bosporus sein. Der Schlag würde sich bis nach Indien auswirken, und England wäre besiegt ... Die Welt ist durch unsere innige Freundschaft zur Zeit in eine noch nie dagewesene Lage versetzt ... Wir würden es beide vorziehen, in Ruhe und Frieden inmitten unserer ausgedehnten Länder zu leben, für ihren inneren Ausbau und ihre Wohlfahrt zu sorgen. Doch die Feinde der Welt, die Engländer, lassen es nicht zu. Wir müssen, gegen unseren Willen, eine noch größere Macht anstreben. Weisheit und Politik verlangen, daß wir tun, was das Schicksal uns befiehlt, und dahin gehen, wohin der unaufhaltsame Gang der Ereignisse uns führt. Erst dann werden diese Millionen von Pygmäen, die nicht sehen wollen, daß der Maßstab für die gegenwärtigen Ereignisse nicht in den Zeitungen des vorigen Jahrhunderts, sondern in der Weltgeschichte zu suchen ist, – erst dann werden sie uns beistimmen und gehen,wohin wir ihnen zu gehen befehlen... Ich öffne Ew. Majestät hier meine ganze Seele. Die Affäre von Tilsit wird für die Geschicke der Welt entscheidend sein."[9]

Nein, seine ‚ganze Seele' öffnete er auch hier nicht; hätte er es getan, Alexander wäre vielleicht entsetzt vor ihm zurückgewichen.

Zugleich mit dem Feldzug nach Indien erwägt er einen Feldzug nach Ägypten, um alle drei Kontinente – Europa, Asien und Afrika – gegen England zu erheben. „Um dieselbe Zeit werden Flotten und Flottillen vor den französischen Häfen im Atlantischen Ozean erscheinen und eine Reihe von Demonstrationen ausführen; Irland, von französischen Agenten aufgereizt, wird sich rühren; leichte

Kreuzer werden in alle Meere eindringen und in allen feindlichen Gewässern Schrecken erregen. Betäubt durch alle diese Schläge, unfähig sie zu erwidern, sich aufreibend in fruchtlosen Anstrengungen, beginnt England zu wanken; inmitten dieses Wirbelsturms der ganzen Welt - tourbillon du monde - von Entsetzen erfaßt und entkräftet, gibt es den Widerstand gegen den Aufstieg des erneuten Frankreich auf, erkennt es als Sieger an, und dann endlich geht aus dieser ungeheuren Erschütterung der endgültige Frieden hervor."[10]

Der ‚Wirbelsturm der Welt' ist die Revolution der Welt, die der ‚Robespierre zu Pferde', Napoleon, vollbringt; und der ‚endgültige Frieden' ist der Frieden der ganzen Welt – das Reich Gottes. ‚Adveniat regnum tuum', wie es im Evangelium heißt, oder das ‚grüne Paradies', das ‚goldene Zeitalter' - redeunt Saturnia regna - nach der messianischen Weissagung Vergils.

„Der Kaiser ist wahnsinnig geworden, ganz und gar wahnsinnig. Der Teufel wird uns alle miteinander holen, und das Ganze endet mit einer furchtbaren Katastrophe!" sagte der Marineminister Decrès.[11] Vielleicht hat auch Alexander etwas Derartiges empfunden, als er Napoleons Brief las und diesem europäischen, politischen Entsetzen das russische, mystische Entsetzen hinzufügte: ‚Napoleon – der Antichrist'.

„Der Hunger nach der Weltherrschaft ist in seiner Natur verankert; man kann ihn ablenken, zurückhalten, aber nicht ausrotten," sagte Metternich. „Meine Meinung über die geheimen Absichten Napoleons hat nie eine Wandlung erfahren: sein ungeheuerlicher Plan war und ist stets auf die Unterjochung des ganzen Kontinents unter die Macht eines einzigen gerichtet."[12]

War dem so? War Napoleon wirklich ‚wahnsinnig geworden'? Jedenfalls nicht mehr, als die Revolution und die

ganze, bis auf den heutigen Tag von ihr lebende europäische Zivilisation – die erstarrte Lava, der erloschene Vulkan der Revolution. Sie hatte ihm den Zweikampf Frankreichs mit England um die Weltherrschaft als Erbe hinterlassen, und auch die Waffe für den Zweikampf – die Kontinentalsperre. Dieser Gedanke war schon im Jahre 1795 vom Wohlfahrtsausschuß gebilligt worden.[13]

Napoleon weiß sehr gut, mit wem er kämpft. Die erste Wunde, die er bei der Belagerung von Toulon empfing, hatte ein englisches Bajonett ihm beigebracht, auch die letzte – Waterloo, St. Helena – sollte er von England empfangen. Das hindert ihn aber nicht, die Kraft und die Größe des Feindes anzuerkennen. „Die Engländer sind ein besserer Menschenschlag als die Franzosen. Hätte ich eine englische Armee gehabt, ich hätte die ganze Welt besiegt... Wäre ich der Auserwählte Englands und nicht Frankreichs gewesen, so hätte ich im Jahre 1815 zehn Waterloos verlieren können, ohne eine einzige Stimme im Parlament, ohne einen einzigen Soldaten in der Armee einzubüßen, und ich hätte die Partie schließlich doch gewonnen."[14]

Aber das ist es ja, daß England, ein nationales Gebilde, ihn nicht hätte erwählen können; das konnte nur Frankreich, das kosmische Gebilde. „England erwartet, daß jedermann seine Schuldigkeit tue"; Frankreich glaubt, daß jeder für seine Ehre zu sterben bereit sei. Was ist mehr – die Pflicht oder die Ehre? Die Pflicht gegen das Vaterland oder die Ehre vor der Welt? Was frommt dem Volke mehr – die Welt für sich zu opfern oder sich der Welt zu opfern? Sich in sich zu verschließen oder in die Welt hinauszugehen? Die Geschichte der Völker ist noch immer mit der Lösung dieser Frage beschäftigt und hat sie noch nicht entscheiden können. In diesem Sinne ist auch der Zweikampf Englands mit Frankreich nicht entschieden – der Kampf des Nationalen mit dem Kosmischen.

England, die Insel, ist durch sich selbst begrenzt, in sich konzentriert, es bleibt für sich; das revolutionäre und später das kaiserliche Frankreich tut nichts anderes als seine Grenzen zu verändern, aus sich herauszugehen, es lechzt nach dem Universum. Vielleicht liebt niemand die Freiheit so sehr wie die Engländer – aber nur die Freiheit für sich selbst. England ist das liberalste und konservativste, das am wenigsten revolutionäre unter allen europäischen Ländern. Es hat seine nationale Revolution rechtzeitig erledigt und kümmert sich blutwenig um die Weltrevolution. „Ich bin die Revolution," sagt Napoleon, und noch krasser, noch revolutionärer: „Das Kaiserreich ist die Revolution." – „Ich bin die Reaktion; England ist die Reaktion," hätte jeder Engländer, vom Ersten Lord der Admiralität bis zum letzten Makler der City, angesichts der französischen Weltrevolution sagen können.

Doch es kam zu einem ungeheuren Mißverständnis: England wird zum ‚Hort der Freiheit', zu ihrer Schutzwehr gegen Napoleon, den Unterjocher. „Glücklicherweise wurden die Völker durch eine Schutzmauer gerettet, die Bonapartes Waffen nicht zu bezwingen vermochten: eine Meerenge von mehreren Kilometern Breite beschützte die Zivilisation der Welt."[15] Daß man dies im Salon der Frau Rémusat glaubte, nimmt nicht weiter wunder; verwunderlicher ist es, daß die ganze Welt es glaubte und anscheinend bis auf den heutigen Tag glaubt.

Napoleon, ‚der ungeheuerliche Despot', steht hinter Frankreich, wer aber steht hinter England? Lord Pitt, das Parlament, die City, die business, vielleicht auch die Gaunerei und Geldherrschaft. Was ist furchtbarer: ein großer Despot, ein ‚Robespierre zu Pferde', oder eine Million kleiner Gauner?

Doch es geriet alles durcheinander, als hätte der Teufel selbst die Karten in diesem betrügerischen Spiel gemischt.

Frankreich, die Revolution, erscheint als Reaktion, England, die Reaktion, als Revolution, die Freiheit als Sklaverei, die Sklaverei als Freiheit, die Vergangenheit als Zukunft, die Zukunft als Vergangenheit. Als hätte sich das ganze Festland wirklich auf das Meer gestürzt, und es gäbe nun weder Meer, noch Festland; als sei eine neue Sintflut gekommen und das Chaos angebrochen – vorläufig nur in den Geistern, während im wirklichen Leben alles so bleibt oder bleiben will, wie es war. Aber es kann nicht bleiben, das Chaos der Geister muß ein wirkliches Chaos erzeugen. Seine erste Ausgeburt, den Weltkrieg, haben wir bereits gesehen, wir werden vielleicht auch die zweite sehen – die Weltrevolution. Mit diesem beginnenden Chaos kämpft Napoleon, von ihm wird er besiegt.

Das Gefühl für das Maß - mezzo termine -, das Bonaparte als nationales Gebilde in solcher Vollendung besaß, geht Napoleon, dem kosmischen Gebilde, scheinbar verloren. Das Maß des nationalen Seins ist ein anderes als das des kosmischen: dort herrscht unsere Euklidische Geometrie der drei Dimensionen, hier aber eine uns unbekannte Geometrie der ‚vierten Dimension'. Vielleicht ist es dieses neue Maß Napoleons, das uns als ‚Maßlosigkeit', als ‚Wahnsinn' erscheint. Die Birne der Universalität war noch nicht reif; das war es, was dieser ‚zu früh geborene Allmensch'[16] nicht verstand oder zu spät erfaßte.

Man darf auch nicht vergessen, daß der Vernünftige im Irrenhaus als Irrer erscheint und in der Tat den Verstand leicht verlieren kann. Napoleon hat die Nähe des Wahnsinns gefühlt: „Man kann sich nicht auf das Lager der Cäsaren legen, ohne von ihrem Wahnsinn angesteckt zu werden; auch ich bin wahnsinnig geworden."[17]

Doch wird nicht der ‚Wahnsinn' zur Hauptursache seines Unterganges, sondern, wie seltsam das auch scheinen mag, die ‚Treuherzigkeit'. Allzu leicht glaubt er den Wor-

ten Alexanders auf dem Tilsiter Floß: „Ich hasse die Engländer ebenso wie Sie!" Der ‚gewandte, falsche Byzantiner' hat den Korsen überlistet; er hat alles versprochen und nichts gehalten; er war, nach dem Worte des Propheten, jener „zerbrochene Rohrstab, welcher, so jemand sich darauf lehnt, geht er ihm in die Hand und durchbohrt sie". Weich war er und nachgiebig, wie das Moos der russischen Sümpfe: trat man darauf, so versank man.

„Ich wollte Rußland in aller Freundschaft nach Asien abdrängen," sagt Napoleon. „Ich bot ihm Konstantinopel an," doch ohne die Meerengen – ein Schloß ohne Schlüssel.[18] „Der Schlüssel ist allzu kostbar: er allein wiegt das ganze Kaiserreich auf; wer ihn besitzt, besitzt die Welt."[19] An den Meerengen kam Tilsit zum Scheitern.

Im Herbst 1808 fand in Erfurt eine neue Zusammenkunft der beiden Kaiser statt. Als der Schauspieler Talma auf der Bühne die Worte aus Voltaires ‚Oedipe' sprach:

‚L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux',

da umarmten Alexander und Napoleon einander, doch nicht mehr so herzlich wie auf dem Tilsiter Floß: viel Wasser war seither die Seine und den Niemen hinabgeflossen.

Das Tilsiter Porzellan hatte einen Sprung bekommen; es wird in Erfurt gekittet, doch trotz dieser Ausbesserung braucht man nur an die Wände der gesprungenen Vase zu klopfen, und ein falscher, unheilkündender Klang erwidert: „Das Jahr 1812!"

DIE ERHEBUNG DER VÖLKER

1809

„Ganz Europa wird sich gegen ihn erheben. Je fester er die Völker zusammenschweißt, desto furchtbarer wird die Explosion sein. Glauben Sie mir: wenn wir uns nur be-

haupten können – Frankreich wird, erschöpft durch seine Siege, zusammenbrechen." So sprach der preußische General Blücher, der künftige Sieger von Waterloo, im Jahr 1806, nach der Schlacht bei Jena.[1] Die Explosion kam früher, als Blücher es vielleicht erwartete.

Um den Ring der europäischen Blockade von Gibraltar bis zur Weichsel zu schließen, mußte Napoleon sich Spaniens bemächtigen. Die Schnelligkeit und Leichtigkeit, mit der General Junot im Jahre 1807 Portugal genommen hatte, ließ den Kaiser glauben, daß es ihm ebenso schnell und leicht gelingen werde, die ganze Halbinsel zu erobern. Daß er, der die eine Hälfte der Erbschaft – Frankreich – von dem französischen Hause der Bourbonen erhalten hatte, das Recht besaß, auch die zweite Hälfte – Spanien – von den spanischen Bourbonen zu bekommen, – das hatte ihm Mephistopheles-Talleyrand eingeredet.

Im März 1808 marschiert ein Korps Murats, unter dem Vorwand, dem General Junot in Portugal zu helfen, in Spanien ein und stößt bis an den Eskorial in Madrid vor, wo die Lage der Dinge so verworren ist, daß die französischen Nasen sich bereits am Duft des Bratens ergötzen zu können meinen.

Der Prinz von Asturien, Ferdinand, der Thronfolger, haßt den ersten Minister Godoy, den ‚Friedensfürsten', einen Abenteurer von dunkler Herkunft, der den alten, fast schwachsinnigen König Karl IV. durch die Königin, deren Geliebter er ist, völlig beherrscht, das Land zugrunde richtet und das Königshaus schändet. Wegen Godoy kommt es zu Streitigkeiten zwischen Eltern und Sohn, die schließlich zu einem regelrechten Bürgerkrieg führen. In Aranjuez bricht ein Aufstand zugunsten des Kronprinzen aus; er wird als Ferdinand VII. zum König ausgerufen; der Friedensfürst wird ins Gefängnis geworfen und beinahe erschlagen; der alte König dankt zugunsten seines Sohnes ab.

Am 15. April 1808 begibt Napoleon sich auf das Schloß Marrac bei Bayonne, um die Vorgänge in Spanien aus der Nähe zu beobachten, und lädt das ganze spanische Königshaus dorthin ein – den Sohn, den Vater, die Mutter und deren Geliebten. Sie alle beeilen sich, dem Ruf Folge zu leisten in der Hoffnung, einen Schiedsrichter in Napoleon zu finden. Doch am 2. Mai kommt es in Madrid zu einem neuen Aufstand gegen die französische Okkupations-Armee. Murat erstickt ihn im Blute: gegen fünfzehntausend Aufständische werden von den Mamelucken niedergemacht.

Unterdessen zwingt Napoleon den König Ferdinand in Bayonne, die Krone niederzulegen, unter dem Vorwande, daß der Madrider Aufstand das Werk seiner Anhänger sei; er schlägt vor, die Krone dem alten König zurückzugeben. Doch dieser weigert sich, sie anzunehmen. Das eben ists, was Napoleon braucht. Ferdinand wird in Valençay eingeschlossen, Karl in Compiègne. Der spanische Thron ist frei. Der Kaiser gibt ihn seinem Bruder Joseph und macht seinen Schwager Joachim Murat zum König von Neapel. „Die Krone, die er dem einen abnahm, stülpte er dem andern auf den Kopf, und beide Könige gingen auseinander, jeder seines Weges, wie zwei Rekruten, die die Mützen getauscht haben," sagt Chateaubriand.[2]

„Es war der ungesetzlichste Thronraub, den die zeitgenössische Geschichte kennt," entrüstet sich General Marbot. „Sich zum Vermittler zwischen Vater und Sohn anbieten, um beide in eine Falle zu locken und zu berauben – das war eine Schurkerei und Missetat, die von der Geschichte gebrandmarkt worden ist, und auch die Vorsehung zögerte nicht, sie zu ahnden."[3] Diese Entrüstung zeigt Marbot als Mann von vornehmer Denkart und schlechten Politiker: ach, die Geschichte unserer Zeit kennt eine Unzahl noch größerer Missetaten, die von den Menschen belohnt

und von der Vorsehung nicht geahndet worden sind, zum mindesten nicht hier auf Erden.

Talleyrand-Mephisto, der ‚Mist im seidenen Strumpf - Vous n'êtes que du fumier dans un bas de soie -', wie Napoleon ihn ins Gesicht genannt, triumphiert. Er hat dem Kaiser die Schlinge um den Hals geworfen: der grenzenlos kluge Mann wird sich in eine grenzenlos dumme Geschichte verwickeln, wird bis an den Hals in Schmutz und Blut versinken. Napoleon wird die Welt beherrschen, Talleyrand aber Napoleon.

Der Kaiser selbst richtet sich übrigens so streng, daß man Taine sein muß, um den am Boden Liegenden zu schlagen. „Ich gestehe, daß ich diese Sache sehr schlecht angepackt habe; die Unmoral war allzu offensichtlich, die Ungerechtigkeit zu zynisch, und das Ganze wirkte abscheulich, weil es ein Mißerfolg war: dadurch zeigte sich das Attentat in seiner ganzen widerwärtigen Nacktheit, ohne die Größe und die zahlreichen Wohltaten, die ich im Sinne hatte. Dieser unglückselige Krieg hat mich zugrunde gerichtet ... Dieses Geschwür hat mir das Dasein verleidet."[4]

Nach der ‚Missetat' von Bayonne entbrennt die Flamme des Aufstands, die in Madrid im Blut erstickt worden war, mit neuer Gewalt, diesmal in ganz Spanien. Aufständische Banden, die Guerillas, halb Räuber, halb Helden, überziehen das ganze Land mit einem Netz. Messer und Kugel lauern den französischen Soldaten hinter jeder Ecke auf. „Es ist sehr leicht, die Spanier zu schlagen, jedoch unmöglich, sie zu besiegen, da jeder regelrechte Krieg mit ihnen unmöglich ist." Der Geist des Volkes – das ist der unsichtbare, unfaßbare, allgegenwärtige Feind. „Wenn ein solcher Krieg sich in die Länge zieht, zersetzt er das Heer und stählt das Volk."[5]

Tag und Nacht predigen hunderttausend fanatische

Mönche, ‚zwölf Millionen verlauster und stolzer Bettler', den heiligen Krieg.[6] „In Napoleon sind zwei Wesensarten vereinigt, die menschliche und die teuflische."[7] „Von wem stammt er?" – „Von der Sünde." – „Ist es Sünde, einen Franzosen zu erschlagen?" – „Nein, die himmlische Seligkeit wird dem zum Lohn, der diese ketzerischen Hunde tötet." Dies ist der patriotische Katechismus der spanischen Mönche.

Keinerlei ‚Wohltaten' Napoleons sind den Spaniern erwünscht – weder der König Joseph, noch Jean-Jacques Rousseau, noch die ‚Menschen- und Bürgerrechte', noch der Kodex, nicht einmal das ‚goldene Zeitalter' mit einer Okkupations-Armee; sie ziehen es vor, nach alter Art ‚stolz und verlaust' weiterzuleben. Ein wilder Felssteg in der Sierra Morena, wo es nach Firnwind, Kümmel und Ziegenmist riecht, ist ihnen mehr wert als die Champs Élysées mit dem Triumphbogen.

Der arme Joseph, die Königspuppe, weint vor Scham und Angst: „Es gibt keinen einzigen Spanier, der für mich wäre. Mein Feind ist ein tapferes, zur Verzweiflung getriebenes Zwölfmillionenvolk!"[8]

Der heldenmütige General Dupont erhält den Auftrag, das südliche Spanien zu besetzen. Am 22. Juli 1808 wird er in der Nähe von Cordova, bei Baylen, am Fuße der Sierra Morena vom Feind umzingelt und abgeschnitten und muß mit einer Armee von achtzehntausend Mann kapitulieren. „Seine Soldaten, zum größten Teil Rekruten, bartlose Knaben, konnten sich, erschöpft von dem achtstündigen Kampf nach einem fünfzehnstündigen Eilmarsch unter der sengenden Julisonne Andalusiens, kaum noch auf den Füßen halten, geschweige denn kämpfen."[9] Sie fielen langsam, wie abgesenste Ähren, auf die Erde, in Erwartung des Todes oder der Gefangenschaft. Der Gott des Krieges selbst

hätte sich in dieser Lage gezwungen gesehen zu kapitulieren. Nichtsdestoweniger wirkte Baylen in Spanien, in Frankreich, in ganz Europa wie eine schallende Ohrfeige, die dem Antlitz der Großen Armee, dem Antlitz des Kaisers selbst, versetzt worden war. Baylen war die Strafe für Bayonne.

„Die Ehre ist verloren – das läßt sich nicht gutmachen. Wunden, der Ehre geschlagen, sind unheilbar!" flüstert Napoleon beim Empfang dieser Nachricht, und wird so blaß, daß man meint, er falle in Ohnmacht.[10] Und im Staatsrat weint er, als er von Baylen spricht.

Der Zauberbann der Siege ist gebrochen: Napoleon ist besiegbar.

Madrid wird geräumt, Joseph mit Schimpf und Schande davongejagt. Eine englische Armee unter dem Befehl des Generals Wellesley, des künftigen Herzogs Wellington und Helden von Waterloo, landet in Lissabon, marschiert nach Salamanca, nach Valladolid und lernt die Franzosen besiegen.

Im Herbst 1808 stürzt sich Napoleon mit einer Armee von zweihundertfünfzigtausend Mann auf Burgos und Madrid, setzt Joseph abermals auf den Thron, und bemächtigt sich in wenig mehr als einem Monat des ganzen nördlichen Teils der Halbinsel. Die Spanier fliehen, fast ohne zu kämpfen; aber ‚es ist leicht, sie zu schlagen, doch unmöglich, sie zu besiegen'. Mit jedem Schritt sinkt Napoleon immer tiefer und tiefer in diesen blutigen, bodenlosen Morast.

Plötzlich jagt er, ohne den Feldzug zu beenden, am 18. Januar 1808 nach Paris. Dreihunderttausend Bajonette läßt er auf der Halbinsel zurück. „Doch was will das inmitten von zwölf Millionen Besessener bedeuten!"[11] Er jagt nach Paris, weil er von einer Verschwörung des Außenministers Talleyrand und des Polizeiministers Fouché

Kunde erhält, die für den Fall seines Todes im spanischen Feldzug ihre Pläne geschmiedet haben. Diese beiden hätte er statt des unschuldigen Enghien hinrichten, die Welt von dem Geschmeiß befreien sollen! Aber er verzeiht ihnen, wie er überhaupt seinen schlimmsten Feinden, vielleicht aus Verachtung, leicht vergibt. An der Verschwörung ist auch der Schwager des Kaisers, der König von Neapel, Murat, mit seiner Gattin Karoline Bonaparte – ‚Lady Macbeth' – beteiligt.[12]

Napoleon erfährt auch, daß Österreich gegen Frankreich marschiert. Er ist in der Lage eines Menschen, der mit einem Fuße im Sumpfe steckt und sich so gegen den anstürmenden Gegner wehren muß: der Sumpf ist Spanien, der Gegner – Österreich, England, ganz Europa.

Der kurze österreichische Krieg verläuft glänzend, aber es ist bereits der unheilverkündende Glanz der zwischen Gewitterwolken untergehenden Abendsonne.

Eßling am 21. und 22. Mai 1809 ist beinahe eine Niederlage; Wagram am 5. und 6. Juni kein ganzer Sieg. Die Schlacht ist gewonnen, der Feind hat sich zurückgezogen, „doch seltsam: wir hatten keinen einzigen Gefangenen gemacht, keine einzige Fahne erbeutet," berichtet ein Teilnehmer der Schlacht.[13] Ein allzu schwerer Sieg, der letzte, mit den letzten Kräften erkauft. Napoleon verfolgt den zurückgehenden Feind nicht einmal: der verwundete Löwe wehrt sich noch gegen die anspringenden Hunde, aber er hat nicht mehr die Kraft, sie zu überfallen und zu zerfleischen. Vielleicht fühlt er vor Wagram zum erstenmal, daß er nicht mit Kaisern, sondern mit Völkern Krieg führt.

Am 13. Oktober 1809 wird in Schönbrunn bei Wien, während der Parade der französischen Truppen im Schloßhof, ein junger Mann, fast noch ein Knabe, der achtzehn-

jährige Friedrich Staps, Sohn eines evangelischen Pfarrers in Naumburg, ergriffen. Er hatte die Absicht, Napoleon mit einem Küchenmesser zu erstechen, was er ihm bei seinem Verhör unumwunden eingestand. „Wofür wollten Sie mich töten?" – „Dafür, daß Sie meinem Vaterland Böses tun . . ." – „Ich will Sie begnadigen, wenn Sie mich um Verzeihung bitten." – „Ich will keine Verzeihung, ich bedaure sehr, daß es mir nicht gelungen ist, Sie zu töten." – „Zum Teufel! Es scheint, daß ein Verbrechen für Sie gar keine Bedeutung hat?" – „Sie zu töten, ist kein Verbrechen, sondern eine Pflicht." – „Wenn ich Sie nun trotzdem begnadige, werden Sie es mir danken?" – „Nein, ich werde Sie dennoch töten."

„Napoleon war starr," erzählt ein Augenzeuge. „Dies sind die Früchte der Illuminatenlehre, die Deutschland verseucht hat. Dagegen läßt sich nichts tun: mit Kanonen vernichtet man keine Sekten," sagte er zu seiner Umgebung, nachdem Staps abgeführt worden war. „Bringen Sie in Erfahrung, wie er sterben wird, und berichten Sie mir darüber."

Staps starb, wie ein Held. Als er hinausgeführt wurde, um füsiliert zu werden, rief er: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutschland!" und brach tot zusammen.

Napoleon konnte ihn lange nicht vergessen. „Dieser Unglückliche will mir nicht aus dem Sinn. Wenn ich an ihn denke, verwirren sich meine Gedanken. Dies geht über mein Verstehen!"[14]

Nein, es ging nicht über sein Verstehen: sein ‚rückerinnerndes Wissen' sagte ihm, daß dieser achtzehnjährige Knabe ‚mit dem sehr weißen und zarten, mädchenhaften Gesicht' – dem Gesicht eines antiken Helden und eines christlichen Märtyrers – der rächende Cherub der Freiheit, sein eigener Doppelgänger war, Bonaparte, der Jakobiner des Jahres 1793: „Wenn mein eigener

Vater nach der Tyrannei strebte, so würde ich ihn erdolchen!"*

Vielleicht erkannte Napoleon während des Verhörs des jungen Staps noch deutlicher als auf den Feldern Wagrams, daß er nicht mehr mit Kaisern, sondern mit Völkern kämpfte. Unmittelbar nach dem Attentat beschleunigte er die Friedensverhandlungen mit Österreich: „Ich will damit zu Ende kommen!"[15] Nein, damit kommt er nie zu Ende.

„Ew. Majestät können versichert sein, daß die Russen und die Deutschen im Falle Ihrer Niederlage in ihrer ganzen Masse aufstehen werden, um das Joch abzuschütteln; dies wird ein Kreuzzug sein; alle Ihre Verbündeten werden Sie verlassen, und die Untertanen werden ihre Herrscher zwingen, sich mit Ihren Feinden zu vereinigen," hatte ihm General Rapp bereits 1806, nach der Schlacht bei Jena, gesagt. Napoleon kannte die Deutschen schlecht, als er sie mit Hündchen verglich, die nur kläffen und nicht beißen; er sollte später erfahren, wessen sie fähig waren.[16]

In demselben Jahr, da der Nürnberger Buchhändler Palm wegen der Verbreitung der Flugschrift ‚Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung' erschossen wird, durchbraust ein Sturm der Empörung und Verzweiflung das ganze Land. Die nationale Bewegung in Preußen erhebt ihr Haupt: in den Jahren 1807–1813 verfaßte Fichte seine ‚Reden an die deutsche Nation', Arndt den ‚Katechismus für deutsche Soldaten', Körner ‚Leier und Schwert'.

„Die Gärung hat ihren Höhepunkt erreicht," warnt Jérôme, der König von Westfalen, seinen Bruder Napoleon. „Die unsinnigsten Hoffnungen werden begeistert aufgenommen; man weist auf Spanien hin. Wenn es zum Kriege käme, würden alle Länder zwischen Rhein und Oder zum

* Vgl. S. 384–385. Auch hier ist eine Wiederholung unvermeidlich, weil dasselbe Ereignis in anderer Beleuchtung erscheint — nicht von der Persönlichkeit sondern von der Zeit aus gesehen.

Herde einer ungeheuren Erhebung werden."[17] Dies war es, was Blücher meinte: „Je fester er die Völker zusammenschweißt, desto furchtbarer wird die Explosion."

Nicht nur die Herrscher, auch die Untertanen sind über die Verteilung Europas unter die Bonapartes empört: Joseph sitzt in Madrid, Jérôme in Westfalen, Ludwig in Holland, Elise in Toskana, Karolinens Gatte, Joachim, in Neapel. Napoleon zerschneidet Europa wie einen Geburtstagskuchen, um die Stücke unter seinen Geschwistern zu verteilen; der kaiserliche Adler füttert seine Nestlinge mit Europa wie mit Aas.

Er weiß übrigens selbst, daß es zur Explosion kommen wird. Wenn er über die Erde schreitet, fühlt er, daß sie unter seinen Füßen brennt und zittert wie ein Vulkan. Doch was soll er tun? Völker besiegen oder der Weltherrschaft entsagen? „Ich sah einen gordischen Knoten vor mir, und ich habe ihn zerhackt."[18] Den Knoten der Völker, einen Knoten von Fleisch und Blut hat er mit dem Schwert einer illusorischen Weltherrschaft zerhacken wollen und hat ihn nur zu einer Schlinge um seinen eigenen Hals zusammengezogen.

„Ich habe niemandem Böses tun wollen; aber wenn mein gewaltiger politischer Wagen dahinbraust, muß er freie Bahn haben, und wehe dem, der unter seine Räder gerät!"[19]

Er selbst geriet darunter.

DIE DYNASTIE

1810—1811

Marie Luise, die Tochter des österreichischen Kaisers, fiel dem Sieger von Wagram als Beute zu.

Josephine war kinderlos, Napoleon brauchte aber einen Thronfolger, um eine Dynastie zu gründen. „Wenn ich

das Unglück hätte, Josephine zu verlieren, würden politische Erwägungen mich vielleicht zwingen, eine zweite Ehe einzugehen; dann würde ich aber nur einen Bauch heiraten - j'épouserai un ventre -, und Josephine bliebe trotzdem die einzige Gefährtin meines Lebens," pflegte er zu sagen.[1] Und so heiratete er Marie Luisens ‚Bauch': ihre Mutter hatte dreizehn Kinder gehabt, die Großmutter siebzehn, die Urgroßmutter sechsundzwanzig.

Am 15. Dezember 1809 wird die Scheidung und der ‚freiwillige' Verzicht der Kaiserin Josephine bekanntgegeben, nicht ohne zahlreiche Weinkrämpfe, Ohnmachten und Tränen ihrerseits. Auch er weint; er weint übrigens recht leicht, wenn ihn ein kleines oder mittelgroßes Leid befällt; ein großer Schmerz entpreßt ihm keine Tränen. Er ist Josephine aufrichtig zugetan: so seltsam es klingen mag – Napoleon ist Gewohnheitsmensch, er hängt an ‚alten Pantoffeln'; Josephine ist für ihn solch ein ‚alter Pantoffel', ein weicher, der ihn nicht drückt.

Außer der habsburgischen Fruchtbarkeit verlockt ihn bei Marie Luise auch das Blut der Bourbonen; wenn er sie heiratet, kann er Ludwig XVI. seinen ‚Onkel', Marie Antoinette seine ‚Tante' nennen. Der Soldat der Revolution ist erst zum ‚Kaiser herabgesunken', dann zum ‚Nachfolger Habsburgs'. – „Ah! eine echte Habsburger Lippe!" ruft er entzückt, als er ihre Bildnisse mit den Medaillen der Habsburger vergleicht.[2]

Napoleon hat den Bonaparte vergessen: „Ich habe keinen Sohn, und er wäre mir auch zu nichts nütze. Familiensinn ist mir fremd. Bei Marengo fürchtete ich am meisten, einer meiner Brüder würde mein Nachfolger sein, wenn ich fiele." – „Mein einziger Nachfolger ist das französische Volk. Das ist mein Sohn: ich habe nur für ihn gearbeitet."[3]

Er war ‚herabgesunken', hatte sich selbst verleugnet, die Persönlichkeit um des Geschlechtes willen verleugnet; er

wollte nicht mehr der Eine und Einzige sein – er wollte in dem Habsburger einen zweiten Napoleon haben.

Als Marie Luise im Jahre 1814 nach Rambouillet kam, war Franz II. von der Ähnlichkeit des dreijährigen Königs von Rom mit Joseph II. aufs höchste überrascht: „Der echte Habsburger!“[4]

Der vierzigjährige Bräutigam macht sich für seine achtzehnjährige Braut jung: er bestellt elegante enge Kleider und enge Schuhe, die er nicht leiden kann; er lernt Walzer tanzen, obwohl ihm vom Drehen übel wird.[5] Voller Ungeduld wartet er auf die Braut, wie ein kleiner Junge auf ein neues Spielzeug.

Er fährt ihr nachts, durch Schmutz und Regen, bis Compiègne entgegen, stürzt in ihren Wagen und nimmt sie, in aller Eile, auf Soldatenart, in Besitz.[6]

Ihre Haut ist weiß wie Porzellan, die Augen fayenceblau, die Bewegungen hart und hölzern, das Gesicht ein wenig blatternarbig und rosig; sie ist vollbusig wie eine Amme und unschuldig wie ein zehnjähriges Kind. Wenn er sie küßt, wischt sie ihr Gesicht mit dem Taschentuch ab. „Was soll das, Luise, bin ich dir zuwider?“ – „Nein, das ist nur eine Gewohnheit von mir; ich mache es ebenso, wenn der König von Rom mich küßt.“

Der Mann liebt die Wärme, die Frau die Kälte. „Schlafe bei mir, Luise.“ – „Nein, Ihr Zimmer ist zu stark geheizt.“[7]

„Ich fürchte ihn gar nicht, aber ich fange an zu glauben, daß er mich fürchtet,“ sagt sie drei Monate nach der Hochzeit zu Metternich.

Er bildet sich ein, von ihr geliebt zu werden. Im Jahr 1814, nach seiner Abdankung, schreibt sie ihm, daß sie ihn niemals verlassen, daß „keine menschliche Gewalt sie von ihm trennen“ würde. Und er glaubt ihr, oder tut so, als glaubte er ihr. „Sie kennen die Kaiserin nicht; sie ist eine

Frau von großem Charakter!" sagt er zu seinen Vertrauten.[8] „Sie ist klüger und politischer als alle meine Brüder."[9]

Er erwartet, daß sie ihm nach Elba in die Verbannung folgen werde, da sie „den Menschen in ihm mehr liebt als den Kaiser". Und dort, auf Elba, befiehlt er einem Maler, auf einen der Plafonds im Schlosse zwei Täubchen zu malen, die durch ein seidenes Band so zusammengebunden sind, daß der Knoten sich enger zusammenzieht, wenn sie auseinanderfliegen.[10]

Eine Woche vor seinem Tode auf St. Helena vermacht er ihr sein Herz. „Legt es in Spiritus und bringt es meiner teuren Marie Luise nach Parma; sagt ihr, daß ich sie zärtlich liebe und nie aufgehört habe, sie zu lieben. Teilt ihr alles mit, was ihr hier gesehen habt, wie ich hier lebte und wie ich gestorben bin." Zu dieser Zeit ist sie bereits die Geliebte des österreichischen Diplomaten Baron Neipperg, eines dunkeln Abenteurers, erbitterten Gegners Napoleons und langjährigen Spions.[11]

„Ich bitte meine teure Gemahlin Marie Luise, meinen Sohn zu behüten," heißt es im Testament des Kaisers.[12] Zum Glück starb er, ohne erfahren zu haben, wie sie ihn behütete.

Am 2. April 1810 wurde die Trauung von demselben Kardinal Fesch vollzogen, der Napoleon mit Josephine getraut hatte. Am 20. März 1811 wurde ihnen ein Sohn, der König von Rom, geboren. Die illusorische Dynastie ist gegründet: der Abgrund ist mit Blumen bedeckt. Napoleon scheint sich übrigens nicht selbst zu betrügen: „Meine Heirat mit Marie Luise hat mich zugrunde gerichtet ... Ich setzte meinen Fuß auf einen mit Blumen verdeckten Abgrund."[13]

Der erste Stein, den er sich um den Hals gebunden, ist Spanien, der zweite die Dynastie, der dritte der Papst.

„Der Papst herrscht über den Geist, ich jedoch nur über die Materie." – „Die Geistlichen nehmen die Seelen der Menschen in Besitz, mir aber überlassen sie die Leichen."[14] Das will er nicht; er will die Leichen beleben, den Geist mit der Materie vereinen. Er verkündet, daß es nicht zwei Statthalter Christi, den Papst und den Cäsar, gebe, sondern nur einen – den Cäsar. „Gott hat den Kaiser zum Statthalter seiner Macht und zu seinem Ebenbild auf Erden gemacht."[15]

„Ich hoffte, den Papst beherrschen zu können; was für ein Einfluß, was für eine Macht über die Welt wäre das gewesen!"[16] – „Ich hätte die geistige Welt ebenso leicht verwaltet, wie die politische."[17] – „Den Papst hätte ich ins Unermeßliche erhöht... ihn mit so viel Ehren und Prunk umgeben, daß er aufgehört hätte, um die weltliche Macht zu trauern. Ich hätte einen Götzen aus ihm gemacht; er hätte an meiner Seite gelebt. Paris wäre die Hauptstadt der christlichen Welt geworden; ich hätte meine eigenen Kathedralen gehabt, wie Konstantin und Karl der Große."[18]

Durch das nach Eßling im Mai 1809 in Schönbrunn erlassene Dekret erklärt er den Papst des Kirchenstaates, das heißt der weltlichen Macht, verlustig. Der Papst spricht den Bann über den Kaiser aus. – „Nun keine Schonung mehr! Das ist ein verrückter Narr, den man einsperren muß," schreibt Napoleon an Murat. Dieser dringt mit Militärgewalt in den Quirinal ein, arretiert den Papst und schafft den kranken Greis, der schon mit einem Fuß im Grab steht, zuerst nach Toskana, dann nach Grenoble und schließlich nach Savona an der genuesischen Riviera.

Der Kaiser befiehlt, alle Kardinäle und die päpstliche Kanzlei nach Paris zu schaffen; dorthin gedenkt er auch den Papst überzuführen, um ihn immer unter den Augen

und in seiner Gewalt zu haben. Später ließ er ihn nach Fontainebleau bringen, sperrte ihn dort ein und zwang ihn, das zweite Konkordat zu unterschreiben, in dem er der weltlichen Macht entsagte; übrigens widerrief der Papst es sehr bald. In Fontainebleau lebte er unter der Aufsicht eines Gendarmerieoffiziers, der sein Gefängniswärter war.[19] Im Jahre 1810 wurde ihm der Sekretär genommen und alle Dokumente, sogar Feder und Tinte. Dennoch bleibt er fest: „Es geht um unser Gewissen, und da wird man nichts von uns erreichen, selbst wenn man uns die Haut abzöge!“[20]

So sägt Napoleon selbst den Ast ab, auf dem er sitzt – die heilige Krönung; er kämpft mit eisernem Schwert gegen ein Phantom.[21]

„Sogar in den protestantischen Ländern war man über sein Vorgehen gegen den Papst empört.“[22] – „Ich habe diese Sache sehr schlecht angepackt,“ hätte er über seinen Zweikampf mit Rom, ebenso wie über den spanischen Krieg, sagen können. „Das alles hat ein ganz abscheuliches Aussehen, weil es ein Fehlschlag ist . . . So zeigt sich der Anschlag in seiner ganzen abstoßenden Nacktheit.“ – „Ich erhob die Hand allzu hoch, ich wollte wie die Vorsehung handeln.“[23]

Der Leibarzt Corvisart hatte ihn, schon in den ersten Jahren des Kaiserreichs, von der Touloner Krätze geheilt, worauf er sofort anfing, zuzunehmen. Mit der Magerkeit verlor er auch jene göttliche Leichtigkeit, von der er zuweilen sprach, wenn er sich seiner Jugend erinnerte: „Ich flog damals gleichsam durch die Luft.“ Als er sich dem vierzigsten Lebensjahr nähert, wird er dick, fett und schwerfällig. Ganz wider die Natur ist seine Seele im kranken Leibe gesund, und im gesunden krank. Die ehemals gelbe Gesichtsfarbe verwandelt sich in eine matt-weiße, marmorkalte. In dem leicht gedunsenen Gesicht tritt etwas Wei-

ches, Weibliches, fast Weibisches hervor. Ein Lakai aus der Provinz sieht ihn im Galawagen, in einem Paradehut mit großen weißen Federn, neben der Kaiserin sitzen und hält ihn für Marie Luisens ‚alte Gouvernante'. Statt der früheren Ossianischen Wehmut liegt eine schwere, steinerne Langeweile auf seinem Gesicht – der ‚lethargische Schlaf'.

„Sie tun mir leid," sagt Talleyrand zum Oberzeremonienmeister Rémusat. „Sie müssen den nicht zu Amüsierenden - l'inamusable - amüsieren!"

Der Kaiser wundert sich manchmal selbst über die Langeweile seiner Hofbälle. „Das kommt daher, daß die Heiterkeit der Trommel nicht gehorcht," erklärt ihm Talleyrand.[24]

Der Kaiser langweilt sich – ebenso seine Untertanen. Nicht einmal die Siege heitern ihn auf; sie stimmen ihn nur noch mißmutiger, da der Krieg ihm endlos erscheint. „Hier herrscht allgemeine Niedergeschlagenheit und Unzufriedenheit," schreibt eine Zeitgenossin in einem Privatbrief. „Die Siege rufen keine Begeisterung, nicht einmal Staunen hervor: man ist der Wunder überdrüssig geworden."[25]

Der revolutionäre Diktator wird zum autokratischen Despoten.

Durch den Erlaß vom März 1810, der die Gefängnisstrafe für politische Verbrecher wieder einführt, wird „die erste Tat der Revolution, die Zerstörung der Bastille, aufgehoben".[26] Schulen und Lyzeen verwandeln sich in Kasernen, wo die Musen zur Trommel marschieren, ebenso wie die Damen auf den Hofbällen. Die Pressefreiheit ist erdrosselt. Von 73 Zeitungen bleiben nur vier übrig; ihre Aufsätze stammen aus der Kanzlei für die öffentliche Meinung (Bureau de l'esprit public), die Redakteure werden vom Polizeiminister ernannt. „Die Druck-

presse ist ein Arsenal; sie darf der Allgemeinheit nicht zugänglich gemacht werden; Bücher dürften nur von Personen gedruckt werden, die das Vertrauen der Regierung genießen."[27] „Die Zeitungen sollten sich auf Anzeigen beschränken," phantasiert der Kaiser.[28] „Es wäre gut, den Tartüffe zu verbieten."[29] „Das Denken ist der Hauptfeind der Herrscher."[30]

Die harmlos-liberale Frau von Staël wird verfolgt. „Die Herrschaft der Hetzer ist zu Ende; ich will, daß man mir gehorche; achtet die Macht, denn sie kommt von Gott."[31] Einem Mann wie Chateaubriand wird wegen eines unvorsichtigen Wortes über Nero und Tacitus vom Kaiser angedroht, „auf den Stufen des Tuilerienpalastes mit Säbelhieben niedergemacht zu werden".

Allen ist schwül, bange und schwer zumute, wie in einem Fiebertraum. Napoleon weiß das selbst am besten: „Wenn ich sterbe, wird die ganze Welt erleichtert aufatmen!"[32]

„Gott schuf Bonaparte und ruhete von seinem Werke," sagt ihm der Präfekt eines Departements ins Gesicht. „Hätte er lieber etwas früher geruht!" bemerkt jemand flüsternd.[33]

Die Stadt Paris entwirft eine Aufschrift für den Kaiserthron: ‚Ego sum qui sum'-‚Ich bin, der ich bin'. „Ich verbiete euch, mich mit Gott zu vergleichen," antwortet der Kaiser gelangweilt und angewidert durch die allzu schamlose Schmeichelei.[34]

Er ist wie der Steinerne Gast: wenn er geht, zittert die Erde unter seinem Tritt. „Vom letzten Kammerdiener bis zum ersten Minister empfanden alle Grauen und Bangen, wenn er nahte."[35]

Wußte er, was er tat, oder war der unendlich Sehende blind, der unendlich Kluge wahnsinnig geworden? Er

wußte alles; er wußte, daß er sich zugrunde richtete, und konnte nicht umhin, sich zugrunde zu richten, ‚zu verbrennen', zu sterben, ‚Opfer zu sein'. – „Zeit meines Lebens habe ich alles – Ruhe, Vorteil, Glück – meinem Schicksal zum Opfer gebracht."[36] Er konnte nicht umhin, sich zu opfern, so wie die Abendsonne nicht anders kann, als sich dem Westen zuneigen.

„Die furchtbare Keule, die er allein aufzuheben vermochte, fiel auf sein eigenes Haupt zurück."[37] Er wußte, daß sie niederfallen würde, und seltsam, das auszusprechen – er schien es selbst zu wollen.

„Er hat sich selbst vernichtet, einen politischen Selbstmord begangen," sagt ein Zeitgenosse.[38] Selbstmord ist Selbstzerfleischung. „Der Geist des Herrn geriet über ihn, und er zerriß den Löwen, wie man ein Böcklein zerreißt." Er hat sich selbst zerfleischt, damit ‚Speise komme vom Fresser und Süßigkeit von dem Starken'.

Im Jahr 1808, vor dem spanischen Krieg, hängt er sich eine Kapsel mit Gift um den Hals, die er bis an sein Ende nicht abnimmt;[39] er braucht sich jedoch nicht zu vergiften – er ist bereits vergiftet. Der kaiserliche Purpur umhüllt ihn wie ein Nessusgewand: er bleibt am Körper kleben und verbrennt ihn bis zu den Knochen. Und er kommt nicht davon los, bis er den Opferaltar besteigt: er muß auf ihm verbrennen, wie die Sonne auf dem Opferaltar des scheidenden Tages verbrennt.

„Wenn es nur von Dauer wäre, wenn es nur von Dauer wäre! - Pourvou que ça doure, pourvou que ça doure!" flüstert Mutter Lätitia und schüttelt das Haupt, wie die hellsehende Parze.[40] „Sie war stets fest davon überzeugt, daß alles zusammenbrechen würde."[41] Vielleicht wußte es auch ihr Sohn, vielleicht hörte er die Stimme des Schicksals und folgte ihr ergeben, wie ein Kind der Stimme der Mutter folgt.

Er wußte, daß seine Stunde nahe war – das Jahr 1812.

1812

„In den langen Winternächten des Jahres 1811 lag er stundenlang, in tiefes Sinnen versunken, auf dem Sofa; mitunter sprang er plötzlich auf mit dem Schrei: ‚Wer ruft mich?' und begann, im Zimmer auf und ab zu gehen und zu murmeln: ‚Nein, noch ist es zu früh, ich bin nicht fertig ... es muß um drei Jahre verschoben werden'..."[1] Doch er wußte, daß er es nicht verschieben würde, und wußte, wer ihn rief – das Schicksal.

„Ich wollte den Krieg nicht, und auch Alexander wollte ihn nicht; doch wir trafen uns, die Umstände ließen uns aufeinanderprallen, und das Schicksal vollendete das übrige."[2]

Der russische Feldzug ist die unvermeidliche Folge der Kontinentalsperre – des Zweikampfs zwischen Frankreich und England. „Nachdem Napoleon Österreich und Preußen, diese natürlichen Bollwerke des europäischen Westens, vernichtet hatte, sah er sich Auge in Auge dem russischen Osten gegenüber."[3]

Im Herbst 1810 macht die Wirkung der Blockade sich fühlbar: in der Londoner City kommt es zu mehreren Fallissements; die innere Lage Englands wird unerträglich; die wirtschaftliche Krise droht, eine soziale Revolution nach sich zu ziehen. Napoleon glaubt dem Ziel schon ganz nahe zu sein: England steht am Vorabend seines Falles; man braucht ihm nur noch den letzten Schlag zu versetzen: die Ostsee zu verschließen, die letzte Ritze zuzustopfen, durch die englische Waren nach Europa durchsickern. „Frieden und Krieg liegen in den Händen Rußlands," sagt Napoleon und schlägt Alexander die Beschlagnahme nicht nur englischer, sondern auch neutraler Schiffe mit englischen Waren in den Gewässern der Ostsee vor.

„Noch nie hat England sich in einer so verzweifelten Lage befunden ... Wir haben zuverlässige Nachrichten, daß es den Frieden wünscht ... Wenn Rußland sich Frankreich anschließt, wird der Schrei nach Frieden in England so allgemein werden, daß die englische Regierung gezwungen sein wird, um Frieden zu bitten."[4]

Die Niederlage Englands liegt aber keineswegs in Alexanders Wünschen: er sieht in England das letzte Bollwerk gegen die endgültige ‚Unterjochung der Völker unter die Gewalt des Einen'. Um diese Zeit erfährt Napoleon, daß 1200 neutrale Schiffe ihre Ladung in russischen Häfen gelöscht haben, und er begreift, daß Rußland sich der Blokkade niemals anschließen wird.

Im Januar 1811 mobilisiert Alexander insgeheim eine Armee von zweihundertvierzigtausend Mann an der westlichen Grenze. Napoleon in ganz skrupelloser Weise hintergehend, rüstet er sich zu einem jähen Schlag gegen ihn und hätte ihn auch geführt, wenn Polen einverstanden gewesen wäre.

Doch Napoleon kommt Alexander zuvor: im Frühling 1811 stellt er in Deutschland eine in der neuen Zeit noch nicht dagewesene Armee von sechshundertsiebzigtausend Mann auf; sie umfaßt zwei Drittel des ganzen wehrfähigen Europa, ist von einer eisernen Hand diszipliniert, durch den Willen eines einzigen Mannes organisiert und geleitet. Er beschließt, Rußland im Jahre 1812 zu überfallen.

„Soldaten!" sagt er in seinem Aufruf an die Große Armee, „der Krieg beginnt ... Rußland wird von seinem Schicksal fortgerissen; seine Lose müssen sich erfüllen ... wir überschreiten den Niemen."[5]

Am 22. Juni 1812 nähern sie sich dem Niemen. Es ist genau so, wie damals vor fünf Jahren, im Jahr von Tilsit.

‚Des Mittags Hitze brütet träge,
Und träge rollt dahin der Strom,
Es schmelzen träg die Wolkenwege
Im flammenreinen Himmelsdom.
Ein schwüles nebliges Gespinst
Hält jetzt die ganze Welt umfangen . . .“[6]

Auf den Sandbänken ist es genau so heiß, es riecht nach warmem Wasser, nach Fischen, nach warmen Erdbeeren und harzigem Reisig aus dem Fichtenwald. Es ist schwül; in der Sonnenglut reift ein Gewitter.

Das jenseitige Ufer ist leer. Wo sind denn die Russen? In der Abenddämmerung setzen ein paar Kundschafter in einem Boot über den Fluß und gehen an Land. Ein Reiter, ein zu einer Kosakenpatrouille gehörender russischer Offizier, sprengt aus dem Walde auf sie zu und schreit: „Wer seid ihr?“ – „Franzosen.“ – „Was wollt ihr?“ – „Weißt du das nicht, du Hundesohn? Krieg führen wollen wir, Wilna erobern, Polen, Rußland!“ Schweigend wendet der Reiter sein Pferd und sprengt in den Wald zurück. Drei Schüsse knallen hinter ihm drein; ein tönendes Echo im Walde antwortet ihnen, und wieder ist Totenstille rings umher.[7]

In drei Kolonnen geordnet, überschritt die Armee den Niemen auf drei Pontonbrücken. Die Russen hinderten den Übergang nicht. Darüber freuten sich alle, außer dem Kaiser. Während er vom jenseitigen Ufer aus die Bewegungen der Truppen beobachtete, blickte er oft in die Ferne, als erwarte er jemand. Plötzlich schwang er sich auf sein Pferd und jagte allein, ohne Eskorte, in den Wald. Er legte ein, zwei, drei Kilometer im Galopp zurück – keine Menschenseele war zu sehen. Er hielt das Pferd an, blickte um sich, lauschte: Stille, unendliche Leere – ein unendliches Geheimnis: Rußland. „Wer ruft mich?“ schreit er auf und sprengt zum Niemen zurück.

Die Armee marschierte durch Litauen nach Rußland, über Kowno, Wilna, Witebsk; nirgends stieß sie auf den Feind und ging immer tiefer und tiefer hinein in die Stille, in die unendliche Leere. Es war, als stürzte sie in einen Abgrund, als ginge sie im Wasser unter, als sänke sie wie ein Schlüssel auf den Grund. Entsetzen ergriff die Leute. Das war kein Krieg mehr; das war etwas ganz Fremdes: Menschen kämpfen mit Menschen oder mit der Natur, wie aber sollte man mit etwas Unwesentlichem, Unfühlbarem, mit dem Raum kämpfen?

Das Gewitter war nicht umsonst in der Sonnenglut gereift: es entlud sich in sintflutartigen Wolkenbrüchen; nach der sengenden Glut trat plötzlich Kälte ein – es war im Juli Oktober geworden. Zehntausend Pferde fielen dem schlechten Futter und der plötzlichen Kälte zum Opfer; ihre faulenden Kadaver blieben am Wege liegen und verpesteten die Luft. Ein undurchdringlicher Schmutz brachte die Zufuhr des Proviants zum Stocken. Im Heer brach Hunger, Faulfieber und Blutruhr aus. Die Leute starben wie die Fliegen, viele wurden fahnenflüchtig. Und das war erst der Anfang. Litauen war noch nicht durchschritten.

„Ich weiß, daß die Lage der Armee furchtbar ist," sagte Napoleon. „Bei Wilna war bereits die Hälfte der Leute zurückgeblieben, jetzt sind es zwei Drittel. Es ist keine Zeit zu verlieren: wir müssen den Frieden herbeiführen; wir finden ihn in Moskau. Zudem kann die Armee jetzt nicht mehr stehen bleiben: sie wird durch die Bewegung aufrecht erhalten; man kann vorwärtsgehen mit ihr, aber nicht haltmachen oder umkehren. Es ist eine Armee für die Offensive, nicht für die Defensive."[8]

Doch wenn das Heer auch hätte stehen bleiben können, er selbst hätte es nicht vermocht; die Ferne erfüllt ihn mit Entsetzen und zieht ihn an wie ein Abgrund; er muß immer weiter und weiter gehen, in den Abgrund stürzen,

in die Tiefe tauchen, in die unendliche Stille, das unendliche Geheimnis – Rußland.

Am 28. Juli ist man in Witebsk. Der Kaiser begibt sich in das für ihn vorbereitete Zimmer, nimmt den Degen ab, legt ihn mit der Karte von Rußland auf den Tisch und sagt: „Ich will hier bleiben, abwarten, mich umsehen, den Truppen Zeit zum Ausruhen lassen, in Polen Ordnung schaffen und neue Kräfte sammeln. Der Feldzug von 1812 ist beendet; der Feldzug von 1813 wird das übrige vollbringen." – „1813 sind wir in Moskau, 1814 – in Petersburg. Der russische Feldzug ist ein dreijähriger Krieg."[9]

So spricht er vor den andern, weiß aber sehr gut, daß er nicht stehen bleiben, sondern bis Moskau vordringen, den Boden des Abgrunds berühren wird.

Am 17. August – Smolensk. Die Stadt wird im Sturm genommen und niedergebrannt. Die Franzosen hatten geglaubt, daß die Russen Smolensk, das heilige Tor nach Moskau, mit seiner alten Ikone der Muttergottes nicht ohne Kampf übergeben würden. Doch nein, sie übergeben es, nur die Himmelskönigin haben sie fortgeschafft.

„Sie haben uns Smolensk überlassen, sie werden uns auch Moskau geben!" schreit Napoleon wütend. „Feiglinge sind sie, Weiber, vaterlandslose Gesellen. Wir werden sie mit den bloßen Händen greifen."[10] „Versuchs doch, nimm sie!" antworten ihm die finsteren Gesichter seiner Marschälle.

Kampf, endlich Kampf! Am 5. September erblickten die Franzosen das russische Heer. Es hatte die befestigten Höhen von Borodino besetzt, um die Moshaisker Chaussee, die Zugangsstraße nach Moskau, zu verteidigen.

Ein Beben ging durch die Große Armee, sie glaubte wieder an den Stern ihres Führers, sie begriff, daß dies der erste und der letzte, alles entscheidende Kampf war, in dem sie siegen oder untergehen müßten.

In der Nacht vor der Schlacht schlief der Kaiser schlecht. Er war erkältet, hatte Fieber, Husten und Schnupfen. In den Tagen des Herbstäquinoktiums – da der Tag sich der Nacht, die Sonne dem Winter zuneigt – fühlte er sich immer schlecht; es war, als würde er zugleich mit der Sonne schwach und siech.

Er wachte immerwährend auf, fragte, wie spät es sei, und ließ sich melden, ob die Russen noch da wären; er fieberte bei dem Gedanken, sie könnten fortgehen.

Als ihm um fünf Uhr morgens gemeldet wurde, daß Marschall Ney den Feind noch immer sähe und um Erlaubnis bäte, mit dem Angriff zu beginnen, stand der Kaiser auf und schüttelte den Schlaf von sich. Er schien munterer zu werden und sagte: „Endlich halten wir sie! Wollen wir denn gehen und die Tür nach Moskau öffnen!“[11]

Er begab sich auf die am vorgestrigen Tage eingenommene Schewardiner Schanze, wartete, bis die Sonne aufging, und rief, auf sie zeigend: „Das ist die Sonne von Austerlitz!“ jedoch mit so gleichgültiger Stimme, daß er besser getan hätte, nichts zu sagen. Zudem ging die Sonne ihm gegenüber, auf der Seite der Russen, auf, blendete die Franzosen und gab sie dem Angriff des Feindes preis.[12]

Der Kampf begann – „die blutigste aller meiner Schlachten“, wie Napoleon später urteilte. Vielleicht hatten sich die Franzosen und die Russen, ja die Menschen überhaupt, noch nie mit solcher Erbitterung, mit solchem Heldenmut auf beiden Seiten geschlagen, ging es doch bei beiden um gleich verehrte Heiligtümer: die Franzosen kämpften für die Welt und den Menschen, die Russen für das Vaterland und für etwas noch Größeres. Sie wußten selbst nicht, was es war; sie mochten glauben: ‚für Christus gegen den Antichrist‘.

Zum erstenmal im Leben nahm Napoleon nicht persönlich am Kampfe teil. Die Schewardiner Schanze, wo er den

ganzen Tag verbrachte, befand sich im Rücken der französischen Armee; das Schlachtfeld war, durch Hügel verdeckt, nur schlecht zu übersehen. Der Kaiser setzte sich ab und zu auf einen zusammenklappbaren Feldstuhl, dann wieder ging er auf der Plattform der Schanze auf und ab. Eine steinerne Langeweile lag auf seinem Gesicht, der ‚lethargische Schlaf'. Er hatte nach dem Kampf gelechzt; nun, da er begonnen, blickte er kaum hin, hörte die Meldungen kaum an. Erhielt er Bericht über den Heldentod seiner Tapfersten, so winkte er nur trübe mit der Hand ab, als dächte er an ganz andere Dinge, als beschäftigte ihn etwas ganz anderes. Was mochte es sein? Oder war er einfach krank? „Ich machte mit meinem Körper stets, was ich wollte."[13] Jetzt aber ging das nicht mehr. Die Welt hatte er erobern wollen und konnte nicht einmal einen Schnupfen bekämpfen. Gebückt, mit gesenktem Kopf, saß er da, hustete, nieste und schneuzte sich. Sein gedunsenes, weißes, weibisches Gesicht erinnerte an ‚die alte Gouvernante' Marie Luisens. Menschen und Götter würden es ihm nie verzeihen, daß er, der Übermensch, sich in solch einem Augenblick als ‚krankes Huhn' zeigte. Vielleicht brauchte er ihre Verzeihung aber gar nicht? Er brauchte überhaupt nichts; er wollte die Welt nicht mehr erobern: er hatte begriffen, daß ‚das Spiel die Kerzen nicht wert war'. „Bis zum dreißigsten Lebensjahr kann der Sieg uns blenden und die Schrecken des Krieges durch den Ruhm verschönern, später jedoch . . ."[14] „Noch niemals war der Krieg mir so gemein erschienen."

Er konnte siegen und wollte es nicht; er stieß den Sieg von sich, wie ein übersättigter Liebhaber die Geliebte. Und das kann sie ihm nicht verzeihen.

Eine Kavallerieattacke Murats wirft Kutusows ganzen linken Flügel über den Haufen; Latour-Maubourgs Rei-

terei nimmt die Höhen von Semionowsk: der Weg zum Sieg steht offen. Doch die erschöpften Marschälle, Ney und Murat, bitten um Verstärkung. Der Kaiser schwankt – er befiehlt und zieht den Befehl wieder zurück. Diesen Umstand nützen die Russen aus: Bagration stellt die durchbrochene Linie wieder her, und nun geht es nicht mehr darum, den Sieg zu vollenden, sondern ihn zu wahren. Die Marschälle bitten, flehen von neuem um Verstärkung. Der Kaiser befiehlt der Garde vorzugehen; kaum ist sie ausgerückt, hält er sie an: „Nein, ich will noch sehen…“[15]

Um die Mittagszeit ist der rechte französische Flügel so weit in das russische Heer eingedrungen, daß er dessen innersten Kern entblößt vor sich sieht – auch die hintersten Reihen bis an die Straße von Moshaisk, die Fliehenden, die Verwundeten, die Transportwagen; nur ein Festungsgraben und ein Holzschlag trennen die Franzosen von ihnen; es bedarf eines letzten Stoßes, um zu ihnen durchzubrechen und das Los der Schlacht – vielleicht das des ganzen Feldzugs – zu entscheiden. „Die Garde! Die Garde!“ flehen, fordern die Marschälle. „Sie soll sich nur von weitem zeigen; wir bringen dann alles allein fertig.“ – „Nein, ich sehe auf meinem Schachbrett noch nicht klar genug . . . Wenn es morgen zu einem neuen Kampf kommt, was habe ich dann noch?“ antwortet der Kaiser.[16]

„Ich erkenne ihn nicht wieder!“ seufzt Murat bekümmert.[17] „Was macht er dort hinter der Front?“ schreit Ney wütend. „Wenn er kein General, sondern Kaiser sein will, soll er in die Tuilerien zurückkehren – wir werden schon für ihn kämpfen!“[18]

Als Napoleon die Garde endlich hergab, war es bereits zu spät: die Russen waren in voller Ordnung zurückgegangen und hatten den Franzosen nur das Schlachtfeld gelassen, wo es mehr tote Sieger zu geben schien als lebende.

*

„Moskau! Moskau!“ schrien die Soldaten und klatschten vor Freude in die Hände, als sie am 14. September, um zwei Uhr mittags, die goldenen Kuppeln am Rande der Moshaisker Ebene erblickten. Alle Plagen waren mit einem Schlage vergessen. „In Moskau wird der Frieden geschlossen,“ hatte der Kaiser ihnen versprochen.

Vielleicht freuten sie sich auch auf etwas Größeres, für das sie keinen Ausdruck fanden. Über Moskau führt der Weg nach dem Osten, wo der Herr einstmals seinen Garten, das Paradies, für Adam erschaffen hatte; und nun führte der neue Adam, der Übermensch, sie in ein neues Paradies – in das Reich der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Vom Tabor bis Gibraltar, von den Pyramiden bis Moskau – dies ist Napoleons Kreuz auf Erden – ein apokalyptisches Zeichen.

„Das Ziel der Jahrhunderte war erreicht, die Revolution hatte sich vollzogen,“ sagte er später auf St. Helena, in der Erinnerung an seine damaligen Träume. „Ich wurde zur Bundeslade des Alten und Neuen Testaments, der natürliche Vermittler zwischen beiden.“[19] – „Mein Ehrgeiz, vielleicht der größte und höchste, den es je gegeben, gipfelte in dem Wunsche, das Reich der Vernunft – die volle Offenbarung und den vollkommenen Triumph der menschlichen Kräfte – endlich zu befestigen und zu heiligen.“[20] – „Was für Horizonte von Kraft, Ruhm, Glück und Wohlfahrt hätten sich dann eröffnet!“[21] Dies eben bedeutet: über Moskau – in das Paradies!

„Endlich!“ rief er, da er von der Höhe des Poklonnyj-Berges Moskau zu seinen Füßen liegen sah; er schien aus einem furchtbaren Traum zu erwachen.[22]

Er wartet auf Abgesandte, um sofort mit den Friedensverhandlungen zu beginnen, und erfährt plötzlich, daß Moskau verödet ist. Er glaubt es nicht, wartet noch immer. Vor Anbruch der Nacht erst reitet er in Moskau ein und

scheint von neuem in seinen furchtbaren Traum zu verfallen: die Leere der sonst so bevölkerten, nun plötzlich verödeten Stadt, die ausgestorbenen Straßen, die stummen Häuser sind schrecklicher als die schrecklichste Wüste. Leere, unendliche Stille, ein unendliches Geheimnis, Rußland – das Schicksal.

In derselben Nacht erfährt er, daß Moskau brennt. Es brennt fünf Tage lang. Die Franzosen versuchen, den Brand zu löschen, können des Feuers aber nicht Herr werden: es lodert mit einemmal, wie von selbst, an allen Ecken und Enden auf; Russen, Diebe und Räuber, die eigens zu diesem Zweck aus den Gefängnissen entlassen worden sind, zünden die Stadt an. „Leute mit Teufelsfratzen in den lodernden Flammen – ein wahres Bild der Hölle," berichtet ein Augenzeuge. „Was für Menschen! Was für Menschen! Es sind Skythen!" flüstert Napoleon entsetzt.

Es herrscht klares trockenes Wetter; ein heftiger Wind weht aus Nordost; die Stadt, die, mit Ausnahme der Kirchen und Paläste, fast ganz aus Holzbauten besteht, ist ein tosendes Flammenmeer. „Es war das erhabenste und furchtbarste Schauspiel, das ich je gesehen," sagte Napoleon später.[23]

Dies also war die Antwort, die Rußland ihm gab – Selbstverbrennung.

Stundenlang blickt er aus den Fenstern des Kremlpalastes auf den Brand, er sieht sein ganzes Leben – Siege, Ruhm, Größe – wie Rauch in den Schwaden von Qualm und Flammen dahinschwinden. Beneidet er Rußland? Denkt er an seine Feuerprobe: „Verbrennen, um sein Jahrhundert zu erleuchten"?

Der Kreml ist von Flammen umzingelt, die Hitze so groß, daß die heißen Scheiben die Stirn des Kaisers versengen, wenn er am Fenster steht.

Er flieht aus dem Kreml, „über die feurige Erde, unter feurigem Himmel, zwischen feurigen Mauern", und rettet sich mit knapper Not.[24]

In Petrowskoje-Rasumowskoje wartet er ab, bis Moskau niedergebrannt ist, dann kehrt er auf die Brandstätte zurück. Er weiß nicht, was er machen soll: jetzt beschließt er, auf Petersburg zu marschieren, dann wieder in Moskau zu überwintern; er rennt umher, wie ein gehetztes Tier. Endlich schickt er zu Alexander. „Ich will den Frieden," sagt er seinem Abgesandten, „ich brauche den Frieden um jeden Preis; retten Sie nur die Ehre!"[25]

Alexander antwortet nicht. Es kann kein Frieden werden.

Am 13. Oktober fällt der erste Schnee, einen strengen russischen Winter verheißend – nach der feurigen Hölle eine eisige.

Am 19. Oktober tritt die Große Armee – nunmehr keine große, sondern eine kleine, kaum noch der sechste Teil – auf der Kalugaer Landstraße den Rückzug an.

Am 28. Oktober trat starker Frost ein. Am 8. November wurden die Franzosen auf dem Wege nach Wjasma von einem so heftigen Schneesturm überrascht, daß die Leute, die den russischen Winter nicht kannten, meinten, ihre letzte Stunde sei gekommen. Der schwarze Himmel stürzte auf die weiße Erde herab, alles vermengte sich, wirbelte in einem weißen, rasenden Chaos dahin. Der Wind riß den Leuten den Atem vom Munde, der Schnee machte sie blind, sie erstarrten, stolperten, fielen hin, um nicht mehr aufzustehen. Der Sturm begrub sie unter Schneewehen; es entstanden kleine Hügel, die wie Grabhügel aussahen. Die ganze Rückzugsstraße der Armee war mit solchen Grabhügeln besät wie ein endloser Friedhof.

Am entsetzlichsten waren die langen Winternächte. Wenn die Leute, bei einer Kälte von zwanzig Grad, in der

offenen Steppe biwakieren mußten, waren sie nicht imstande, sich vor dem schneidenden, eisigen Wind zu schützen. Zur Abendmahlzeit brieten sie sich auf glimmenden Kohlen das Fleisch von verendeten Pferden, kochten sich eine Suppe aus aufgetautem Schnee mit einer Hand voll muffigen Mehls. Dann legten sie sich an Ort und Stelle auf den bloßen Schnee zur Ruhe nieder; am Morgen aber war die Stelle des Biwaks an einem Kreis von erstarrten Leichen, an Tausenden von gefallenen Pferden kenntlich.

Und dennoch war es besser zu erfrieren, als in die Hände der Kosaken oder Bauern zu fallen; diese erschlugen ihre Gefangenen nicht sofort, sondern verhöhnten und marterten sie lange, oder sie warfen sie einfach nackt in den Schnee. Hatten sie gar zu viele Gefangene gemacht, so jagten sie sie mit Lanzen, wie Vieh, zu neuen, vielleicht noch schlimmeren Qualen.

Hunderttausend Franzosen hatten Moskau verlassen, nach drei Wochen waren es nur noch sechsunddreißigtausend, und auch diese waren nur lebende Leichen, lächerliche, furchtbare Vogelscheuchen in bunten, verlausten Lumpen – in Beamtenfräcken, Popengewändern, Weiberkleidern und Hauben. Es gab weder Untergebene noch Vorgesetzte mehr: das Elend hatte alle gleich gemacht. Rudel von hungrigen Hunden folgten ihnen auf den Fersen; ganze Wolken von Raben kreisten über ihnen, wie über Aas.

Gewiß, nicht alle sind sie so: die Garde ist noch da. Die alten schnauzbärtigen Grenadiere präsentieren noch immer das Gewehr mit frosterstarrten Händen und rufen mit schwachen Stimmen, wie auf den Paraden vor den Tuilerien: „Vive l'empereur!" Diese Leute vollbringen Wunder und sollen noch größere vollbringen, Wunder, die von den Enkeln kaum geglaubt werden können.

Marschall Ney deckt den Rückzug nach Smolensk; er

schlägt sich zehn Tage nacheinander mit zweitausend Mann gegen siebzigtausend und siegt. Nicht nur die Franzosen – auch die Welt wird dieses heilige Heldentum niemals vergessen.

Und was tut Napoleon? Ist er noch immer das ‚kranke Huhn'? Nein, es scheint, als habe er nur auf diesen letzten tiefen Fall gewartet, um mit noch größerem Ruhm daraus hervorzugehen, als aus allen seinen Siegen.

Bleich, totenbleich ist sein Gesicht, wie der tote, bleiche Schnee; aber wunderbar ist es und schrecklich, wie das Antlitz des Dionysos, der in die Hölle hinabgestiegen ist. Und alle, die in der Hölle sind, hoffen, wenn sie ihn sehen, von neuem, daß er sie retten, daß er sie aus der Hölle hinaus, in das Paradies führen werde.

„Frierst du, mein Freund?" fragt er einen alten Grenadier, der, bei einer Kälte von zwanzig Grad, neben ihm dahinschreitet. – „Nein, Sire, wenn ich Sie ansehe, ist mir warm."[26] Warm, wie von der Sonne, in dieser eisstarrenden Hölle.

Die Leute glauben noch immer an ihn; täten sie es nicht, so hätten sie ihn schon tausendmal erschlagen, da er, mit einem Stock in der Hand, an ihrer Seite durch den Schnee marschiert. Doch sie töten ihn nicht, sie sterben für ihn, die gottlosen Sansculotten glauben, daß sie ‚noch heute mit ihm im Paradiese sein werden'. Vielleicht glaubt er selbst noch, daß er sie durch die Hölle ins Paradies führt, und in solchen Augenblicken glauben können – das eben heißt Mensch sein.

Der Styx dieser Hölle ist die Beresina. Dahin drängen, jagen, hetzen sie ihn wie einen Hasen, Kutusow vom Osten, Wittgenstein vom Norden, Tschitschagow vom Süden; dort wollen sie ihm, dem ‚Hund und Antichrist', zur Freude aller Rechtgläubigen den Garaus machen.

Und er weiß es – er weiß, daß die Beresina für ihn dasselbe ist, was Ulm für Mack gewesen: eine Falle, ein Kaudinischer Paß, die letzte Schmach – die Kapitulation. Er weiß es und geht trotzdem dahin, weil ihm kein anderer Weg mehr offen steht. Und das schlimmste ist, daß er selbst die Schuld trägt: als er nach Moskau zog, glaubte er so fest an den Sieg, daß er das ganze Pontonmaterial in Orscha verbrennen ließ, und jetzt hat er nichts, um über den Fluß zu gelangen. Und wie absichtlich tritt Tauwetter ein, die Eisdecke des Flusses birst, und die Schollen setzen sich in Bewegung.

Am 25. November ist Napoleon an der Beresina. Tschitschagow steht schon in Borisow und lauert ihm auf. Wittgenstein muß sich jeden Augenblick mit Kutusow vereinen, wie zwei ineinandergreifende Kinnbacken voll eiserner Zähne.

„Die Lage war derart, daß man annehmen mußte, weder ein einziger Franzose, noch Napoleon selbst würde sich retten können," berichtet General Rapp. – „Unsere Lage ist verzweifelt," sagte Marschall Ney. „Gelingt es Napoleon, ihr zu entrinnen, so hilft ihm der Teufel selbst!" – „Ich schlug ihm vor, ihn allein zu retten, ihn ein paar Meilen von hier entfernt über den Fluß zu setzen und in Begleitung von zuverlässigen Polen nach Wilna zu bringen," sagte Murat. „Doch er will nichts davon wissen. Ich denke aber, daß wir nicht lebend von hier wegkommen . . . Wir gehen alle zugrunde, man kann sich doch nicht ergeben."[27]

Der Tag vor der Schlacht an der Beresina wird zum Tage einer grausigen Feier. Der Kaiser befiehlt, die Fahnen der ganzen Armee herbeizubringen, einen großen Holzstoß anzuzünden und alle Fahnen in die Flammen zu werfen, damit sie dem Feind nicht in die Hände fallen. „Die Leute traten, einer nach dem andern, aus den Reihen heraus und warfen das, was ihnen teurer war als ihr Leben,

ins Feuer. Ich habe nie eine größere Schmach und Verzweiflung gesehen: es war, als ob die ganze Armee entehrt worden wäre."[28] Diese heiligen Adler auf den Fahnen waren über die ganze Erde geflogen, vom Tabor bis Gibraltar, von den Pyramiden bis Moskau, und nun brennen sie, fliegen mit den Flammen gen Himmel.

Bleich, totenbleich ist das Gesicht des Kaisers, tot wie der tote Schnee, und dennoch freudig; es ist, als hätte er den Feind besiegt: die Selbstverbrennung Moskaus kommt der Selbstverbrennung der Adler gleich.

Wenn er die Fahnen, die Ehre der Armee verbrennen ließ, so wußte er selbst, daß es keine Rettung gab, und er täuschte auch die andern nicht. Er wußte es, wie zweimal zwei gleich vier, und dennoch glaubt er an ein Wunder. Und, wie immer im Leben des ‚Menschen', im Leben aller Menschen – wo der Glaube ist, da ist auch das Wunder.

Tschitschagow zog sich aus Borisow zurück, das jenseitige Ufer war leer, der Übergang frei. Die Leute trauten ihren Augen nicht. „Es kann nicht sein! Es ist nicht möglich!" flüstert Napoleon, und sein bleiches Gesicht wird noch bleicher. „Da ist er also wieder, mein Stern!" sagt er, auf den Himmel blickend.[29] Sein Stern sollte ihn bis an das Ende nicht verlassen, aber er führt ihn ganz andere Wege, als er denkt.

Die Furt bei Studenka, die sich zwölf Kilometer flußaufwärts, nördlich von Borisow, befindet, war der einzige Punkt, wo ein Übergang des Heeres in Betracht kommen konnte, hätte Tschitschagow sie nicht bewacht. Marschall Oudinot wurde zur Furt von Ukoloda geschickt, vierzig Kilometer flußabwärts, im Süden von Borisow, um einen Brückenbau vorzutäuschen, eine Scheinbewegung, die Tschitschagow weglocken sollte. Napoleon hoffte kaum auf einen Erfolg: Tschitschagow mußte verrückt sein, um

auf einen so groben Betrug hereinzufallen. Und dennoch geschah es: unter den brennenden Blicken des Dämons verlor er den Verstand, wie ein Vogel unter dem Blick der Schlange. Mit mathematischer Genauigkeit, zur bestimmten Stunde, zur bestimmten Minute führte er den ganzen Plan des Feindes aus: „Beide verließen Borisow zu gleicher Zeit, Tschitschagow in der Richtung nach Ukoloda, Napoleon – nach Studenka."[30]

Hier gingen die Franzosen am Morgen des 26. November daran, zwei Brücken zu schlagen: eine breitere für die Artillerie, den Train und die Reiterei; eine schmälere für das Fußvolk. Die Balken und Bretter abgetragener Bauernhütten dienten als Brückenpfähle und Böcke, die Reste alter Kanonenräder als Nägel und Klammern.

Die Leute standen beim Einrammen der Pfähle in den schlammigen Boden sechs, sieben Stunden lang bis an die Hüften im Eiswasser, und mußten dabei noch die riesengroßen Eisschollen, die der Wind und die Strömung ihnen entgegentrieben, mit den Händen zurückstoßen; wer dies nicht rechtzeitig tat, wurde mit fortgerissen und ertrank. Furchtbar war es, die vor Kälte blauen Gesichter dieser Ärmsten zu sehen. Viele brachen an Ort und Stelle tot zusammen. Es gab keinen Tropfen Branntwein, um sich zu erwärmen, und zum Ausruhen hatten sie keine andere Lagerstätte als den blanken Schnee.[31] Sie hatten ihr Blut nicht auf den Schlachtfeldern vergossen, sie konnten es nur in ihren Adern erstarren lassen; vielleicht aber waren diese unbekannten Soldaten viele ruhmvolle Helden wert.

Am 27. November waren die Brücken fertig. Napoleon ging mit der Garde und dem Neyschen Korps hinüber. Die Hauptsache war getan: der Kaiser, das Reich, die Ehre der Großen Armee war gerettet.

Als Tschitschagow sich am 28. endlich besann, stürzte

er nach Studenka. Wittgenstein und Kutusow rückten in Eilmärschen heran, um ihm Hilfe zu bringen. Sie konnten jeden Augenblick bei Studenka erscheinen. Man mußte sich mit dem Übergang beeilen. Doch die in aller Hast zusammengeschlagene Brücke für die Artillerie hielt die starke Bewegung der Truppen und die schweren Geschütze nicht aus und brach zusammen. Alle stürzten zu der andern Brücke, die durch den Train, eine Menge Zurückgebliebener, Verwundeter, Kranker, Frauen, Kinder und Greise – der ganze, viele tausend Köpfe zählende Moskauer Troß – versperrt war. Die Artillerie mußte sich durch sie alle hindurchwinden.

Da ertönten Geschützsalven auf beiden Ufern, und die Menge auf der Brücke vernahm eine furchtbare Kunde: „Tschitschagow! Wittgenstein!" Kanonenkugeln pfiffen über den Köpfen der Unglücklichen und schlugen in die Menge ein. Von Entsetzen erfaßt, erdrückten und zertraten die Leute einander, warfen einer den andern ins Wasser. Soldaten bahnten sich mit Säbeln und Bajonetten einen Weg durch die Menge. Die Leichen der Erdrückten wurden, ohne umzusinken, mit fortgetragen, wie Lebende.

Die Menschen waren zu Bestien geworden. Doch gleichzeitig flammte auch opferwilliger Heldenmut auf, wie Sterne in der Nacht: Männer gaben Frauen den Weg frei, Erwachsene den Kindern; Todgeweihte retteten die Umkommenden. Ein Kanonier mit dem Gesicht einer Bestie, der mit dem Säbel auf die Menge einhieb, bemerkte plötzlich eine ertrinkende Mutter mit ihrem Kind; er bückte sich, auf die Gefahr hin, zertreten zu werden, packte das Kind, hob es empor und drückte es mit mütterlicher Zärtlichkeit an die Brust.[32]

Kanonen rollten über Menschenleiber, Eisschollen stießen im Wasser krachend zusammen wie Knochen im Blut. Menschen hingen über dem Wasser und hielten sich mit

einer Hand am Brückenrande fest, bis ein Rad die Hand zerquetschte: dann fielen sie ins Wasser.

Man hörte unmenschliche Schreie, Stöhnen, Flüche, Bitten und ganz weit aus der Ferne: „Vive l'empereur!" wie das Geschrei der Wehklagenden, das aus der Hölle zum Erlöser emporsteigt.

Der Gouverneur von Minsk sammelte und verbrannte im Frühling jenes Jahres vierundzwanzigtausend Leichen in Studenka. Und Fischer sollen zehn Jahre später in der Beresina kleine Inseln und Hügel aus Knochen umgekommener Franzosen gefunden haben, die der Schlamm zusammengekittet hatte; Vergißmeinnicht wuchs darauf.[33] Diese himmelblauen Blumen schienen zu sagen: „Ihr Menschen, vergeßt sie nicht, vergeßt sie nicht, die hier umgekommen sind, die ‚dem Menschen' durch die Hölle in das Paradies folgten. Ihm und ihnen ewiges Gedenken, ewiger Ruhm!"

LEIPZIG

1813

Wer ist der bleiche Mann, der Tag und Nacht, Hals über Kopf, mit der Eilpost dahinjagt? Er hüllt sich in seinen Pelz, drückt den Hut tief in die Stirn, verbirgt sich in der Ecke des Schlittens oder des Wagens und wagt nicht aufzublicken. Ist es ein unerfahrener Kurier mit gefährlichen Dokumenten, ein ängstlicher Militärspion oder ein Deserteur der Großen Armee, der den Kaiser verraten hat? Nein, es ist der Kaiser selbst.

In der Nacht zum 6. Dezember hatte er, von dem jenseits der Beresina gelegenen Städtchen Smorgon aus, die Reise angetreten. In zwölf Tagen war er durch Wilna, Warschau, Dresden, Mainz – durch ganz Europa gejagt, und kam in der Nacht zum 18. Dezember im Tuilerienpalast an.

Langsam steigt er die Schloßtreppe empor, und ein Gesicht taucht vor seinem Auge auf. Ist es vielleicht das Gesicht jenes Grenadiers, den er damals, an der Beresina, bei einer Kälte von zwanzig Grad, gefragt hatte: „Frierst du, mein Freund?" – „Nein, Sire, wenn ich Sie ansehe, ist mir warm!" Warm, wie von der Sonne, in dieser eisstarrenden Hölle. Doch die Sonne war verschwunden, und der Grenadier erfror, so wie die ganze Armee jetzt am Erfrieren sein mochte. Gern hätte der Kaiser sie auf seinen Händen aus der Eishölle hinausgetragen, doch er ließ sie fallen, lief davon und überantwortete sie der Hölle. Wie damals in Ägypten, stand er vor der Entscheidung,

ob er die Armee oder Frankreich verlassen solle, und wie damals beschloß er, die Armee um Frankreichs willen im Stich zu lassen. Er vernahm die Stimme des Schicksals und folgte ihr, wie ein Kind der Stimme der Mutter folgt.

„Das Befinden Sr. Majestät ist nie besser gewesen," hieß es in dem 29. Bulletin der Großen Armee von der Beresina, das zwei Tage vor Napoleons Ankunft eintraf und ganz Frankreich erbeben ließ. „Familien, trocknet eure Tränen: Napoleon ist gesund!" sagte Chateaubriand mit bitterem Lächeln.[1] Worüber? „Am Leben und gesund," – das hatte der Kaiser sagen müssen, denn das von dem vermessenen General Malet ausgesprengte Gerücht hätte die Dynastie beinahe zu Fall gebracht. Das war gleich nach Moskau gewesen; was hätte nach der Beresina geschehen können?

„Nach seiner Rückkehr nach Paris war er sehr heiter," berichtet Constant, der Kammerdiener des Kaisers. „Er war genau so, wie bei Beginn des russischen Feldzugs; dieselbe Klarheit lag auf seinen Zügen: das Vergangene schien für ihn gar nicht vorhanden zu sein."[2]

Den Winter verbrachte er wie immer: allzu nüchterne, kühle Küsse Marie Luisens, die mit dem Taschentuch abgewischt wurden, Zahnplagen des kleinen Königs von Rom, Sitzungen im Staatsrat, Audienzen der Gesandten, Nächte voller Arbeit, flammende Kronleuchter in den Ballsälen des Florapavillons, Jagdhörner in den Wäldern von Fontainebleau – es war alles wie immer. Einen furchtbaren Traum hatte er gehabt – Moskau, die Beresina; er war erwacht und hatte vergessen, was ihm geträumt.

„Die Natur selbst scheint mich für große Leiden erschaffen zu haben; meine Seele hielt ihnen stand wie Marmor; der Blitz zerschmetterte sie nicht, er glitt nur über sie hin."[3] – „Ich bin auf einen Felsen gegründet."[4]

Doch auch der Felsen zittert unter ihm. Die ‚Explosion', die Blücher prophezeit hatte, fand in Deutschland statt.

Am 28. Februar 1813 unterzeichnete der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., den Vertrag von Kalisch mit dem Zaren Alexander I.: Preußen soll in seinen Grenzen von 1806 wiederhergestellt werden; Alexander legt die Waffen nicht eher nieder, als bis Deutschland von dem französischen Joch befreit ist.

Preußen erklärt Frankreich den Krieg. Der neuen Koalition tritt auch Schweden bei, mit dem Kronprinzen Bernadotte, Fürsten von Pontecorvo, dem früheren Marschall von Frankreich, an der Spitze.

Rußland, Preußen, Schweden im Norden; im Süden Spanien und Portugal; im Westen England; im Osten das bereits schwankende Österreich: ganz Europa ist ein Vulkan unmittelbar vor dem Ausbruche.

Am 5. April wird in Frankreich eine neue Aushebung von hundertachtzigtausend Mann angeordnet. „Sie geht so schnell und leicht vor sich, daß es den Anschein hat, als wüchsen die Heere von selbst aus der Erde hervor."[5]

Der Kaiser übergibt Marie Luise die Regentschaft und reist am 14. April nach Mainz ab. Ein Heer von hunderttausend Mann sammelt sich am linken Saaleufer und marschiert nach Osten, in der Richtung auf Leipzig.

Am 2. Mai wird bei Lützen ein glänzender Sieg über Russen und Preußen erfochten; am 20. ein zweiter Sieg bei Bautzen. Die Verbündeten ziehen sich in Unordnung nach Schlesien zurück. Die an der Beresina begrabene Große Armee ist auferstanden, die Koalition von Entsetzen gepackt.

Am 4. Juni wird der Waffenstillstand von Poischwitz unterschrieben, Metternich schlägt Napoleon einen Kongreß der verbündeten Mächte in Prag vor. Nachdem er

aber den so wunderbar Auferstandenen in einer achtstündigen Unterredung in Dresden, wie ein erfahrener Arzt, abgeklopft und abgehorcht hat, erklärt er ihn für einen ‚verlorenen Mann': „C'en est fait de lui!"[6] „Bonaparte ist ein Lump, den man umbringen muß. Solange er lebt, wird er die Geißel der Welt sein!" Mit diesen Worten drückt Bernadotte, ‚diese Kanaille von Pontecorvo', wie Marschall Berthier ihn nennt, die Meinung der Koalition, ‚die öffentliche Meinung Europas' aus.[7] – „Totschlagen, das Scheusal vernichten, den Kopf der Schlange zertreten!" phantasiert Alexander in mystischer Ekstase.

„Mein größter Fehler bestand darin, daß ich meine Gegner für klüger hielt, als sie es waren. Ich wußte, daß ich eine Notwendigkeit für Europa war, und glaubte, sie wüßten es ebensogut und würden mich nicht vernichten wollen," sagte Napoleon auf St. Helena.[8]

Die Verbündeten benutzten den Prager Kongreß nur als Mittel zum Zweck, um Zeit zu gewinnen, um Österreich in die Koalition aufzunehmen. Sie schlagen Frankreich vor, zu seinen ‚natürlichen Grenzen' – den Pyrenäen, den Alpen und dem Rhein – zurückzukehren. Doch noch ehe Napoleon eine Antwort geben kann, wird der Kongreß für aufgelöst erklärt. Österreich wirft seine Maske ab und schließt sich den Verbündeten an.

Der Waffenstillstand ist zu Ende, der Krieg beginnt von neuem. Am 26.–27. August siegt Napoleon bei Dresden. „Es war das letzte Lächeln des Schicksals; von diesem Augenblick an beginnt eine ununterbrochene Kette unerhörter verhängnisvoller Zufälligkeiten."[9] – „Meine Qual lag darin, daß ich den Ausgang voraussah," sagte er später. „Mein Stern war im Erblassen, die Zügel entglitten meinen Händen, und ich konnte nichts dagegen tun."[10] Er sieht, hört, weiß alles, und kann sich nicht ermannen, er ist wie in einem ‚lethargischen Schlaf'.

Nach dem Sieg bei Dresden hätte er die ganze preußisch-russische Armee vernichten können; er verfolgte sie bereits, erkrankte aber plötzlich; man glaubte, er sei vergiftet. Er mußte nach Dresden zurückkehren; dort verbrachte er nur einen einzigen Tag im Bett und verlor dadurch die Früchte aller seiner Siege. Er brauchte sich nur abzuwenden, und seine Generäle und Marschälle erlitten Niederlagen: Blücher schlägt das französische Heer in Schlesien, Bernadotte in Preußen; General Vandamme wird bei Kulm in Böhmen geschlagen. Westfalen erhebt sich, auch Bayern steht auf. Der König von Württemberg warnt Napoleon: der ganze Rheinbund würde ihn im Stich lassen; er gibt ihm den Rat, schleunigst bis hinter Mainz zurückzugehen. Die Koalition gruppiert sich in einem bedrohlichen Halbkreis um ihn. Er zieht sich auf Leipzig zurück. Hier erreichen ihn die Verbündeten, und er sieht sich gezwungen, den Kampf anzunehmen.

Der erste Tag der Schlacht, der 16. Oktober, bleibt unentschieden: nach sechs zurückgeschlagenen Angriffen überläßt der Feind den Franzosen das Schlachtfeld.

Am 17. vereinigt sich die russische Armee unter Bennigsen mit der österreichischen unter Schwarzenberg; die Nordarmee unter Bernadotte tritt ebenfalls in die Kampflinie ein. Die beiden Enden des dräuenden Halbkreises knüpfen sich zur tödlichen Schlinge zusammen. Napoleon bittet um einen Waffenstillstand. Er hätte es nicht tun sollen: er offenbart dadurch nur seine Schwäche. Die Verbündeten antworten ihm nicht einmal; tags darauf beginnt der Kampf.

Die Schlacht begann um acht Uhr morgens; um drei Uhr nachmittags geriet die österreichische Linie nach der dritten Attacke der alten Garde ins Schwanken. Noch ein Augenblick, und die Flucht hätte begonnen. Da geschieht mitten im Zentrum der französischen Armee etwas

Seltsames, daß die Leute zuerst gar nicht begreifen können, was es bedeuten soll: das ganze, zwölftausend Mann starke Korps der sächsischen Infanterie, und nach ihm auch die württembergische Reiterei, stürmen plötzlich vorwärts, der feindlichen Linie zu. Man glaubt, es sei eine Attacke. Doch nein, sie machen halt, drehen sich gegen die Franzosen und feuern aus ihren eigenen Geschützen in ihre Reihen. „Gemeine Verräter!" empört sich General Marbot, der am Kampf teilnimmt.[11] Wieso ‚gemein'? Sie wollten nicht ‚kosmische Wesen' sein, nach dem Grundsatze Napoleons und Robespierres, sie wollten Deutsche bleiben. Es zog den Bruder zum Bruder: das kleine Quecksilberkügelchen hatte sich mit dem großen vereinigt, — das ist keine Gemeinheit, sondern ein Naturgesetz. Fleisch und Blut der Völker lehnten sich auf gegen das Phantom des Universalismus, und das Phantom verschwand.

Eine furchtbare Leere gähnte im Zentrum der französischen Armee, als hätte man ihr Herz herausgerissen. Doch die Reihen schlossen sich nur noch enger zusammen, und der Kampf währte bis zur Nacht.

Am Abend hielten beide Heere dieselben Stellungen wie am Morgen. „Wir hatten keinen Fußbreit Land verloren," berichtet Marbot.[12] Doch die Franzosen waren so gut wie umzingelt; sie hatten vierzigtausend Tote und Verwundete; von zweihundertzwanzigtausend Geschossen waren ihnen nur noch sechzehntausend geblieben, — ein Vorrat für zwei Stunden. Der Kaiser befiehlt den Rückzug.

Die einzige Rückzugsstraße geht über die Elsterbrücke in den Leipziger Vorort Lindenau. Die Brücke ist unterminiert, um nach dem Übergang in die Luft gesprengt zu werden. Der Übergang begann am 19. Oktober und wurde die ganze Nacht auf den 20. fortgesetzt. Am Morgen drang Blücher mit den Preußen in Leipzig ein und fiel den

Abziehenden in den Rücken. Diese hielten sich noch immer und verteidigten die Brücke.

Plötzlich ertönte eine ohrenbetäubende Explosion: die Brücke war in die Luft geflogen. Der die Mine beobachtende Unteroffizier hatte eine Abteilung Kosaken heranstürmen sehen und, in der Meinung, sie würden die Brücke angreifen, die Zündschnur an die Mine gelegt. Die Hälfte des Heeres war noch am jenseitigen Ufer. Nun begann ein furchtbares Morden: Russen, Deutsche, Schweden, Österreicher schlugen von früh bis in die Nacht hinein auf die Franzosen ein.[13]

Und was tat der Kaiser? „Er schlief zwei Stunden lang ruhig in seinem Lehnsessel und erwachte erst durch die Sprengung der Brücke," berichtet sein Sekretär Fain.[14] Er erwachte und begriff, daß die Armee, daß das Reich verloren war. Die Beresina und die Elster: dort der Anfang, hier das Ende. Deshalb also war er von dort geflohen; so hatte er Frankreich gerettet!

„Weiß dieser Hundesohn denn, was er tut?" sagte Marschall Augereau zum Marschall Macdonald. „Sehen Sie denn nicht, daß er den Kopf verloren hat? Der Schuft! Er wollte uns alle verlassen, uns alle opfern!"[15] Das soll heißen: er ließ, nachdem er mit der Garde drüben war, die Brücke absichtlich sprengen, um sich den Rückzug zu sichern.

„Wäre es nicht an der Zeit, ein Ende zu machen und nicht zuzulassen, daß er Frankreich ebenso zugrunde richtet wie die Armee?" fragte Marschall Ney.[16]

„Er war so verbraucht, so müde, daß er sich häufig, wenn man nach Befehlen zu ihm kam, in seinen Sessel zurücklehnte, die Füße auf den Tisch legte und vor sich hin pfiff," berichtet Stendhal.[17]

„Es scheint, daß ich, trotz all meiner Mißgeschicke, noch immer der mächtigste Monarch in Europa bin, und

daß meine Sache sich noch zum Guten wenden kann," sagte Napoleon sieben Tage nach der Niederlage bei Leipzig, während der Rückzug nach dem Rhein in vollem Gange war.[18] Wer in solch einem Augenblick so sprechen kann, der ist noch nicht ‚müde', der hat noch immer „eine Seele, wie Marmor: der Blitz hat sie nicht zerschmettert, er ist nur über sie hingeglitten".

Konnte seine Lage sich wirklich noch zum Guten wenden? Sie konnte es, wenn er wollte. Wollte er es aber? Lohnte es sich noch zu wollen?

Um die abziehende Armee zu retten, hatten die Generäle ihm vorgeschlagen, alle Leipziger Vororte in Brand zu stecken, außer Lindenau, wo der Rückzug unter dem Schutze des Feuers fortgesetzt werden sollte. So hätte er die Armee, Frankreich, sich selbst gerettet. Aber er wollte es nicht, wollte die Stadt schonen, und „diese überflüssige Großmut kostete ihm die Krone", sagt derselbe Marbot, der ihn wegen der verhältnismäßig so nichtigen ‚Übeltat' von Bayonne so streng verurteilt hatte.[19] „Ein Mensch wie ich pfeift auf das Leben von Millionen von Menschen." Hier aber hatte er nicht „darauf gepfiffen".

Borodino–Leipzig. Vielleicht war es ihm hier, wie dort, plötzlich zum Bewußtsein gekommen, daß das Spiel die Kerzen nicht wert war. „Bis zum dreißigsten Lebensjahr kann der Sieg blenden und die Greuel des Krieges durch den Ruhm verschönern, später jedoch . . ." – „Noch nie war der Krieg mir so widerwärtig erschienen!"

Das war ihm klar geworden und er versank in Trauer, schlief vor Kummer ein. Er sehnte das Ende herbei, wie die Sonne sich im glühenden Blut ihres Untergangs nach der Sternennacht sehnt.

Das Los der geretteten Armee war nicht viel besser als das der verlorenen. Bettelarm, hungrig, zerlumpt, entmutigt

ging sie fluchtartig an den Rhein zurück. Der Typhus hielt eine so reiche Ernte in ihren Reihen, daß zahllose Leichen nicht nur in allen Hospitälern und Häusern, sondern auch auf den Chausseen und Straßen herumlagen. Diese besten aller Soldaten, die Helden der großen Kriege, waren „zum Vieh" herabgesunken;[20] sie schleppten sich weiter, von dem einen Gedanken getrieben – in Frankreich zu sterben.

Es war, als sei das Gespenst der Großen Armee ihrem russischen Eisgrabe entstiegen.

DIE ABDANKUNG

1814

Preußen, Österreich, Schweden, Rußland, Spanien – ganz Europa ist bereit, sich auf Frankreich zu stürzen, wie eine Meute von Hunden auf ein gehetztes Tier. Doch ehe sie in die Höhle des Löwen geht, ‚bespricht' sie dem Löwen die Zähne.

Der Hauptkoch in der Küche der Verbündeten, Metternich, verfaßt die Frankfurter Notifikationen; die diplomatischen Schneiderinnen nähen dem wahnsinnigen Giganten eine Zwangsjacke: die Verbündeten schlagen Frankreich von neuem vor, zu seinen ‚natürlichen Grenzen' zurückzukehren. Dies ist jedoch eine ebenso hohle Komödie wie der Prager Kongreß. Napoleon hat noch keine Zeit zur Antwort gefunden, als bereits ein neuer Aufruf erscheint: „Die verbündeten Mächte kämpfen nicht mit Frankreich, sondern mit dem Übergewicht, das Kaiser Napoleon zum Unglück Europas und Frankreichs allzu lange weit über die Grenzen seines Reichs hinaus besessen hat." Sie erklären den Krieg, indem sie den Frieden anbieten: „Die Mächte werden ihre Waffen nicht eher nieder-

legen, als bis sie ihre Völker gegen die unzähligen, seit zwanzig Jahren auf Europa lastenden Drangsale gesichert haben."[1]

Das entspricht genau dem Ausspruch der ‚Kanaille von Pontecorvo': „Bonaparte ist ein Lump; er muß umgebracht werden. Solange er lebt, wird er die Geißel der Welt sein."

Schwarzenberg bricht durch das Elsaß in Frankreich ein, Bernadotte über Belgien, Wellington über die Pyrenäen, Blücher marschiert auf Paris, Alexander folgt ihm. Das aktive Heer der Verbündeten zählt dreihundertfünfzigtausend, die Reserve sechshunderttausend Mann, und diese ganze Millionenlawine stürzt sich auf das nahezu schutzlose Frankreich.

Nach einem Vierteljahrhundert unaufhörlicher Kriege – erst in der Revolution, dann in der Kaiserzeit – lechzt Frankreich nach dem Frieden wie der Verdurstende nach Wasser. Die alten Soldaten schlafen im Sande der Pyramiden, die mittleren Jahrgänge in den Schneewüsten Rußlands, die Jüngsten in den Sümpfen von Leipzig; es sind fast nur noch Kinder übriggeblieben. Kinder und Frauen bestellen die Felder. „Wenn es keine Pferde für die Pflüge gibt, kann man auch mit Spaten pflügen," tröstet der Innenminister.[2] Kinder pflügen und sollen an Ort und Stelle, statt der Ähren, als blutige Ernte niedersinken.

Frankreich lechzt nach Frieden und weiß, daß Napoleon der Krieg ist, und vielleicht kein Sieg mehr, sondern Vernichtung. Nein, immer noch Sieg! „Der Glaube an ihn ist grenzenlos; das ganze Volk steht zu ihm," heißt es in den Berichten der Polizei.[3]

„Ihr habt mich erwählt, ich bin das Werk eurer Hände, ihr müßt mich beschützen," sagt der Kaiser am 23. Januar, unmittelbar vor Beginn des französischen Feldzuges, zu den Legionen der Nationalgarde.[4]

„Der erste Feldzug, der italienische, und der letzte, der französische, sind seine zwei glänzendsten Kriege," gesteht Napoleons Feind Chateaubriand.[5]

Den ‚Hunderttausender' haben die Verbündeten ihn benannt. Das heißt: die Armee, an deren Spitze er steht, ist um hunderttausend Mann stärker. „Die Schnelligkeit und die Kraft unserer Schläge haben ihnen dieses Wort entrissen," äußert sich der Kaiser später. „Noch nie hatte eine Handvoll tapferer Männer solche Wunder vollbracht. Vielen sind sie, infolge unserer Niederlagen, unbekannt geblieben; doch der Feind hat sie an seinem Leibe zu spüren bekommen und nach Gebühr gewürdigt. Wahrlich, jeder war damals ein Briareus, ein hundertarmiger Gigant."[6]

Wer sind diese ‚wir'? Die Generäle, die Marschälle? Nein. „Meine Generäle fingen an schlapp, plump und daher unglücklich zu werden. Es waren nicht mehr dieselben Männer, wie im Anfang der Revolution . . . Um die Wahrheit zu sagen: sie wollten nicht mehr Krieg führen. Ich hatte sie mit Ehren und Reichtümern übersättigt. Nachdem sie vom Kelch der Genüsse gekostet hatten, wollten sie nur noch Ruhe haben und waren bereit, sie um jeden Preis zu erkaufen. Das heilige Feuer war im Erlöschen: sie wollten Marschälle Ludwigs XVI. sein."[7] „Die Soldaten und die Armeeleutnants fochten noch für den Sieg, die Generalstäbe jedoch nur für den Frieden," sagt ein Historiker dieses Feldzugs.[8]

Das ist übrigens begreiflich: wie vielen von ihnen, zum Beispiel Marmont, war es im Laufe von zehn Jahren nicht beschieden gewesen, mehr als drei Monate in Paris zu verbringen! Der Krieg scheint ihnen endlos. Wo werden sie haltmachen – am Rhein, am Euphrat, am Indus, oder nirgends und niemals, wie der ewige Jude, wie Kain?

„Wohin gehen wir? Was soll aus uns werden? Wenn

er fällt, fallen auch wir mit ihm?" Solch feiges Flüstern vernimmt der Kaiser hinter den Türen der Stäbe.[9] „Für Frankreich den Frieden, für Napoleon den Krieg!" Diesen Versicherungen der Verbündeten schenken die Marschälle Glauben.

So ist es in der Armee, so ist es auch in Paris. Der eine und der andere schlägt dort bereits vor, Napoleon abzusetzen, für „verrückt zu erklären".[10] Talleyrand möchte ihm das Schicksal Pauls I. bereiten, und der frühere Polizeiminister Fouché flüstert im Süden Frankreichs Napoleons Schwester, der Prinzessin Elise von Toscana, ins Ohr: „Eure Hoheit, uns bleibt nur die eine Rettung – den Kaiser zu töten!"[11]

Nein, seine Kampfgenossen sind nicht die Generäle und Marschälle, sondern die letzten, am Leben gebliebenen Veteranen der Alten Garde, und die ganz jungen Rekruten, bartlose Knaben, die wie Mädchen aussehen, die Marie-Luisen, wie man sie damals nannte. Diese konnte man sofort an ihrem unkriegerischen Aussehen, an ihren Bauernkleidern unter dem Soldatenmantel und an ihrem „unerschütterlich ruhigen, gleichsam angeborenen Heldenmut" erkennen.[12] „Die Tapferkeit sprüht förmlich aus ihnen!" ruft der Kaiser begeistert.[13] „Oh, wieviel Heldentum liegt den Franzosen im Blut!" sagt Marschall Marmont im Gedenken an zwei Rekruten. „Der eine von ihnen stand im Feuer und hörte das Pfeifen der Kugeln ganz ruhig mit an, ohne selber zu schießen. ‚Warum schießest du nicht?' fragte ich ihn. ‚Ich würde sicher nicht schlechter schießen als irgendein anderer, wenn jemand mir das Gewehr lüde,' antwortete er treuherzig. Der arme Junge verstand das Gewehr nicht zu laden. Und der andere, der etwas schlauer war, sagte zu einem Offizier: ‚Euer Wohlgeboren, Sie schießen vortrefflich; nehmen Sie, bitte, mein Gewehr, und ich werde Ihnen die Patronen

reichen.' Der Offizier tat es wirklich, und der Junge stand während der ganzen Schlacht im furchtbarsten Feuer, ohne mit der Wimper zu zucken."[14]

„Durfte man sie überhaupt Soldaten nennen, diese zahllosen Eintagsfliegen des Krieges, die heute in den Reihen erschienen, um morgen zu fallen?"[15] Sie fallen „wie das Maiglöckchen unter der mörderischen Sichel des Schnitters".

„Die junge Garde schmilzt, wie der Schnee an der Sonne," sagt der Kaiser. „Der Kindermord des Herodes!" brummt der alte, rauhe General Drouot, da er sieht, wie sie den preußischen Kanonenkugeln reihenweise zum Opfer fallen.[16]

Doch sobald sie das Gewehr handhaben lernen, schlagen sie sich nicht schlechter als die alten schnauzbärtigen Grenadiere, die an der Beresina und vor Leipzig mit heiler Haut davongekommen sind.

Diese heiligen Kinder Frankreichs, Frankreichs heilige Seele, – sie ist es, die zum Kaiser hält. „Ich werde bereits zum Opfer," hätte diese Jugend sagen können, als sie, wie Jeanne d'Arc, auf den Scheiterhaufen stieg.

Die Menschen lästern ihn, nennen ihn ‚Antichrist', die Kinder aber singen ihm: ‚Hosiannah!' „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du ein Lob zugerichtet." Und daran, daß sie an ihn glauben und ihn lieben, sieht man, daß auch in ihm etwas Kindliches, Gütiges, vielleicht sogar Heiliges ist. Auch er wird zum Opfer. Ob er das will? Verstand er, sagte ihm sein ‚rückerinnerndes Wissen', was er gewollt, wofür er sich sein ganzes Leben lang gequält hatte? Nein, er verstand es nicht und würde es vielleicht niemals verstehen.

Plötzlich aber wollte er den Sieg, denn wenn es einen heiligen Krieg gibt, so ist es nur dieser – die Verteidigung der Heimat. Er wurde wieder jung mit der jungen Armee. „Mögen meine Feinde wissen, daß ich noch immer der-

selbe bin wie bei Wagram und Austerlitz."[17] Und auch bei Marengo, Arcole und Favorita. „Ich habe die Kanonenstiefel des italienischen Feldzugs wieder angezogen."[18]

Die ersten Märsche der Verbündeten durch das schutzlose Frankreich sind nahezu ein Triumphzug. Es ist ein leichter Triumph: dreihunderttausend Mann gegen dreißigtausend – zehn gegen einen.

Die erste Schlacht bei La Rothière ist ein Sieg des Feindes. Napoleon, der keine Zeit gehabt hatte, seine Heere zusammenzuziehen, wich der Übermacht.

„Von diesem Tage an ist er uns nicht mehr furchtbar, und Ew. Majestät können sagen: Ich schenke der ganzen Welt den Frieden!" Mit diesen Worten beglückwünscht der russische General Sacken den Kaiser Alexander.[19]

Napoleon ist in Frankreich besiegt, der Löwe in seiner Höhle zur Strecke gebracht. „Der Krieg ist aus," sagen die Verbündeten. „Er hat noch nicht begonnen," sagt Napoleon.

Am 10. Februar Champaubert, am 11. Montmirail, am 12. Château-Thierry, am 13. Vauchamps, am 18. Montereau: Sieg auf Sieg, Blitz auf Blitz, wie im italienischen Feldzug. Der Feind weicht in Unordnung hinter die Vogesen zurück. „Die Verbündeten wissen nicht, daß sie im Augenblick von Paris weiter entfernt sind, als ich von München oder Wien."[20] Nein, sie wissen es, sie bieten ihm auf dem Kongreß in Chatillon den Frieden an: es ist dieselbe leere Komödie, wie in Prag und Frankfurt, die beweisen soll, daß ein Frieden mit Napoleon unmöglich ist. Sie ‚besprechen' dem Löwen die Zähne, um Zeit zu gewinnen und Reserven heranzuziehen; es ist dieselbe Zwangsjacke, nur ist die von Chatillon noch enger als die Frankfurter: an Stelle der ‚natürlichen Grenzen' bieten sie ihm die vorrevolutionären an. „Wie? nach sol-

chen Anstrengungen, nach soviel Blut, nach solchen Siegen soll Frankreich kleiner werden, als zur Zeit, da ich es empfing? Niemals! Könnte ich mich dazu hergeben, ohne einen Verrat und eine Gemeinheit zu begehen?" antwortet Napoleon und nimmt die Verfolgung Blüchers wieder auf; über ein kurzes muß er ihn erreichen, zerschmettern und den Krieg mit einem Schlage beenden.[21] Aber Blücher läuft nicht zurück, sondern vorwärts; mit verzweifelter Verwegenheit überschreitet er die Marne, sprengt die Brücke hinter sich und marschiert geradeswegs auf das schutzlose Paris los. Und die französischen Marschälle helfen ihm dabei: Napoleon braucht sich nur abzuwenden, so werden sie geschlagen. Am 27. Februar geht Marschall Oudinot bei Bar-sur-Aube zurück. „Verrat!" schreien die Soldaten, als sie sehen, daß man sie ohne Artillerie in den Kampf schickt.

Napoleon will Blücher vernichten und drängt ihn nach Soissons, dem wichtigsten strategischen Punkt an der großen Straße Mons–Paris. Und er hätte ihn vernichtet, wenn Soissons sich nur noch anderthalb Tage gehalten hätte. Doch der Festungskommandant, der Brigadegeneral Moreau, kapitulierte ‚in allen Ehren'. „Füsiliert ihn innerhalb vierundzwanzig Stunden!" schreit der Kaiser und weint beinahe vor Wut. Doch was hätte es genutzt, wenn er füsiliert worden wäre? Blücher ist gerettet; er besetzt die Festung und schließt sich ein.

Am 7. März Craonne, am 11. Laon, am 21. Arcis-sur-Aube: vergebliche Siege, die Niederlagen gleichkommen, Donnerschläge im leeren Raum. Die Franzosen weichen keinen Fußbreit, doch es werden ihrer immer weniger: der Tod hält blutige Ernte unter den Kindern, „die junge Garde schmilzt wie Schnee an der Sonne". Die Zahl der Feinde jedoch wird immer größer: unzählbare Heerscharen rücken heran; die Millionenlawine geht nieder.

„Der Krähenschwarm hackt den Adler tot," diese Worte kennzeichnen den ganzen Feldzug.[22] Todeswund schlägt er um sich, jeder Schlag seiner Krallen läßt die Federn der Krähen umherfliegen; doch er ist allein, und jene kommen in dichten Schwärmen: sie werden ihn überwältigen, tothacken.

Am 25. März werden die Marschälle Mortier und Marmont bei Fère-Champenoise aufs Haupt geschlagen. Das letzte Hindernis auf dem Wege der Verbündeten ist gefallen, und Blücher, Alexander und Schwarzenberg marschieren vereint auf Paris.

Napoleon erfährt dies am 27. in St.-Dizier. Hier hat er den Feldzug begonnen, hier bringt er ihn zu Ende: der verhängnisvolle Kreis hat sich geschlossen. Die Nacht verbringt der Kaiser allein, in seinem Zimmer eingeschlossen, in tiefem Nachdenken über die Kriegskarten gebeugt. Was tun? Paris verteidigen oder übergeben? Beide Gedanken hatten schon seit Beginn des Feldzuges in seiner Seele miteinander gerungen. „Wenn der Feind Paris erreicht, ist das Kaiserreich verloren." – „Solange ich lebe, wird Paris nicht übergeben werden." – „Ich muß mich unter den Trümmern von Paris begraben lassen."[23] Weshalb also traf er Anordnungen für die Abreise der Kaiserin-Regentin mit dem Thronfolger? Weshalb rief er die Korps Mortier und Marmont, die Paris deckten, zurück? „Er sah stets die Möglichkeit der Übergabe von Paris voraus und hatte sich allmählich mit diesem Gedanken vertraut gemacht," berichtet ein dem Kaiser nahestehender Zeuge, der Sekretär Fain.[24]

Doch nun, im letzten Augenblick, wird er von Zweifeln erfaßt. Er weiß: Paris übergeben – heißt auf das russische Jahr 1812 mit einem französischen erwidern, auf die Selbstverbrennung Moskaus mit der Selbstverbrennung von Paris. Sollte er sich in das Innere Frankreichs

zurückziehen, um das ganze Land zu einem Revolutionskrieg gegen den Feind aufzustacheln? Wenn das aufständische Spanien ihn, Napoleon, besiegen konnte, würde Frankreich dann nicht noch viel eher imstande sein, einen Blücher zu besiegen? Man mußte nur in allem Ernst zum Jahr 1793 zurückkehren, den kaiserlichen Purpur abwerfen, Napoleon erdrosseln, Bonaparte auferstehen lassen, ‚den Robespierre zu Pferde', und sagen: ‚Ich bin die Revolution', auf daß die ganze Welt in ihren Grundfesten erbebe.

Kann er das tun? Er kann es. Aber will er es? Lohnt es sich auch, zu wollen? Die Leipziger Vororte hat er verschont und nicht niedergebrannt; wird er nun Frankreich verbrennen – die ganze Welt? Oder wird er über die Revolution dasselbe sagen, wie über den Krieg: „Noch nie ist sie mir so widerwärtig erschienen"?

Am Abend des folgenden Tages, am 28., erhält er eine chiffrierte Depesche von dem ersten Postdirektor Lavalette: „Wenn der Kaiser die Übergabe von Paris verhindern will, ist seine Anwesenheit hier unbedingt notwendig; es ist keine Minute zu verlieren."[25]

Am 29. marschiert Napoleon mit der Armee nach Paris. Doch sie kommt viel zu langsam vorwärts. Am 30. übergibt er das Kommando dem Chef des Hauptstabes Berthier mit dem Befehl, die Truppen nach Fontainebleau zu führen, und jagt allein, ohne Eskorte, mit der Eilpost, Hals über Kopf davon, wie einst von der Beresina.

Unterwegs erreicht ihn eine schlimme Nachricht nach der andern: der Feind nähert sich Paris; die Kaiserin ist mit dem Thronfolger nach der Loire abgereist; vor Paris wird gekämpft.

In der Nacht macht der Kaiser auf der Poststation Cour-de-France, dicht vor Paris halt, um die Pferde zu wechseln. Von der Straße her tönt Hufschlag durch

die Finsternis. „Halt!“ ruft der Kaiser. General Belliard, Kommandeur einer Reiterabteilung, erkennt die Stimme und springt vom Pferd. Napoleon führt ihn allein beiseite, geht mit ihm die Straße entlang, überschüttet ihn mit Fragen und erfährt, daß die Schlacht vor Paris verloren ist. König Joseph, der Höchstkommandierende, ist geflohen, die Truppen müssen laut Verabredung die Stadt räumen.

„Nach Paris! Nach Paris! Lassen Sie den Wagen vorfahren!“

„Es ist zu spät, Majestät, die Kapitulation ist wahrscheinlich schon unterzeichnet . . .“[26]

Doch der Kaiser hört nicht auf ihn: er will nach Paris eilen, Sturm läuten, die Stadt durch große Feuer erleuchten, alle ohne Ausnahme bewaffnen, in den Straßen kämpfen, wenn es not tut, Paris niederbrennen, wie die Russen Moskau niederbrannten.

Ohne auf den Wagen zu warten, schreitet er schnell auf der Straße nach Paris vorwärts, als wollte er allein, ohne Waffen, in Paris einmarschieren.

Bleiche Sterne flimmern am Himmel, rote Lichter auf der Erde. Was ist das? Es ist ein preußisches Biwak am linken Seineufer, dicht vor den Mauern der Stadt.

Der Kaiser bleibt stehen und geht langsamen Schrittes, mit gesenktem Haupt, zurück. Ist es zu spät oder nicht? Vielleicht ist die Kapitulation noch nicht unterzeichnet?

In das Posthaus zurückgekehrt, schickt er Caulaincourt nach Paris und bevollmächtigt ihn, die Friedensverhandlungen zu führen.

Die Nacht verbringt er über die Karten gebeugt, wie in St. Dizier. Im ersten Morgengrauen erscheint ein Kurier: die Kapitulation ist unterzeichnet, die Verbündeten sollen heute in Paris einziehen.

Er hat Paris nicht beschützt und nicht übergeben – sich selbst hat er dem Schicksal ausgeliefert.

Er fährt auf demselben Wege nach Fontainebleau zurück und nimmt im unteren Stockwerk des Schlosses, in den kleinen Gemächern neben der Galerie Franz I., Wohnung.

Hier will er die Zusammenziehung der Truppen abwarten, um eine Schlacht vor Paris zu liefern. Sechzigtausend Mann stehen ihm zur Verfügung – mit ihm, dem ‚Hunderttausender', sind es hundertsechzigtausend. Vielleicht ist er auch hier, wie vor Leipzig, immer noch „der mächtigste Monarch in Europa, und seine Sache kann sich zum Guten wenden".

Am 1. April berichtet man ihm von dem siegreichen Einzug der Verbündeten in Paris. Am 3. überbringt ihm Caulaincourt Alexanders Ablehnung des Friedensangebots.

Am selben Tag besichtigt der Kaiser zwei Divisionen der jungen und der alten Garde in der Cour du Cheval Blanc zu Fontainebleau und wendet sich an die Truppen:

„Der Feind ist uns um drei Tagesmärsche zuvorgekommen und hat Paris besetzt. Ich habe dem Kaiser Alexander den Frieden angeboten um den Preis großer Opfer – aller unserer Siege nach der Revolution. Er hat abgelehnt. Ich will ihm eine Schlacht vor Paris liefern. Seid ihr dazu bereit?"

„Es lebe der Kaiser! Nach Paris! Nach Paris! Wir wollen auf den Trümmern von Paris sterben!" antwortet das Heer mit Donnergetöse.[27]

„Abdankung, es bleibt nichts anderes übrig als die Abdankung!" murmelt Ney in der Gruppe der Marschälle, zwei Schritte vom Kaiser entfernt. Der hört es nicht, oder tut, als ob er es nicht hörte, und kehrt in seine Gemächer zurück. Die Marschälle folgen ihm, an ihrer Spitze Ney,

den die andern vorwärts drängen, ihm flüsternd Mut zusprechen. Er soll für sie alle reden.

„Haben Ew. Majestät Nachrichten aus Paris?"

„Nein, wie lauten sie?"

„Sehr schlecht: der Senat hat Ihre Absetzung erklärt, das Volk und das Heer des Eides entbunden."

„Dazu hatte der Senat kein Recht; das durfte nur das Volk tun," erwidert der Kaiser ruhig. „Die Verbündeten aber werde ich vor Paris vernichten."

„Unsere Lage ist verzweifelt," fährt Ney fort. „Schade, daß der Frieden nicht früher geschlossen wurde, jetzt bleibt nur noch die Abdankung übrig."

Marschall Macdonald tritt ein und schließt sich dem allgemeinen Chor an:

„Die Armee will Paris nicht dem Schicksal Moskaus preisgeben ... Wir haben beschlossen, ein Ende zu machen ... Wir haben genug von diesem unglückseligen Krieg; wir wollen nicht noch einen Bürgerkrieg entfachen ... Was mich anbelangt, so erkläre ich Ew. Majestät, daß mein Degen sich niemals mit französischem Blute röten wird."

„Sie haben so beschlossen, meine Herren, ich denke anders: ich werde eine Schlacht vor Paris liefern ..."

„Die Armee geht nicht nach Paris!" sagt Ney mit erhobener Stimme.

„Die Armee wird mir gehorchen!" erwidert der Kaiser noch lauter.

„Ew. Majestät, die Armee gehorcht ihren Generälen!"[28]

Napoleon wußte, daß er seinem diensttuenden Adjutanten nur ein Wort zu sagen brauchte, um alle Marschälle zu verhaften. Dies angesichts des Feindes zu tun, war aber nicht so einfach; und würden andere besser sein als diese? Er entläßt sie, immer noch ruhig, und schreibt, mit Caulaincourt allein geblieben, eine bedingte Abdankung nieder,

in der er seinem Sohn das Thronrecht wahrt und der Kaiserin die Regentschaft überträgt. Caulaincourt, Macdonald und Ney bringen die Abdankung nach Paris.

In derselben Stunde verrät ihn der alte, treue und heldenmütige Marschall Marmont, sein Kampfgenosse im ägyptischen Feldzug; er schreibt an Schwarzenberg: „In dem Wunsche, die Annäherung der Armee an das Volk zu fördern, auf daß jegliche Möglichkeit eines Bürgerkriegs vermieden und kein Blut vergossen werde, erkläre ich mich bereit, mit meinen Truppen die Armee Napoleons unter folgenden Bedingungen zu verlassen. Erstens: die Truppen erhalten freien Abzug nach der Normandie, mit allen Waffen, dem Train und der Munition; zweitens: wenn Napoleon infolge dieser Truppenbewegung in die Gefangenschaft der Verbündeten gerät, wird ihm Leben und Freiheit innerhalb der Grenzen des Territoriums und in dem Lande, das die Verbündeten wählen, gewährleistet." Das heißt: „Macht mit ihm, was ihr wollt; werft ihn in eine Grube, begrabt ihn lebendig – bringt ihn nur nicht um." – „Das ist echt französische Großmut!" antwortet Schwarzenberg, wohl nicht ohne Spott, und erklärt sich natürlich mit allem einverstanden.[29]

Das 6. Korps Marmonts stand in Essonnes, zwischen Fontainebleau und Paris, und diente Napoleon als Deckung gegen die Verbündeten. Da Marmont es fortführte, lieferte er ihnen den Kaiser waffenlos in die Hände.

Alexander, der in diesem Verrat eine ‚göttliche Vorsehung' zugunsten der Bourbonen sah, erklärte, Napoleons bedingte Abdankung zugunsten seines Sohnes nicht annehmen zu können, und forderte die bedingungslose Abdankung.

Als Napoleon von Marmonts Verrat Kunde erhielt, wollte er lange nicht daran glauben; als er es schließlich

doch glauben mußte, sagte er: „Er wird unglücklicher sein als ich!"

„Ich verzeihe ihnen; möge auch Frankreich ihnen verzeihen," heißt es in seinem Testament, wo er Marmonts in der Zahl seiner übrigen Verräter – unter ihnen auch Talleyrand – Erwähnung tut. „Wir wollen hoffen, daß der Kuß des Teufels Talleyrand die Lippen des Judas Marmont am Tage des Gerichts versengen wird."

Nach dem Abzug des Korps von Essonnes war der Kampf bei Paris unmöglich geworden, und Napoleon beschloß, über die Loire zurückzugehen. Oh, wenn er es doch früher getan hätte! Der Untergang war unvermeidlich – wäre es da nicht besser gewesen, freiwillig unterzugehen, den Scheiterhaufen freiwillig zu besteigen, zusammen mit dem heiligen Frankreich – der Jeanne d'Arc? Jetzt war das unfreiwillige Opfer zu einem Strafvollzug geworden: er war nicht selbst gegangen – so würde man ihn gehen heißen; er hatte sich nicht selbst entschieden – nun würde das Schicksal entscheiden.

Am Abend des 5. April kehrten Caulaincourt, Macdonald und Ney aus Paris nach Fontainebleau zurück und teilten dem Kaiser mit, daß der Senat den Grafen von Provence als Ludwig XVIII. zum König ausgerufen habe, daß Alexander die bedingte Abdankung nicht annehme und eine bedingungslose Abdankung fordere.

„Also Krieg," sagte der Kaiser ruhig. „Nun denn, ein Krieg ist im Augenblick nicht schlechter als dieser Frieden!"[30]

Schon vorher hatte er, Alexanders Antwort voraussehend, den Befehl erteilt, die Truppen hinter die Loire zurückzuziehen: die Vorhut der Garde sollte morgen in aller Frühe nach Malesherbes marschieren, die übrigen Truppen am selben Nachmittag folgen.

Am Abend des 5. April beschlossen die Generäle in

einer geheimen Sitzung, keinerlei Befehle des Kaisers über Truppenbewegungen auszuführen. Um zwei Uhr nachts teilte General Friant, Kommandeur der 1. Division der alten Garde, diesen Beschluß allen Korpskommandanten mit, und am Morgen wurde er durch Caulaincourt, Macdonald und Ney dem Chef des Hauptstabes bekanntgegeben.

Am 6. April versammelt Napoleon seine Marschälle zum letztenmal um sich. An Hand der Kriegskarten und unter Berücksichtigung der ihm verbliebenen Streitkräfte, legt er ihnen seinen Rückzugsplan sehr ruhig und ausführlich dar. „Vielleicht läßt sich noch alles retten."[31]

Die Marschälle schweigen; ihre Gesichter sind nicht etwa steinern wie das Antlitz des Schicksals; nein, sie gemahnen an den erbärmlichen Lehm, aus dem Adam geknetet ward. „Vielleicht läßt sich noch alles retten!" Dieses Wort einer göttlichen Entschlossenheit ist den staubgeborenen Adamssöhnen unerträglich.

Die Marschälle schweigen; als Napoleon aber eine Antwort verlangt, sagen sie, es seien nur noch Trümmer der Armee übrig; selbst wenn es ihm gelänge, hinter die Loire zurückzugehen, würden diese letzten Anstrengungen lediglich den Bürgerkrieg entfesseln. Und die erbärmlichen Lehmgesichter sagen ohne Worte: „Danke ab!"

„Ihr wollt die Ruhe – ihr sollt sie haben!" sagt der Kaiser, setzt sich an den Tisch und schreibt:

„Nachdem die verbündeten Mächte Napoleon als das einzige Hindernis zur Wiederherstellung des Friedens bezeichnet haben, erklärt er, seinem Schwur getreu, daß er für sich und seine Nachfolger den Thronen Frankreichs und Italiens entsagt, da er bereit ist, dem Wohle Frankreichs jedes persönliche Opfer und selbst sein Leben darzubringen."[32]

„Opfer"! Das Wort ist ausgesprochen und in die ewi-

gen Tafeln des Schicksals eingegraben. Das Antlitz eines Opfers – dies ist von nun an das neue Antlitz Napoleons des Menschen.

Das Schloß wird alsbald leer – alle laufen davon. „Man hätte meinen können, der Kaiser sei bereits begraben."[33]

Im Schloß ist es still; um so lauter geht es in den Kasernen zu. Dort will man von Abdankung nichts wissen und ist über den Verrat der Marschälle empört. In der Nacht zieht die alte Garde in Schlachtordnung, mit fliegenden Fahnen, bei Fackelschein, unter den Klängen der Marseillaise und der Napoleonhymne, durch die Straßen der Stadt. Seltsam und furchtbar sind die Gesichter der Soldaten: man sieht es ihnen an, daß der Kaiser nur zu wollen brauchte – und er könnte mit solchen Leuten immer noch die ganze Welt durchschreiten und erobern.

Am 12. April traf Marschall Macdonald aus Paris ein, um die unterzeichnete oder, wie die Diplomaten sagen, ‚ratifizierte' Abdankungsurkunde von Napoleon entgegenzunehmen und den Verbündeten zu überbringen. Der Kaiser befahl ihm, sie am nächsten Morgen um neun Uhr zu holen.

Was in jener Nacht vor sich ging, weiß niemand genau zu sagen. In den Fenstern des Schlosses flammten Lichter auf; Leute liefen hin und her, schrien, riefen um Hilfe. Es verlautete, daß der Kaiser sich mit dem Gift, das er seit dem spanischen Kriege in einer Kapsel am Halse trug, habe töten wollen; es sei ihm aber nicht gelungen, da das Gift mit der Zeit seine Wirkung verloren hätte; ein heftiges Erbrechen sei die einzige Folge gewesen.[34]

Er selbst wies dieses Gerücht auf St. Helena voller Entrüstung zurück. Er hatte dem Selbstmord stets mit Verachtung gegenübergestanden. „Nur Narren bringen sich selbst um."[35] – „Ein Selbstmörder ist nichts anderes, als

ein Deserteur; dem Leben entfliehen, ist dasselbe, wie vom Schlachtfeld fliehen," heißt es in einem seiner Armeebefehle. Er wußte, ‚erinnerte' sich, daß ihm kein Weg zur Flucht offen stand.

Vielleicht sagte ihm die Erinnerung in dieser schrecklichen Nacht so deutlich, wie noch nie zuvor, daß er ewig sei, ewig mit all seinen Qualen – auch mit dieser furchtbarsten, der Scham. „In der Schlacht sterben – das will nichts heißen; aber in solch einem Augenblick, in solch einem Schmutz – nein, niemals, nie!"[36] – „Ich schäme mich meiner Abdankung," sagte er auf St. Helena. „Es war ein Fehler, eine Schwäche, ein dummer Streich, ein plötzliches Aufbrausen, ein Zuviel an Temperament. Ich war von Abscheu und Verachtung ergriffen gegen alles, was mich umgab, auch gegen das Schicksal; ich wollte ihm den Fehdehandschuh hinwerfen."[37] Er warf ihn hin, das Schicksal aber hob ihn nicht auf. Da begriff er, daß er ewig in dem Höllenfeuer der Scham brennen würde.

Was ist eine ‚Ratifikation'? Das beiderseits bestätigte Einverständnis zweier Kontrahenten, die einander gestellten Bedingungen anzunehmen; in diesem Falle bedeutete es von seiten Napoleons das Einverständnis, an Stelle der Weltherrschaft die Insel Elba anzunehmen, dieses lächerliche Reich Sancho Pansas, noch dazu mit einer jährlichen Apanage von zwei Millionen und der Beibehaltung des Kaisertitels. „Ich bin ein Mensch, den man wohl töten kann, aber nicht beleidigen darf," hatte er oftmals geäußert. Nun begriff er plötzlich, daß man ihn nicht töten durfte, wohl aber beleidigen konnte.[38] Man erteilte ihm eine Ohrfeige, und er ‚ratifizierte' diese Ohrfeige.

Um neun Uhr früh erschien Macdonald bei ihm. „Der Kaiser saß am Kamin, in einem einfachen weißen Flanellschlafrock, die Pantoffeln an den bloßen Füßen, mit offe-

ner Brust; er hielt die Ellbogen auf die Knie gestützt und verbarg das Gesicht in den Händen," berichtet Macdonald. „Als ich eintrat, rührte er sich nicht, obwohl man mich mit lauter Stimme gemeldet hatte. Er schien in tiefes Sinnen versunken" – in ‚lethargischen Schlaf'[39] heißt es bei Bourrienne. „Nach einem minutenlangen Schweigen sagte der Herzog von Vicenza (Caulaincourt): ‚Ew. Majestät, der Marschall, Herzog von Tarent, erwartet Ihre Befehle; er muß nach Paris zurück.' Der Kaiser schien zu erwachen und sah mich erstaunt an; er stand auf, gab mir die Hand und entschuldigte sich: er habe mich nicht kommen hören. Als er die Hände vom Gesicht nahm, war ich über die Veränderung, die es zeigte, tief bestürzt: es war gelb, fast olivenfarben. ‚Ew. Majestät sind krank,' sagte ich. – ‚Ja, ich habe eine schlechte Nacht gehabt,' antwortete er, setzte sich, nahm seine frühere Stellung wieder ein und versank von neuem in tiefes Sinnen. Wir sahen ihn schweigend an. ‚Majestät, der Herzog von Tarent wartet,' wiederholte der Herzog von Vicenza schließlich, nach einem recht langen Schweigen. ‚Man müßte ihm die Ratifikation einhändigen; ihre Frist läuft in vierundzwanzig Stunden ab, und der Austausch muß in Paris vollzogen werden.' Da stand der Kaiser, wiederum aus seinem Grübeln erwachend, auf. Er schien etwas munterer geworden, doch Farbe und Ausdruck des Gesichts hatten sich nicht verändert. ‚Ich fühle mich etwas besser,' sagte er."[40]

An diesem Tage übergab er Macdonald die Ratifikation, und der Marschall brachte sie nach Paris.

Daß Napoleon dies alles ertrug und am Leben blieb, war vielleicht ein größerer Sieg als Arcole und Marengo.

Am 20. April, dem Tage, den die Verbündeten für die Abreise des Kaisers nach der Insel Elba festgesetzt hatten, fuhren die Wagen um zehn Uhr vormittags vor. Die Gre-

nadiere der alten Garde standen, Gewehr bei Fuß, in der Cour du Cheval Blanc. Punkt zwölf, genau wie in den glücklichen Tagen des Konsulats und des Kaiserreichs, erschien der Kaiser, in einer einfachen grünen Jägeruniform, in Feldmantel und Dreispitz, im Hof. Die Grenadiere präsentierten das Gewehr, die Trommeln schlugen den Generalmarsch.

„Soldaten meiner alten Garde, lebt wohl," sagte der Kaiser, unter sie tretend. „Zwanzig Jahre wart ihr mit mir zusammen, auf den Wegen der Ehre und des Ruhms. Und auch in diesen letzten Tagen habt ihr, wie in den Tagen unseres Glücks, nicht aufgehört, Muster von Heldentum und Treue zu sein. Mit Leuten wie ihr war unsere Sache nicht verloren, doch der Krieg wäre noch schwerer geworden ... Ich verlasse euch. Ihr aber, meine Freunde, dient Frankreich auch fernerhin ... Lebt wohl, meine alten Kameraden. Ich möchte euch alle ans Herz drücken ... Reicht mir die Fahne."

General Petit reichte sie ihm. Er umarmte und küßte erst den General, dann die Fahne.

„Lebt wohl, Kinder! Möge dieser mein letzter Kuß in eure Herzen dringen. Seid immer tapfer und gut."

Die Grenadiere weinten.[41]

Am 27. April war Napoleon in St. Raphael-Fréjus, wo er vor nahezu zwanzig Jahren, nach dem ägyptischen Feldzug und vor dem 18. Brumaire, an Land gegangen war. Hier war seine Sonne aufgegangen, und hier sollte sie untergehen, doch noch nicht für immer: ihr majestätischer Purpurstrahl sollte vor dem letzten Versinken noch einmal aufleuchten.

„Elba wird die Insel der Ruhe sein," sagte Napoleon, als er die englische Fregatte am 4. Mai verließ, um in Porto-Ferrajo, dem Haupthafen der Insel, an Land zu gehen.[1]

„Ich werde hier wie ein Friedensrichter leben ... Der Kaiser ist tot; ich bin nichts, und ich denke an nichts anderes mehr, als an meine kleine Insel, nichts beschäftigt mich, außer meiner Familie, meinem Häuschen, meinen Kühen und Maultieren."[2] Anscheinend hat er in den ersten Tagen, ja vielleicht auch noch den ersten Wochen und Monaten seines Aufenthaltes auf Elba, wirklich so empfunden. Vielleicht erinnerte er sich seiner Kinderträume in der kleinen Bretterzelle des Hauses in Ajaccio, an die Träume des Brienner Schulknaben in der grünen ‚Einsiedelei', wo er nach der Lehre Rousseaus zum ‚Naturzustand zurückkehrte', an die Träume des Pariser Schülers, in dem dunklen Zimmer mit den verhängten Fenstern, bei Kerzenlicht am Tage, an die Träume des Artillerie-Leutnants in der Kaserne zu Auxonne, von dem Schiffer, den der Sturm auf das unbewohnte Inselchen Gorgona verschlägt: „Ich war Herr auf meiner Insel; hier konnte ich, wenn auch nicht glücklich, so doch weise und ruhig sein."[3] Vielleicht sagte ihm sein ‚rückerinnerndes Wissen', daß die ganze Welt für ihn eine ‚unbewohnte Insel' war, und die Weltherrschaft nicht viel mehr als dieses Liliputreich, das Reich des Sancho Pansa – Elba.

„Nun, wie stehts, alter Brummbär, langweilst du dich?" fragte er einen alten Grenadier seiner ‚Ehrenwache' auf der Insel.

„Langweilen gerade nicht, Majestät, aber Spaß macht es mir auch nicht."

„So darfst du nicht denken, mein Freund: man muß das Leben nehmen, wie es ist.“[4]

Das ist mehr als eine weise Lebensregel; es ist die demütige Ergebenheit vor den höheren Mächten, die ihn – er fühlt das – überall leiten. ‚Ubicumque felix Napoleo - der überall glückliche Napoleon‘ stand auf einer der Säulen seines Landhauses ‚San-Martino‘ auf Elba geschrieben. Er konnte in der Tat überall glücklich sein, hätte er das Glück gewollt.

Zur ‚Insel der Ruhe‘ wurde Elba indes nicht. Er ging sofort an die Arbeit, mit demselben alles verschlingenden Eifer, wie immer und überall. Er organisiert die kleine Insel, wie einst das große Kaiserreich: legt Straßen an, baut Krankenhäuser, Schulen, eine Kaserne, Theater; er organisiert die Zollämter, regelt die Akzisen und Steuern, richtet Eisengruben ein, befaßt sich mit der Akklimatisation von Seidenraupen, verpachtet das Fischereirecht und die Salinen, regt neue Methoden der Feldbestellung an, pflanzt Weinberge, sorgt für die Verschönerung von Porto-Ferrajo und schafft sanitäre Einrichtungen.

„Elba glich der Insel der Seligen,“ erzählt einer der Bewohner.[5] Es war, als habe Napoleon auf diesem winzigen Stückchen Erde schaffen wollen, was zu schaffen ihm in der ganzen Welt nicht gelungen war – das ‚goldene Zeitalter‘, das ‚irdische Paradies‘.

Dieser Zustand dauerte ein halbes Jahr; vielleicht wäre er von längerer Dauer gewesen, hätten die Menschen ihn in Ruhe gelassen. Doch wie einst die Brienner Schulbuben in seine grüne ‚Einsiedelei‘ einbrachen, so drangen die verbündeten Mächte in sein Leben auf der ‚Insel der Seligen‘ ein.

Elba ist kein Gorgona: er erfährt aus Zeitungen und Gerüchten, was in der Welt vorgeht. Die ‚Ratifikation‘ von Fontainebleau nimmt ihren Fortgang – er erhält

immer neue Schläge ins Gesicht. Seine Frau wird einem lasterhaften Taugenichts und Spion, Neipperg, in die Arme getrieben, der Sohn ihr weggenommen. „So nahm man im Altertum den Besiegten ihre Kinder weg, um den Triumph der Sieger zu verherrlichen," klagt der Kaiser.[6] Ludwig XVIII. findet, daß die kaiserliche Apanage von zwei Millionen zu hoch ist, und hält sie zurück, weniger aus Habgier, als in dem Wunsche, den Feind zu demütigen. Talleyrand und Lord Castlereagh erwägen auf dem Wiener Kongreß seine Verbannung auf eine Insel des Atlantischen Ozeans. „Napoleons Geschick ist besiegelt: er wird nach St. Lucia verbannt werden ... Das dortige Klima wird die Welt in kurzer Zeit von dem korsischen Ungeheuer befreien," beglückwünschen die Engländer einander.[7] „Napoleon auf Elba ist für Frankreich, für ganz Europa dasselbe, was der Vesuv für Neapel ist," warnt Fouché.[8] „Verbannung ist ja ganz gut, das Grab ist besser," denken viele. „Es ist ein großer Fehler, daß man Bonaparte am Leben gelassen hat: solange er nicht sechs Fuß tief unter der Erde liegt, kann man nicht ruhig sein."[9] Algerische Korsaren schlagen vor, ihn gefangen zu nehmen, römische Mönche – ihn zu erdolchen.

„Man will mich umbringen – sei es! ... Ich bin Soldat ... ich werde meine Brust selber öffnen; aber ich will nicht verschickt werden," sagte er zu dem englischen Bevollmächtigten Campbell,[10] vielleicht, nachdem er eine ihm durch Lady Holland übersandte englische Zeitung gelesen hatte, mit der Nachricht, daß man ihn nach St. Helena verbannen wolle.[11] „St. Helena, eine kleine Insel" – diese in das Schulheft eingetragenen Worte mit der folgenden leeren Seite – dem stummen Schicksal – kamen ihm damals natürlich nicht in den Sinn; es mag aber sein, daß sein Herz in prophetischem Schauer erbebte.

Er erfährt, daß die Verbündeten uneins sind, daß es

jeden Augenblick zu Zerwürfnissen und zum Kriege kommen kann, nun nicht mehr seinetwegen; daß Frankreich den Bourbonen haßt, der ‚auf den Schultern eines russischen Kosaken über die Leichen der Franzosen eingezogen ist', wie es auf Karikaturen dargestellt wird. Frankreich ruft ihn, Napoleon, es wartet auf ihn ‚wie auf den Messias'.

Dies alles berichtet ihm ein Abgesandter des Marschalls Berthier, der frühere Auditor des Staatsrates, Fleury de Chaboulon, der, als Matrose verkleidet, auf einer Fischerfeluke heimlich in Porto-Ferrajo gelandet ist.

Napoleon beschließt, das ‚Totenhemd zu zerreißen'. Am 25. Februar 1815 befiehlt er, zwei Schiffe zu chartern, die alte Brigg ‚L'Inconstant' auszubessern, wie ein englisches Schiff anzustreichen, mit Waffen und Proviant zu versehen. In der Nacht zum 26. schifft er sich mit einer kleinen Armee: sechshundert Grenadieren und Jägern der alten Garde, vierhundert korsischen Jägern und hundert polnischen Ulanen in mehreren Fahrzeugen ein. Mit dieser Handvoll Leute muß er Frankreich erobern. Am 1. März landet er im Golfe von Jouan, zwischen Antibes und Cannes.

„Franzosen," sagt er in einem Aufruf an das Volk, „ich habe in meinem Exil eure Klagen und eure Wünsche vernommen: ihr verlangt die einzig legitime Regierung, die ihr euch selbst erwählt habt. Ich bin übers Meer gekommen, um meine und eure Rechte zu wahren." Und in dem Aufruf an die Armee heißt es: „Soldaten, sammelt euch unter die Fahne eures Kriegsherrn. Sein Leben gehört euch; seine Rechte sind eure und des Volkes Rechte. Der Sieg wird uns im Sturmschritt vorangehen, der Adler der Trikolore von Kirchturm zu Kirchturm fliegen, bis zu den Türmen von Notre-Dame in Paris."[12]

Wie er sagte, so geschah es. Der Funke, der einst, nach dem ägyptischen Feldzug, in Fréjus aufgeflammt war, ent-

brannte jetzt im Golf von Jouan und lief alsbald durch ganz Frankreich. Damals ging die Sonne auf, nun aber geht sie unter: ihr letzter majestätischer Purpurstrahl bricht flammend durch die Wolken. „Die schönste Zeit in meinem Leben war der Marsch aus Cannes nach Paris," sagte der Kaiser auf St. Helena.[13] Vielleicht hatte er sich nie zuvor so unsterblich gefühlt, wie in diesen Tagen seiner ‚Wiederkunft'.

Der ‚Adler fliegt' über die Seealpen gen Norden. Die kleine Armee durchzieht, immer noch auf Schleichwegen, die östliche Provence: die dortige Bevölkerung, Royalisten, verhält sich gleichgültig oder stumpf-feindselig gegen den Kaiser. Doch bereits an den Grenzen der Dauphiné erhebt sich das ganze Volk auf seinem Wege, als stünde die Erde selbst auf. Ihr, der Erde, ist er, wie die untergehende Sonne, in diesen Tagen näher als sonst.

Die Leute aus der Umgebung laufen ihm entgegen; nachdem sie sein lebendes Gesicht mit der Abbildung auf der Fünffrankenmünze verglichen und sich überzeugt haben, daß es ‚niemand anderes ist, als er selbst', begrüßen sie ihn mit einem nichtendenwollenden „Es lebe der Kaiser!"[14]

Als er sich am 7. März der Laffray-Schlucht bei Grenoble nähert, stößt er auf ein gegen ihn entsandtes Bataillon des 5. Linienregiments unter dem Befehl Delesserts. Es zu umgehen ist undenkbar: auf der einen Seite erhebt sich eine Kette steiler Hügel, auf der andern breiten sich Seen aus. Polnische Ulanen der kaiserlichen Vorhut reiten dem Bataillon entgegen. Als Delessert das Entsetzen in den Mienen seiner Soldaten wahrnimmt, begreift er, daß es nicht geraten ist, einen Kampf zu beginnen, und will sie fortführen. Doch die Ulanen folgen ihnen so dicht auf den Fersen, daß der Hauch der Pferde ihren Rücken streift. Da kommandiert Delessert: „Zu den Bajonetten!" Die

Leute gehorchen mechanisch. Doch die Ulanen, denen befohlen ist, unter keinen Umständen anzugreifen, wenden die Pferde und weichen zurück. In diesem Augenblick geht der Kaiser an der Spitze seiner alten Jäger, die auf sein Geheiß die Gewehrmündungen niedersenken, dem Bataillon entgegen.

„Da ist er! Feuer!" kommandiert Hauptmann Randon, ganz außer sich.

Die Soldaten erbleichen; ihre Füße versagen den Dienst; die Gewehre zittern in den krampfhaft zusammengepreßten Händen. Mehrere Schritte vor ihnen bleibt Napoleon stehen.

„Soldaten!" sagt er mit lauter und fester Stimme, „ich bin euer Kaiser. Erkennt ihr mich?"

Er macht noch zwei, drei Schritte vorwärts und lüftet den Überrock über der Jägeruniform.

„Wenn unter euch ein Soldat ist, der auf seinen Kaiser schießen will – hier bin ich."

„Es lebe der Kaiser!" tönt es ihm brausend entgegen. Die Leute stürzen aus den Reihen auf ihn zu, fallen ihm zu Füßen, umfangen seine Knie, küssen seine Reiterstiefel, den Degen, den Saum des Mantels: in diesem Augenblick sehen sie wirklich den ‚auferstandenen Messias' in ihm.[15]

Die Tore Grenobles sind erbrochen, die Garnison der Festung ergibt sich; die Leute stürzen sich „mit einem Fanatismus auf den Kaiser, daß es aussieht, als wollten sie ihn zerreißen; sie umringen ihn, heben ihn vom Boden auf, tragen ihn auf ihren Armen." So werden sie ihn bis nach Paris tragen.[16]

In der Nacht zieht die kaiserliche Armee in Grenoble ein; ein Haufen von zweitausend Bauern mit Beilen, Heugabeln, Lanzen, Gewehren, Fackeln begleitet sie unter den Klängen der Marseillaise, mit den Rufen: „Es lebe der Kaiser! Es lebe die Freiheit! Nieder mit den Bourbonen!"[17]

„Hier wurde die Revolution geboren," sagen die Einwohner des Fleckens Vizille bei Grenoble, „wir haben als erste die Menschenrechte gefordert; so wird denn auch hier die Freiheit und die Ehre Frankreichs auferstehen."[18]

„Ein neuer Krampf der Revolution," urteilt Marschall Ney sehr treffend.[19] „Es ist ganz unwahrscheinlich, daß das Volk Bonaparte von neuem haben will," schreibt der russische Bevollmächtigte.[20] Nach Moskau und der Beresina, nach Leipzig und Paris – nach all dem Blut, das schon geflossen, und im Hinblick auf all das Blut, das noch fließen mußte, war dies in der Tat unwahrscheinlich und wunderbar, wie das Wunder der ‚Wiederkunft des Herrn'.

„Sie verrichten stets Wunder, Majestät, denn als wir erfuhren, daß Sie zurückgekehrt seien, dachten wir, Sie seien wahnsinnig geworden" ... Mit diesen Worten leitete der Adjutant des Maires von Mâcon seine Begrüßungsrede ein und brachte sie, von den brausenden Hochrufen auf den Kaiser übertönt, nicht zu Ende.[21] Nicht allein der Kaiser, ganz Frankreich war ‚wahnsinnig' geworden.

Zwei Bauern in dem Städtchen Villefranche im Departement Lyon kauften dem Gastwirt, bei dem Napoleon eingekehrt war, die Knochen eines von ihm verzehrten Hühnchens ab, um sie wie ein Heiligtum aufzubewahren.

In Lyon verharrt eine zwanzigtausendköpfige Menschenmenge drei, vier Tage lang unter seinen Fenstern, ohne zu weichen und ruft ununterbrochen: „Es lebe der Kaiser! Es lebe die Revolution!"[22]

Er weiß selbst, daß er die Revolution ist; wieder läßt er sich von dem Geiste des Jahres 1793 entflammen, er fühlt sich als ‚Robespierre zu Pferde' und handelt mit der Entschlossenheit, Kraft und Geschwindigkeit des Konvents: er verbietet die weiße Kokarde, schafft den alten Adel und

die feudalen Titel ab, erklärt den König für abgesetzt. „Ich finde," sagt er, „daß der Haß gegen den Adel und die Geistlichkeit jetzt ebenso stark ist, wie zu Beginn der Revolution."[23]

Ja, die Revolution war auferstanden, und mit ihr – er, der Mensch: für die einen das ‚aus dem Abgrund emporgestiegene Tier', für die andern ‚der aus dem Grabe auferstandene Messias'.

„Majestät," sagt der Marschall Ney, gleichfalls ein Sohn der Revolution, und neigt sich mit ehrfurchtsvollem Kuß über die Hand des alten Bourbonen, „ich hoffe mit Bonaparte fertig zu werden und ihn Ew. Majestät in einem eisernen Käfig herzubringen."[24] Dieser Ausdruck gefällt Ney so gut, daß er ihn allerorten wiederholt, und als jemand bemerkt, es wäre besser, Bonaparte im Sarge herzubringen, statt in einem Käfig, da erwidert er: „Nein, Sie kennen Paris nicht: die Pariser müssen ihn im Käfig sehen."[25]

Ney manövriert mit den königlichen Truppen zwischen Soissons und Mâcon, um die ganze ‚Räuberbande' mit einem Schlage zu fangen und zu vernichten. Plötzlich erhält er einen Brief: „Kommen Sie zu mir nach Châlons, mein Bruder, ich will Sie dort empfangen, wie an dem Tag nach Borodino."[26] Und der Tapferste der Tapfern erbleicht wie jene Soldaten vor Grenoble, als sie das Kommando vernahmen: „Da ist er! Feuer!" Es ist, als werde er von plötzlichem Wahnsinn befallen. „Ein Wirbelwind erfaßte mich, und ich verlor den Kopf," gestand er später. „Ich stürzte mich in den Abgrund, so wie ich mich einst vor die Feuerschlünde der Kanonen gestürzt hatte."[27] Er brach dem Bourbonen die Treue und ergab sich Bonaparte. Übrigens hätte er auch gar nicht kämpfen können, selbst wenn er es gewollt. „Ich kann das Meer doch nicht mit den Händen aufhalten," klagte er, noch vor dem Treubruch.[28]

Immer höher und höher geht der Flug des Adlers, von Lyon bis Paris. Der Zug der ihm folgenden revolutionären Menschenmengen und Truppen gleicht der „feurigen Bahn eines Meteors in der Nacht."[29]

In der Nacht auf den 20. März flieht der König aus den Tuilerien, und am Abend des folgenden Tages nähert sich der Wagen des Kaisers dem Florapavillon und bleibt einige Schritte davon entfernt stehen: das Gedränge ist so groß, daß es unmöglich ist, am Portal vorzufahren. Die Menschen umringen den Wagen, reißen den Schlag auf, nehmen den Kaiser auf die Arme, tragen ihn durch den Hof, durch die Vorhalle, die Treppe hinauf; noch einen Augenblick – und sie erdrücken, zertreten, töten ihn. Er aber sieht und hört nichts mehr; er wird von den Menschenwogen dahingetragen wie eine bleiche Blume; die Arme ausgestreckt, den Kopf in den Nacken geworfen, überläßt er sich ihnen mit geschlossenen Augen, ein starres Lächeln auf den Lippen, wie ein Mondsüchtiger im Schlaf oder wie der Gott Dionysos inmitten rasender Bacchanten. „Die ihn trugen, waren wie Wahnsinnige, und Tausende von den übrigen waren glücklich, wenn es ihnen gelang, den Saum seiner Kleider zu küssen oder auch nur zu berühren ... Ich hatte das Gefühl, als wohne ich der Auferstehung Christi bei," berichtet ein Augenzeuge.[30]

Der Wiener Kongreß ist entsetzt. Am 13. März unterzeichnen die acht verbündeten Mächte – England, Österreich, Rußland, Schweden, Preußen, Holland, Spanien, Portugal – eine Erklärung: „Napoleon Bonaparte hat sich durch sein neuerliches Erscheinen in Frankreich außerhalb des bürgerlichen und politischen Gesetzes gestellt und sich als Störer des Weltfriedens den öffentlichen Strafgerichten preisgegeben."[31]

Die siebente Koalition kommt zustande. Die Bevollmächtigten Englands, Österreichs, Rußlands und Preußens schließen einen Vertrag, der die ‚Erhaltung des Friedens' zum Ziele hat, und stellen für diesen Frieden je hundertfünfzigtausend Mann auf, zusammen eine Million, „bis Bonaparte der Möglichkeit, die Ruhe Europas zu bedrohen, beraubt sein würde."[32]

Der Grad des Entsetzens läßt sich an dem Grad der Wut messen. „Wir haben die Franzosen umsonst geschont; man müßte sie alle ausrotten," schreien die deutschen Zeitungen. „Das ganze französische Volk sollte als außerhalb der Gesetze stehend erklärt werden!" – „Schlagt sie alle nieder wie tolle Hunde!"[33]

Das Schreckgespenst Bonaparte ist das Schreckgespenst der Revolution. Das begriff Alexander besser als alle andern. „Trennt ihn, trennt ihn von den Jakobinern!" wiederholt er immer wieder und sieht in dem blutigen Feuerschein des neuen Krieges die gigantische Erscheinung des apokalyptischen Reiters, des ‚Robespierre zu Pferde'. „Napoleon ist Apollyon – der Verderber, der Engel der Tiefe," flüstert er, über die Apokalypse gebeugt. „Sechshundertsechsundsechzig – die Zahl des Tieres."

Sie hätten sich nicht zu entsetzen brauchen: das neue Aufflackern der Revolution mußte erlöschen, wie jener letzte, rote Strahl des Sonnenunterganges, und alles mußte plötzlich wieder glanzlos und starr werden; was eben noch feinstes Dukatengold schien, wurde wieder graues Blei. Dem Jahre 1793 folgte das Jahr 1811 auf dem Fuße. Der ‚Robespierre zu Pferde' verschwindet – der Kaiser Napoleon erscheint von neuem.

„Ich bin durch ganz Frankreich gezogen und unter allgemeinem Jubel auf den Schultern der Bürger in meine

Residenz getragen worden; kaum aber hatte ich sie betreten, als alles, wie auf einen Zauberschlag, vor mir zurückwich, kalt gegen mich wurde."[34]

Nein, er selbst war kalt gegen alles geworden. Von neuem packte ihn der Trübsinn; wieder wollte er nichts, wie vor Borodino; er verfiel in den ‚lethargischen Schlaf', wie vor Leipzig: er sieht und hört alles und kann nicht erwachen, kann keinen Finger rühren, wenn man ihn in den Sarg legt und in die Erde eingräbt.

Ludwig XVIII. hat Frankreich eine Verfassung, die Charte constitutionnelle, gegeben. Bonaparte darf nicht hinter dem Bourbon zurückstehen. „Napoleon, schränke deine Macht ein," liegen die alten Jakobiner des Konvents und die neuen Liberalen der Restauration ihm in den Ohren. „Frankreich will frei sein ... Morgen hast du Rebellen statt Untertanen, wenn du keine Freiheit gibst."[35]

Benjamin Constant, ein neuer Sieyès-Homunkulus und Vater totgeborener Verfassungen, entwirft eine liberale Charte – die Zusatzakte zu der Reichsverfassung, Acte additionnel.

Nur im ‚lethargischen Schlaf' konnte man in einem solchen Augenblick, angesichts der Millioneninvasion, vom Reitpferde steigen, um sich in den parlamentarischen Wagen zu setzen, sich aus dem revolutionären Diktator in einen konstitutionellen Monarchen verwandeln.

Er fühlt das selbst. „Man stößt mich auf einen Weg, der nicht der meine ist, man schwächt mich, legt mir Fesseln an. Frankreich sieht mich und findet mich nicht. ‚Wo ist die frühere Hand des Kaisers, die Europa zur Ruhe bringen könnte?' fragt Frankreich."[36]

„Gegen seine Überzeugung wurde er zum Liberalen; er machte sich zum Krüppel und beraubte sich der Kraft. „Er war nicht mehr er selbst," sagt ein alter ehrlicher Jakobiner.[37]

Am 1. Juni findet die Feier der neuen Verfassung statt, der ‚Benjamine', wie man sie benannt hat, eine Versammlung der Wählerkollegien, die für die Zusatzakte gestimmt haben; es ist eine feierliche und trübselige Zeremonie auf dem Maifeld, dem früheren Marsfeld. Kardinäle zelebrieren die Messe, und der Kaiser, der den inmitten des Platzes errichteten Thron besteigt, leistet, die Hand auf dem Evangelienbuch, den Eid auf die Verfassung. Man hat geglaubt, er werde in der einfachen Jäger- oder Grenadieruniform der alten Garde erscheinen, wie bei Marengo oder Austerlitz; statt dessen trägt er eine altrömische Purpurtunika, einen mit goldenen Bienen übersäten Mantel, weiße Atlashosen und einen schwarzen spanischen Hut mit weißen Federn. „Welch eine Maskerade!" flüstert man in der Menge. Ja, eine unheilkündende Maskerade: ein Hauch von Verwesung geht von ihr aus, wie von einem, der aus dem Grabe gestiegen ist.

Am 7. Juni findet die erste Sitzung der neuen Kammer in Gegenwart des Kaisers statt. Er hält eine Rede: „Im Laufe von drei Monaten haben die Umstände und das Vertrauen des Volkes mich mit einer unumschränkten Machtvollkommenheit ausgestattet. Heute geht der glühendste Wunsch meines Herzens in Erfüllung: ich gründe eine konstitutionelle Monarchie. Es liegt nicht in der Macht der Menschen, die Geschicke der Völker zu sichern; das können nur Institutionen."[38]

„Es liegt nicht in der Macht der Menschen," das bedeutet: er, der Mensch, ist machtlos. Dies war seine zweite und schlimmere Abdankung.

„Trotz all seiner Selbstbeherrschung konnte er den Schmerz und den Zorn, die dieses Geständnis ihn kostete, nicht verbergen. Sein Gesicht war totenbleich, die Züge verzerrt, die Stimme durchdringend schrill."

So mußte der plötzlich ertaubte Beethoven empfinden,

wenn er beim Spielen einer Symphonie falsche Töne anschlug, dies selbst fühlte und es doch nicht ändern konnte.

Die beiden ersten verbündeten Armeen, die englisch-holländische unter Wellington und die preußische unter Blücher, wollten sich vereinen, um über die belgische Grenze in Frankreich einzubrechen. Dies war nur die Vorhut, hinter ihr standen die Reserven: Österreicher, Schweden, Russen – dieselbe Millionenlawine wie im vergangenen Jahr.

Es war dem Kriegsminister Davoust im Laufe von drei Monaten gelungen, hundertdreißigtausend Mann zu mobilisieren. Der kleinere Teil bestand aus den Trümmern der Großen Armee, der größere aus ‚Marie-Luisen'. Es waren die letzten Blutstropfen aus Frankreichs Adern. Das Land glich in diesem Augenblick einem zuschanden gerittenen Pferde unter einem tollgewordenen Reiter: es konnte jeden Moment stürzen und ihm das Genick brechen.

Möglich aber, daß diese letzten die besten waren. „Um einen Begriff von dem Enthusiasmus der französischen Armee zu bekommen," schreibt ein englischer Spion aus Paris an den Herzog Wellington, „braucht man nur einen Vergleich zwischen dem Jahr 1792 und jetzt zu ziehen; ja, noch mehr als damals ist heute das Übergewicht auf Seiten Bonapartes." – „Die Gefühle, die das Heer beseelen, sind weder Patriotismus, noch Enthusiasmus; es ist die rasende Wut auf den Feind, um des Kaisers willen," schreibt der französische General Foy in seinem Tagebuch. Und ein französischer Deserteur erklärt kurzweg: „Es sind Besessene."[39]

„Noch nie hatte Napoleon eine so furchtbare und zerbrechliche Waffe in der Hand gehabt," sagt der beste Schilderer des Jahres 1815.

Furchtbar und zerbrechlich zugleich, denn ihre Spitze war allzu scharf geschliffen; sie konnte jeden Augenblick brechen. Mit einer solchen Armee ist es ebenso leicht zu siegen, wie besiegt zu werden; alles hängt von ihrem Geist ab, der Geist aber vom Führer.

Wer ist er denn – eine Bestie, die sich von der Kette losgerissen hat, ein entsprungener Sträfling, ein Wahnsinniger mit einem Rasiermesser in der Hand, wie die Verbündeten glauben, oder immer noch der Führer, der die Seinen durch die Hölle ins Paradies führt, wie Frankreich denkt? Das sollte die größte Schlacht der neuen Zeit entscheiden – Waterloo.

WATERLOO

1815

„Ich siege bei Waterloo," sagt Napoleon auf St. Helena. Daß Waterloo eine Niederlage Napoleons war, wissen alle; nur er allein weiß, daß es ein Sieg war. „Ich siege bei Waterloo und stürze im selben Augenblick in den Abgrund."[1] Doch ehe er hinabstürzte, schwang er sich so hoch empor wie nie bisher. Sein ganzes Leben ist einer der höchsten Gipfel menschlichen Wollens, und die Spitze dieses Gipfels ist Waterloo.

„Napoleon führte seinen letzten Feldzug mit der Tatkraft eines dreißigjährigen Generals," versichert der beste Schilderer dieses Krieges.[2] Mit dreißig Jahren ist Napoleon, der Sieger von Marengo, die Sonne im Zenith; bei Waterloo leuchtet dieselbe Sonne. Verhält es sich so, dann ist er zur rechten Zeit aus seiner ‚Lethargie' erwacht; er war tot und ist nun dem Leben wiedergegeben.

Dies ist das eine von zwei Zeugnissen, das andere, das von dem englischen Marschall Wolseley stammt, lautet:

„Napoleon war während des ganzen Feldzuges von Lethargie befangen."[3]

Wem soll man glauben? Oder ist der Widerspruch nur scheinbar?

„Ich besaß nicht mehr das Gefühl des entscheidenden Erfolges," fährt Napoleon in der Erinnerung an Waterloo fort. „War es, daß die Jahre, die dem Glück meist günstig sind, zu schwinden begannen; war es, daß das Wunderbare meines Schicksals in meinen eigenen Augen und in meiner Phantasie verblaßte – aber ich fühlte zweifellos, daß mir etwas fehlte. Es war nicht mehr das frühere Glück, das sich unausgesetzt an meine Fersen geheftet und mich mit seinen Gaben überschüttet hatte; es war das strenge Schicksal, dem ich sie gleichsam mit Gewalt entriß und das sich unverzüglich an mir rächte; denn es ist merkwürdig, daß ich damals keinen einzigen Erfolg errang, dem nicht sofort ein Fehlschlag gefolgt wäre." – „Und ich muß sagen, daß alle diese Schicksalsschläge mich mehr niederdrückten als wunderten; mein Instinkt sagte mir, daß der Ausgang unglücklich sein werde. Nicht daß dies alles meine Entschlüsse und Taten beeinflußt hätte, aber ich hatte ein inneres Gefühl für das, was mich erwartete."[4]

Oder richtiger, zwei Gefühle lösten einander in seiner Seele ab, sie blinkten wie zwei Lichter: das Gefühl des Auffluges und das Gefühl des Sturzes. Und mochte er auch aus der ‚Lethargie' erwachen – ihr Schleier blieb an ihm haften; mochte er auferstehen – ein toter Punkt blieb als schwarzer Fleck auf dem strahlenden Leib des Auferstandenen zurück. Er wußte, während er siegte, daß er besiegt werden würde; aber er wußte es nicht mit Bestimmtheit und mußte kämpfen bis ans Ende. Um so zu kämpfen, muß man Riesenkräfte haben. Und das eben bedeutet: Waterloo ist in der Geschichte einer der höchsten Gipfel menschlichen Wollens.

Napoleons Plan war, die beiden feindlichen Heere, die Belgien besetzt hielten – das englisch-holländische unter Wellington, und das preußische unter Blücher – nach einander zu schlagen, ehe sie Zeit gefunden hätten, sich zu vereinigen. Zu diesem Zweck mußte er sich zwischen sie schieben und den Punkt auf der Brüsseler Landstraße, wo sie sich voraussichtlich treffen würden, ermitteln. Dort wollte er dann „niedergehen, wie ein Blitz".

In aller Frühe des 15. Juni überschritt die französische Vorhut die belgische Grenze, ging bei Charleroi über die Sambre, schlug die zweiunddreißigtausend Mann starke Vorhut des preußischen Generals Zieten mit Leichtigkeit zurück und schob sich sofort gegen Norden vor. Das ganze wunderbar gelungene Manöver hatte sich mit derselben mathematischen Genauigkeit und prophetischen Hellsichtigkeit vollzogen, wie in den strahlenden Tagen von Austerlitz und Friedland.

Die preußische Armee, die von Osten, aus Namur, und die englische, die von Norden, aus Brüssel, heranrückte, mußten auf der Straße, die aus Nivelles nach Namur führt, zusammentreffen. Hier beschloß Napoleon, das Heer in Gabelform aufzustellen: die rechte Flanke gegen Osten gewandt im Flecken Sombreffe auf der Straße von Namur, die linke gegen Westen auf der Brüsseler Straße in Quatre-Bras, wo die beiden Straßen sich kreuzen. Er selbst nahm in Fleurus, der Spitze des Dreiecks, das diese Punkte bildeten, Aufstellung, um sich am nächsten Tage auf diejenige von den beiden feindlichen Armeen zu stürzen, die als erste herankommen würde. Sollten sie aber beide ausweichen, so würde er Brüssel ohne einen Kanonenschuß besetzen.

„Guten Tag, Ney, ich freue mich sehr, Sie zu sehen," sagte der Kaiser zu dem soeben an der Front eingetroffenen General. „Sie übernehmen das Kommando des 1. und

2. Korps. Gehen Sie, drängen Sie den Feind auf der Brüsseler Straße zurück und beziehen Sie die Stellung auf Quatre-Bras ein."[5]

Daß diese Stellung die Achse der ganzen bevorstehenden Operation, ja, vielleicht des ganzen Feldzugs war, wußte Napoleon sehr gut. „Das preußische Heer ist verloren, wenn Sie entschlossen handeln. Das Schicksal Frankreichs ist in Ihre Hand gegeben," sagte er am nächsten Tag zu Ney. Durch diesen Auftrag, das Zeichen höchsten Vertrauens, bewies er, daß er ihm nichts nachtrug – weder Fontainebleau, noch den ‚Käfig'.

Ney erhielt diesen Befehl um drei Uhr nachmittags. Er hätte Quatre-Bras um fünf Uhr erreichen und die schwach verteidigte Stellung mit Leichtigkeit nehmen können; doch er verzögerte sich unterwegs, gab sich mit nebensächlichen Dingen ab; als er sich schließlich nach sieben Uhr abends mit einer kleinen Vorhut – die Hauptkräfte hatte er zurückgelassen – der Stellung näherte, war sie bereits von viertausend Mann Nassauischer Infanterie besetzt. Vielleicht wäre es auch da noch nicht zu spät gewesen, wenn dieser Tapferste der Tapfern nicht zum erstenmal im Leben erschrocken wäre, da er sich einbildete, das ganze englische Heer vor sich zu haben; er verschob den Kampf auf den nächsten Tag, um seine Reserven heranzuziehen. In derselben Nacht konzentrierte Wellington seine ganze Armee auf Quatre-Bras, so daß Ney nichts mehr auszurichten vermochte. Und das schlimmste war, daß der Kaiser, der gar keine Nachrichten von ihm erhielt, der Meinung war, alles ginge, wie es sollte. Die Achse des Rades war gebrochen, Napoleon aber rollte immer weiter auf ihm fort.

Es ist schwer zu verstehen, was in jenen verhängnisvollen Stunden über Ney gekommen war, als das Schicksal des Kaisers, das Schicksal Frankreichs in seinen

Händen lag. Er schien von Napoleons ‚Lethargie' angesteckt worden zu sein; der Kaiser war erwacht, Ney aber eingeschlafen.

Die Zinken der Gabel hatten sich nicht so geöffnet, wie es sein sollte: die linke hatte die Brüsseler Straße, die rechte die von Namur noch nicht erreicht, als die preußische Vorhut Blüchers dort plötzlich auftauchte. Immerhin war die Hauptsache getan: Wellington war von Blücher getrennt worden.

Am Morgen des 16. Juni erfuhr Napoleon, daß die ganze preußische Armee gegen ihn in Anmarsch sei. „Vielleicht wird das Schicksal des Feldzugs in drei Stunden entschieden sein," sagte der Kaiser. „Wenn Ney meinen Befehl richtig ausführt, wird uns nicht eine einzige Kanone des preußischen Heeres entgehen."

Ein neuer Befehl fliegt zu Ney: „Der Kaiser greift den Feind auf der von ihm eingenommenen Stellung zwischen Brye und St. Amand an. Der Kampf ist schon im Gange. Treffen Sie unverzüglich Anordnungen, um den ersten Flügel des Feindes zu umgehen und ihm aus nächster Nähe in den Rücken zu fallen. Diese Armee ist verloren, wenn Sie entschlossen handeln. Das Schicksal Frankreichs liegt in Ihren Händen."[6]

Um drei Uhr nachmittags begann der Kampf in zwei Ortschaften, in St. Amand und Ligny. Der Kaiser erwartete Ney gegen sechs Uhr; sobald er den Donner der Geschütze im Rücken der Preußen hören würde, wollte er die Reserven auf das feindliche Zentrum werfen, den Feind zermalmen, ihm den Rückzug nach Sombreffe abschneiden und ihn mit den Bajonetten in Neys Bajonette jagen: von den sechzigtausend Preußen würde kein einziger entrinnen.

Es wurde sechs, sieben Uhr – Neys Geschütze donnerten noch immer nicht. Plötzlich erschien im Rücken der

Franzosen, bei Fleurus, eine unbekannte Kolonne von dreißigtausend Mann. Wer waren sie? Engländer? Preußen? Ein dunkles ahnungsvolles Erinnern preßt das Herz des Kaisers zusammen: wo und wann war das schon einmal gewesen – oder würde es erst sein? „Verrat! Rette sich wer kann!" schreien die Soldaten beim Anblick der heranrückenden Kolonne und fliehen. Um die Fliehenden aufzuhalten, müssen die eigenen Geschütze gegen sie gewendet werden.

Nein, es war – wird – nicht hier geschehen, nicht gleich. Die unbekannte Kolonne ist das Korps des Generals Erlon, der sich von Ney losgelöst und ein falsches Manöver ausgeführt hat. Ney ist nicht gekommen – und wird auch nicht kommen. Die Achse des Rades ist gebrochen – es ist nichts mehr da, worauf man weiterfahren könnte; das wichtigste Manöver ist mißlungen; die preußische Armee wird nicht vernichtet werden. Man kann sie aber schlagen und von der englischen abschneiden. Der Kaiser kommandiert den letzten Angriff mit den Reserven.

Gleichzeitig eröffnen alle Batterien das Feuer auf die Höhen von Ligny. Die Garde wird nach Divisionen in Kolonnen aufgestellt: der Kaiser selbst führt sie in den Kampf.

In diesem Augenblick entlädt sich ein Gewitter. Geschütze antworten dem Donner, Gewehrschüsse den Blitzen, als würde ein und derselbe Kampf auf der Erde und am Himmel ausgefochten. Dachte Napoleon daran, wie er vor zwanzig Jahren, bei der Belagerung von Toulon, im Gewitter zum Angriff auf die englische Schanze marschiert war? Sein ganzes Leben zwischen diesen beiden Gewittern war ein Gewitter Gottes gewesen.

Gegen acht Uhr wird das preußische Zentrum durchbrochen und der Rückzug beginnt. Der Wind treibt die

Wolken nach Osten, im Westen wird es hell, und Blücher sieht, von der Höhe eines Hügels aus, sein ganzes fliehendes Heer. Doch „er hält sich nicht für besiegt, solange er noch kämpfen kann."[7] Er wirft seine letzten Reserven in den Kampf und geht selbst, ein siebzigjähriger Greis, wie ein feuriger Jüngling mit ihnen ins Feuer.

Der Kampf währt bis zur Nacht. Blüchers Pferd wird verwundet, stürzt zusammen und begräbt ihn unter sich.

Sein Adjutant, Graf Nostitz, eilt ihm zu Hilfe. In diesem Augenblick sprengt eine Schwadron französischer Kürassiere zur Attacke dicht an ihnen vorbei, fast über sie hinweg und erkennt die beiden in der Dunkelheit nicht; eine Minute später jagt sie, zurückweichend, wieder an ihnen vorüber und erkennt sie abermals nicht. Nostitz ruft preußische Dragoner herbei. Blücher wird unter dem Pferd hervorgezogen; übel zugerichtet, halb ohnmächtig setzt man ihn auf das Pferd eines Unteroffiziers und schafft ihn weit hinter die Front, mitten in den Strom der Flüchtenden. Deren gibt es eine Unmenge: morgen werden zwischen Lüttich und Aachen achtzigtausend Mann angehalten werden.

„Der alte Blücher hat ein Tüchtiges mit dem Knie in den Hintern gekriegt! Achtzehn Meilen weit ist er zurückgerollt," sagt Wellington mit seinem gewohnten Lachen, das so klingt, als kratze man mit einem Nagel auf Glas. „Da werden wohl auch wir zurückgehen müssen. In England wird es heißen, man habe uns zurückgeblasen, aber ich kann nichts dagegen machen."[8]

Am Morgen des 17. Juni erfährt Napoleon, daß die Preußen auf Lüttich und Namur zurückgehen, daß Wellington noch immer in Quatre-Bras steht und Ney in seiner ‚Lethargie' verharrt.

„Ich greife die Engländer an, verfolgen Sie die Preu-

ßen,"[9] sagt der Kaiser dem General Grouchy, ohne die verhängnisvolle Schwere seiner Worte zu fühlen.

Grouchy fühlt sie. Noch nie, während seiner ganzen langen Dienstzeit, ist ihm ein so großer Auftrag geworden: er wird es mit dem ganzen preußischen Heer zu tun haben, das, wenn auch geschlagen, immer noch furchtbar ist, wie ein verwundetes, gereiztes Tier. Er, der heldenmütige Reitergeneral, ist ein Mann von festem Willen, klug, gewissenhaft; aber er ist ein „Mann der Stunde,"[10] der nur ein Unternehmen übersehen, seine Kraft nur einer Sache widmen kann, ein Lokaltaktiker, kein allesübersehender Stratege. Und das schlimmste: er fühlt dies selbst, und dieses Gefühl muß ihn beim Handeln hemmen, lähmen, wie eine Paralyse. Doch ein Marschall von Frankreich kann nicht sagen: „Erlassen Sie es mir, Majestät – ich habe Angst!" Die Zunge würde ihm nicht gehorchen. Es ist auch schon zu spät: der Kaiser gibt ihm genaue Instruktionen; er soll Blücher mit dreiunddreißigtausend Mann auf den Fersen folgen und bemüht sein, in Erfahrung zu bringen, wohin er geht, und ob er sich mit Wellington vereinen will und kann.

Oh, wenn Napoleon wüßte, was er tut! Doch er weiß, er sieht es nicht; jemand führt ihn, wie einen Blinden, an der Hand.

Blücher ist erledigt – nun bleibt noch Wellington. Gegen Mittag galoppiert der Kaiser mit der leichten Reiterei – die übrigen Truppen folgen ihr alle nach – auf der Straße von Namur nach Quatre-Bras. Unterwegs erfährt er, daß Wellington Quatre-Bras verlassen hat oder im Abmarsch begriffen ist; nur Lord Uxbridge mit der leichten Kavallerie sei noch dort, um den Rückzug des Heeres zu decken. Blücher ist gestern entkommen – heute wird Wellington entschlüpfen. „Es gab keinen einzigen Erfolg, dem nicht gleich ein Fehlschlag gefolgt

wäre." Hätte eine unsichtbare Macht ihn nicht behindert, seine Füße nicht in eine Schlinge verstrickt, so hätte Napoleon nicht gezögert, wie Ney in seiner ‚Lethargie', er wäre früher, vielleicht nur um sechs Stunden früher, ausmarschiert, er hätte Wellington erreicht und vernichtet – den ganzen Feldzug mit diesem letzten Schlag beendet. Vielleicht war es aber auch jetzt noch nicht zu spät.

Kürassiere, Jäger, Ulanen, berittene Batterien der Garde jagen in schnellem Trab auf der Chaussee dahin. Der Kaiser mit den diensttuenden Schwadronen allen voran.

Bei der ersten Nachricht von dem Heranrücken der Franzosen läuft Lord Uxbridge auf die Landstraße. Da ist auch Wellington, zum Aufbruch bereit. Der Feind ist noch weit – man sieht nur Metallreflexe in der Sonne aufblitzen. „Das sind Bajonette," sagt Wellington. Doch durch den Feldstecher erkennt er die Kürassiere; er übergibt Uxbridge das Kommando über die Nachhut, schwingt sich aufs Pferd und jagt seinem abziehenden Heer im Galopp auf der Brüsseler Straße nach, geradeswegs nach Norden, auf Waterloo zu.

Zwei Uhr nachmittags. Schwarze, vom Winde gepeitschte Wolken türmen sich am Himmel. Der Sturm kommt aus Nord-West. Quatre-Bras liegt schon im Schatten, während die Straße, auf der die Franzosen heranrücken, noch immer von der Sonne beschienen ist.

Uxbridge hält zu Pferde neben einer leichten berittenen Batterie; die Mündungen der Geschütze sind auf die Franzosen gerichtet. Plötzlich taucht in der Ferne, auf der Höhe eines Hügels, ein Reiter mit einer kleineren Abteilung Soldaten auf. Der Reiter und sein Pferd werden von hinten beleuchtet, heben sich schwarz, wie aus Bronze gegossen, von dem hellen Himmel ab.

„Feuer! Feuer! Und zielt ordentlich!" schreit Uxbridge, den Kaiser erkennend. Die Geschütze donnern.

Napoleon befiehlt der berittenen Garde-Batterie vorzurücken. Doch Uxbridge setzt den Zweikampf nicht fort: er erschrickt über die große Nähe der Franzosen, läßt die Geschütze abprotzen und zieht schleunigst ab.

In diesem Augenblick bricht das Gewitter los. Unter zuckenden Blitzen und grollendem Donner, von Regen und Sturm gepeitscht, jagen die englischen Husaren und Kanoniere ‚... wie Wahnsinnige' im Galopp davon. „Wie eine Fuchshatz mutete diese Verfolgung an," berichtet ein Augenzeuge.

„Schneller, schneller, um Gottes willen, schneller!" schreit Lord Uxbridge so entsetzt, als jage der apokalyptische Reiter unter Blitz und Donner hinter ihm her."

Sie galoppieren auf der Brüsseler Straße nach Norden, auf Mont St. Jean-Waterloo zu, wohin die ganze englische Armee sich bereits am Morgen zurückgezogen hat. Erst bei Genappe, hinter der Dyle, die er als erster überschritten hat, stellt Uxbridge am jenseitigen Ufer seine Batterien auf und läßt auf die Verfolger feuern. Die Franzosen vertreiben ihn und jagen ihn weiter, doch die Verfolgung wird bereits langsamer: der Wolkenbruch hat die Straße in einen Strom, das Feld in einen Sumpf verwandelt, in dem die Pferde bis an die Knie versinken.

Am Abend erreichen sie den Pachthof Belle-Alliance auf dem flachen Abhang des gleichnamigen hohen Hügels, den man schon fast einen Berg nennen kann. Ihm gegenüber erhebt sich ein zweiter Berghügel mit einer ähnlichen Anhöhe, der Mont St. Jean, eine sehr starke Stellung, wo Wellington sich befestigt hat. Die ganze Gegend hieß nach einer kleinen Ansiedlung, die im Rücken der Engländer lag – Waterloo. Zwischen den Hügeln war eine tiefe Mulde. Von den Höhen der Hügel sah man, bis an den Rand des Himmels, unübersehbare, kaum merkbar wogende Felder mit reifendem Korn; hier

und da schmale Waldstreifen und schlanke Kirchtürme über den Dörfern: das alte stille Flandern. Jetzt aber war dies alles in bleifarbene, regenschwere Abenddämmerung gehüllt.

Die englische Reiterei sauste in die Mulde hinab und kletterte schlecht und recht den schlüpfrigen Abhang des Mont St. Jean hinauf.

Napoleon machte halt, da er nicht wußte, was er vor sich hatte – die ganze englische Armee oder nur die Nachhut. Er ließ ein paar Probeschüsse abgeben und erkannte an der Antwort der englischen Batterien, daß die ganze feindliche Armee sich auf dem Mont St. Jean befand.

Es war zu spät am Tage, um noch einen Kampf zu beginnen, auch waren die Hauptstreitkräfte der Franzosen noch weit zurück.

„Ich möchte die Sonne anhalten, wie Josua!" rief Napoleon aus.[12]

Er verschob die Schlacht auf morgen, den 18. Juni, und ließ das Lager bei Belle-Alliance aufschlagen; er selbst bezog in der Meierei Caillou Nachtquartier, in einem sauberen Häuschen, das die Braunschweiger kurz vorher ausgeraubt und besudelt hatten. Im Kamin wurde ein großes Feuer angefacht, damit der Kaiser sich trocknen konnte: bei dem Regenguß vorhin war er bis auf die Knochen naß geworden, „als wäre er aus der Badewanne gestiegen".

Um neun Uhr abends erfuhr er durch Kundschafter, daß Blücher nicht nach Lüttich, sondern nach Wavre marschiere – also wieder eine Vereinigung mit Wellington anstrebe. Doch diese Nachricht regte ihn nicht weiter auf: würde Blücher sich wohl erkühnen, sechsunddreißig Stunden nach den Prügeln bei Ligny, mit dreißigtausend Franzosen im Rücken, einen Flankenmarsch von Wavre nach Mont St. Jean auszuführen? Und hätte er es auch ge-

wagt – konnte die geschlagene, entmutigte Armee einen Kampf annehmen?

In der Nacht schlief der Kaiser nur wenig: er erwachte um ein Uhr nachts, machte, nur von General Bertrand begleitet, die Runde bei den Vorposten, abermals unter strömendem Regen. Er befürchtete stark, Wellington könnte ihm entweichen. Er lauschte, versuchte durch Regen und Finsternis wahrzunehmen, ob keine Biwakfeuer, keine Bewegung im englischen Lager zu sehen sei. Nein, es war alles still und dunkel; das Lager lag in tiefstem Schlaf.

Es dämmerte schwach, als Napoleon in die Meierei Caillou zurückkehrte. Hier erwartete ihn ein Brief von Grouchy: Blücher marschiere in zwei Kolonnen, die eine anscheinend nach Lüttich, die andere nach Wavre; sollten diese Nachrichten sich bestätigen, so würde er, Grouchy, Blücher nachjagen, um ihn von Wellington abzuschneiden. Ein Prachtmensch, dieser Grouchy, ganz anders als der ‚lethargische' Ney! Der Kaiser war so beruhigt, daß er ihm nicht einmal neue Instruktionen schickte: es war auch so alles klar, wie zweimal zwei gleich vier. Daß zweimal zwei auch fünf sein kann, wenn das Schicksal es so will, daran dachte er nicht. Oh, wenn er gewußt hätte, wie der siebzigjährige Jüngling, der Feldmarschall ‚Vorwärts', am Abend vorher auf seinem Strohlager vor Schmerzen in den alten Knochen geächzt und dazu gemurmelt hatte: „Ich lasse mich aufs Pferd binden, aber die Schlacht versäume ich nicht!" Wie Blücher, der Sohn, so ist auch Preußen, die Mutter: das ganze Land denkt nur eines – ‚Vorwärts'! Für Preußen ist zweimal zwei augenblicklich fünf.

Am Morgen meldeten die auf Kundschaft ausgesandten Offiziere, belgische Spione und Überläufer dem Kaiser, daß die englische Armee ihre Stellung in der Nacht nicht

verlassen habe. Es würde also zum Kampf und zum Sieg kommen, so sicher, wie zweimal zwei gleich vier! Die bleiche Sonne zwischen den Wolken – die auferstandene Sonne von Austerlitz – „wird den Untergang der englischen Armee beleuchten."[13]

Eines nur ist schlimm: der Kampf kann nicht begonnen werden, wann der Kaiser es will und für nötig hält. Der Regen hat zwar aufgehört, aber es ist ein solcher Schlamm entstanden, daß man die Geschütze nicht fortbewegen kann und warten muß, bis es trockener wird. Jede Stunde des Aufschubs aber kommt Blücher zu Hilfe.

Napoleon geht ungeduldig im Zimmer auf und ab; hin und wieder tritt er ans Fenster und blickt auf den Himmel.

Um fünf Uhr befiehlt er, den Kampf um neun zu beginnen. Doch um neun Uhr sind die Truppen noch immer nicht in ihren Stellungen: sie putzen die Waffen, kochen Suppe.

„Die englische Armee ist der unseren um ein reichliches Viertel überlegen, und dennoch sind neunzig Chancen für uns, und keine zehn gegen uns," sagt Napoleon, als er mit den Generälen vom Stab in Caillou frühstückt.

Da trat Ney ein, jetzt nicht mehr von seinem ‚lethargischen Schlaf' befangen: er war bereits gestern bei Quatre-Bras erwacht und hatte das Unheil erkannt, das er angerichtet. Er trug eine so erbärmliche Miene zur Schau, daß der Kaiser nicht das Herz hatte, ihn abzukanzeln, wie er es verdiente.

Ney hatte beim Eintreten die Worte des Kaisers gehört und sagte:

„Alle Chancen wären für uns, Majestät, wenn Wellington die Dummheit beginge, auf uns zu warten. Aber er ist bereits im Rückzug begriffen, und wenn Sie sich nicht beeilen, ihn anzugreifen, so entwischt er uns . . ."

„Sie haben schlecht gesehen," entgegnete Napoleon,

„zum Rückzug ist's zu spät, und wenn er auch zurückgeht – er ist trotzdem verloren: die Würfel sind gefallen, und zwar zu unseren Gunsten!"

Marschall Soult hatte dem Kaiser am Abend vorher den Rat gegeben, die Hälfte der Truppen Grouchys anzufordern, da die Leute hier, in dem großen Kampf gegen die so standhafte und furchtbare englische Armee, nötiger seien. Denselben Rat wiederholte er auch heute.

„Wellington hat Sie geschlagen, deshalb erscheint er Ihnen als ein so großer Heerführer," antwortete der Kaiser erzürnt. „Und ich sage Ihnen: Wellington ist ein schlechter General, und die Engländer sind schlechte Soldaten. Wir werden die ganze Sache erledigen, wie unser Frühstück!"

General Reille trat ein. Napoleon fragte ihn, wie er über die Engländer denke.

„Es sind tapfere Soldaten, Majestät! Ihre Standhaftigkeit und ihre Zielsicherheit sind so groß, daß man ihnen mit einem einfachen Angriff nicht beikommen kann, höchstens durch eine Finte."[14]

Reille kannte die Engländer vom spanischen Krieg her gut; Napoleon hingegen kannte sie kaum. Er hätte auf Reille hören sollen, tat es aber nicht: dieselbe Macht, die ihm gestern Grouchy gegenüber die Augen geschlossen, verschloß ihm jetzt die Ohren gegenüber Reille.

Der Himmel hellte sich auf, die Sonne strahlte, ein frischer Wind trocknete die Wege. Die Artilleriekommandeure meldeten, daß die Geschütze bald in Bewegung gesetzt werden könnten.

Napoleon bestieg sein Pferd und machte die Runde um die Truppen. „Noch niemals hatten die Leute so begeistert geschrien: ‚Es lebe der Kaiser!' Es grenzte an Wahnsinn," berichtet ein Augenzeuge. „Die Nähe der englischen Truppen, die wir als dunkelrote Linie in ungefähr tausend

Schritt Entfernung sahen, verlieh diesen Rufen etwas Feierliches und Erregendes."[15]

Die Franzosen erkannten so klar wie nie zuvor, daß sich das Schicksal nicht nur Frankreichs, sondern auch das des Menschen – der Menschheit – unverzüglich an Ort und Stelle entscheiden werde.

Um elf Uhr waren die Truppen noch immer nicht aufgestellt. Napoleon befahl, um ein Uhr anzugreifen. Entgegen dem Rate Reilles, beschloß er, nicht zu manövrieren, sondern mit einem jähen Schlag gegen das englische Zentrum vorzugehen, es zu durchbrechen, hinter Mont St. Jean zurückzuwerfen, und dann, wenn der Sieg schon in seinen Händen war, den Umständen gemäß zu handeln. Genau wie damals, als er, der Dreißigjährige, im Zenith seines Glücks gestanden, „setze er alles auf eine Karte".[16]

Um ein Viertel nach elf befahl er einen kleinen einleitenden Angriff auf das Schloß Hougomont, das, unten in der Talmulde im Walde gelegen, die vorderste Stellung der Engländer bildete.

Der erste Kanonenschuß erdröhnte. Die englischen Offiziere sahen auf ihre Uhren: es war halb zwölf.

Hougomont ist erst der Anfang des Kampfes, aber ein so blutiger, daß man daran ermessen kann, wie die Schlacht sich weiterentwickeln muß. Indes bereitet Napoleon den Hauptangriff vor: er stellt vorn und auf dem rechten Flügel von Belle-Alliance eine Batterie von achtzig Geschützen auf, die das englische Zentrum zerschmettern soll. Gegen ein Uhr läßt Ney dem Kaiser melden, daß alles bereit sei und er auf den Befehl zum Angriff warte. Napoleon überblickt das Schlachtfeld zum letztenmal, ehe der Rauch der Batterien wie ein Vorhang zwischen den Hügeln emporsteigt. In einer Entfernung von etwa zehn Kilometern, nordöstlich, sieht er auf halbem Wege von

Wavre etwas wie eine dunkle Wolke, die aus dem Walde von St. Lambert hervorzudringen scheint. Er begreift sofort, was dies bedeutet, fragt die Stabsoffiziere aber trotzdem nach ihrer Meinung. Die Ansichten sind geteilt: die einen sagen, es sei ein Wald oder der Schatten einer Wolke; die anderen halten es für eine marschierende Kolonne in französischen oder preußischen Uniformen. Soult sieht ganz deutlich, daß es ein starkes Korps ist.

Das dunkle vorahnende Erinnern preßt dem Kaiser das Herz zusammen: wo, wann war das – oder wird es sein? Ist das etwa Blücher? Nein, es ist noch nicht Blücher. Ein gefangener preußischer Offizier sagt aus, daß es die Vorhut des preußischen Generals Bülow sei, die sich St. Lambert nähere. Napoleon hofft oder will hoffen, daß dieses Korps keine Armee ist. Der Gefangene verschweigt, daß das ganze Heer Bülows folgt.

„Bülow steht im Begriff, unsern rechten Flügel anzugreifen," schreibt Napoleon an Grouchy. „Verlieren Sie keine Minute, vereinigen Sie sich mit uns, um Bülow zu überrumpeln und zu schlagen."[17]

„Am Morgen hatten wir neunzig Chancen, jetzt sind es sechzig gegen vierzig. Wenn Grouchy seinen furchtbaren Fehler gutmacht, nicht trödelt und schnell heranrückt, so wird der Sieg um so entscheidender sein, da wir das Korps Bülow vollständig vernichten werden," sagt der Kaiser zu Soult.[18]

Der schweigt mürrisch, obwohl er den Kaiser an seinen klugen Rat hätte erinnern können, die Hälfte von Grouchys Truppen heranzuholen.

Gegen zwei Uhr erteilt Napoleon dem General Ney den Befehl zum Angriff: der halbe Tag ist verloren, und jede Stunde, jede Minute kommt Blücher zugute.

Vier Infanteriedivisionen stürmen in die Talmulde hinab; der größere Teil bleibt unten, bei dem noch immer

nicht genommenen Hougomont und bei La Haye Sainte, einem zweiten englischen Vorposten; die kleinere Hälfte erklimmt die schlüpfrigen Abhänge des Mont St. Jean und hat die Höhe des Hügels bereits erreicht; nur noch ein paar Schritte, um sich in den Stellungen festzusetzen, der Reiterei Zeit zu lassen, ihren Schlag zu führen, und der Sieg ist gewonnen.[19] Doch ein Gegenangriff der englischen Kavallerie wirft sie in das Tal zurück.

Drei Uhr. Der Kampf flaut ab, als ruhe er aus, um neue Kräfte zu sammeln.

Wellington hat nur das eine Ziel: sich bis zur Ankunft Blüchers zu halten. Die aber verzögert sich, und im englischen Hauptquartier befürchtet man, einer zweiten Attacke nicht standhalten zu können.

Diesen zweiten Angriff befiehlt Napoleon um halb vier und bereitet ihn durch ein Geschützfeuer vor, „wie es die ältesten Soldaten im ganzen Leben noch nicht gehört haben".[20] Doch auch der zweite Angriff mißlingt: die Woge erhebt sich, schlägt gegen einen Felsen und zerschellt. Reille hat recht behalten: „Den Engländern ist durch einen einfachen Angriff nicht beizukommen, höchstens durch eine Finte." Doch dazu ist es zu spät.

Ney hatte von Anfang an von einer großen Kavallerieattacke unter seinem persönlichen Kommando geträumt, um Quatre-Bras wettzumachen. Ohne den Befehl des Kaisers abzuwarten, stellt er auf dem Grund der Talmulde in aller Eile eine Schwadron von fünftausend Kürassieren, Ulanen und Jägern der Gardereiterei auf und führt sie auf den Mont St. Jean. Auch diese Woge zerschellt, fällt in das Tal zurück; doch sie erhebt sich wieder und dringt so weit vor, wie noch keine bisher: schon galoppieren die französischen Kürassiere auf der Anhöhe des Hügels, sie bemächtigen sich der Geschütze, durchbrechen die feindlichen Linien.

„Ich fürchte, nun ist alles zu Ende," sagt der englische Artillerieoberst Gould zu dem Hauptmann der Kavallerie Mercer.[21]

„Sieg! Sieg!" rufen die Generäle rings um den Kaiser. Er aber ist erstaunt und zornig, weil die beste Reiterei ohne seinen Befehl zum Angriff verwendet worden ist.

„Ney hat sich übereilt, das kann schlecht enden," sagt er, das Schlachtfeld überblickend, und fügt nach einigem Schweigen hinzu: „Ja, genau eine Stunde zu früh; aber nun ist nichts mehr zu machen, wir müssen ihn unterstützen." Und er befiehlt Kellermanns schwerer Reiterei, ihm zu Hilfe zu eilen.

Ob es zu früh oder zu spät ist, weiß er vielleicht selbst nicht, denn die Lage wird mit jedem Augenblick bedrohlicher: zwei Schlachten werden zugleich geschlagen – eine an der Front mit den Engländern, die zweite an den Flügeln mit den Preußen. Bülow ist schon herangekommen, hat den Flecken Plancenoit auf dem rechten Flügel der Franzosen genommen, droht, ihnen in den Rücken zu fallen und den Rückzug abzuschneiden. Die junge Garde kann dem Anprall kaum standhalten.

Auf dem Mont St. Jean hat sich nichts geändert: Welle auf Welle stürmt heran und zerschellt. Die Franzosen meinen, das könne nie ein Ende nehmen, die Engländer hingegen wissen, daß das Ende nahe ist. „Das Zentrum unserer Linie war entblößt," berichtet ein Augenzeuge. „In keinem Augenblick des Kampfes schien der Ausgang zweifelhafter."

Wellingtons Unerschütterlichkeit kommt ins Wanken. „Wenn es doch Nacht würde oder die Preußen kämen!" murmelt er. Er steht unter einer alten Rüster, am Kreuzungspunkt zweier Straßen, der nach Ohain und der Brüsseler, wo er fast während der ganzen Dauer der Schlacht verharrt. Die Kommandeure aller Truppenteile

kommen zu ihm gelaufen melden ihre verzweifelte Lage und fragen, was sie tun sollen.

„Aushalten!" antwortet Wellington.

Andere kommen mit derselben Frage.

„Aushalten, aushalten bis ans Ende!"[22]

Ney sieht oder fühlt, daß die englische Linie wankt; vielleicht hätte eine Handvoll frischer Truppen ausgereicht, um den letzten Schlag zu führen. Er schickt einen Adjutanten zum Kaiser und bittet um eine kleine Abteilung Infanterie. „Infanterie!" antwortet dieser. „Wo soll ich sie hernehmen? Soll ich sie etwa für euch gebären?"[23]

Dieselbe Antwort hatte er auf der Schewardiner Redoute gegeben, als er den Sieg von sich stieß wie ein übersättigter Liebhaber die Geliebte; bei Marengo und Arcole war es anders gewesen. Der tote Punkt war plötzlich als schwarzer Fleck auf dem strahlenden Leib des Auferstandenen erschienen.

Noch hat er acht Bataillone von der alten Garde und sechs von den mittleren Jahrgängen. Hätte er Ney in jenem Augenblick die Hälfte davon gegeben, so „wäre unser Zentrum durch diese Verstärkung durchbrochen worden," gesteht der beste englische Geschichtsschreiber Waterloos.[24] Doch Napoleon glaubt, daß er, auf die Garde allein angewiesen, ohne Kavalleriereserven, seine eigene Stellung nicht zu halten vermöchte. Der Augenblick ist für ihn nicht weniger bedrohlich als für Wellington. Die junge Garde ist dem Bülowschen Angriff bereits gewichen; die preußischen Kanonenkugeln wühlen die Erde bei Belle-Alliance auf; der Flügel der Franzosen ist umgangen, ihre Rückenfront bedroht.

Der Kaiser befiehlt den elf Bataillonen der Garde, ebenso viele Karrees zu bilden, stellt sie an der Brüsseler Straße gegenüber Plancenoit auf und schickt zwei Bataillone aus, um den Preußen diesen Ort zu ent-

reißen. Sie greifen an und erobern Plancenoit in zwanzig Minuten.

Ein Viertel nach sieben. Doch die Sonne geht klar unter; es kann also noch zwei Stunden lang hell bleiben: in dieser Zeit muß sich alles entscheiden.

Plötzlich ertönt in der Ferne, von Nordosten her, in der Richtung, aus der Bülow gekommen ist, Kanonendonner; er schwillt an, kommt näher, ist schon bei Limal, kaum zwölf Kilometer entfernt. Er ist es, endlich er, Grouchy! Der Prachtkerl! Er hat nicht getrödelt, ist rechtzeitig gekommen, hat Blücher doch noch eingeholt und schlägt sich jetzt mit ihm; ob er siegt oder nicht – das ist ganz gleich; er hält ihn auf, verhindert seine Verbindung mit den Engländern. Die Hand, die Napoleon so oft am Rande des Abgrundes gerettet hat, wird ihn auch jetzt retten.

Die Franzosen sehen nun auch, daß die englische Linie ins Wanken geraten ist. Wellington hat seine letzten Reserven in den Kampf geworfen – so scheint es dem Kaiser wenigstens; er aber hat noch immer seine ganze Garde, ‚die Unbesiegbaren'! Er schickt neun Bataillone vor, die er vorhin an der Brüsseler Chaussee in Karrees aufgestellt, er selbst stellt sich an die Spitze des ersten Bataillons und führt sie zum letzten Angriff, auf den Grund der Mulde, nach La Haye Sainte, ins Höllenfeuer.

Vor einer halben Stunde, als Ney um Verstärkung gebeten, hätte dieser Angriff entscheidend sein können. Jetzt ist es zu spät. Wellington hat Zeit gefunden, seine Stellungen zu befestigen und neuen Mut zu fassen: er weiß bereits etwas, er sieht auf der Ohainer Straße etwas, was die Franzosen von Belle-Alliance aus, dank den vorgelagerten Hügeln, nicht sehen können.

Doch der Kaiser auf dem Grunde der Talmulde sieht es auch: es ist das Blüchersche Korps. Grouchy hat also

doch geschlafen, ist nicht zur Zeit gekommen, kann nichts mehr retten. Dieselbe Hand, die Napoleon eben erst über den Abgrund emporgehoben, stößt ihn jetzt hinab. Doch sein Gesicht ist genau so ruhig wie bei Arcole und Marengo: die Leute brauchen ihn nur anzublicken, und sie sehen den Sieg.

Er entsendet an die ganze Schlachtfront Adjutanten mit der freudigen Botschaft: „Grouchy ist da, ist zurechtgekommen, bringt die Rettung!" Und die Leute sehen die Wahrheit und glauben der Lüge. „Es lebe der Kaiser!" schreien sie so rasend, daß es das Donnern der Geschütze übertönt. Verwundete und Sterbende reißen sich empor und stimmen in den Ruf ein. Ein alter Soldat von Marengo sitzt mit zerschmetterten Beinen an der Straßenböschung und sagt zu den in den Kampf Gehenden mit fester lauter Stimme:

„Das macht nichts, Brüder, vorwärts, es lebe der Kaiser!"[25]

Zwischen Hougomont und La Haye Sainte stehen fünf Bataillone dem Höllenfeuer der ganzen englischen Armee gegenüber, Fuß bei Fuß, Bajonett an Bajonett, ruhig, majestätisch, wie bei den Paraden der Tuilerien. Alle Generäle, darunter Ney und Friant, stehen an der Spitze, als erste im Feuer. Ney stürzt von dem fünften Pferd, das unter ihm getötet wird, steht auf und geht mit gezücktem Säbel zu Fuß weiter.

Die englischen Batterien schießen auf eine Entfernung von dreihundert Schritt mit doppeltem Kartätschenfeuer von der Front und von der Flanke. Jede Salve schlägt eine Bresche in die Bataillone. Die Leute schließen die Reihen sofort wieder, ziehen das Karree enger zusammen und gehen mit dem Rufe: „Vivat der Kaiser!" weiter. Die Engländer stehen wie eine Mauer, gehorsam dem Befehl Wellingtons: „Aushalten bis ans Ende!"[26]

„Wer am längsten schlägt, der schaffts," sagt ein alter englischer Soldat, eine Patrone abbeißend.

Zwei französische Bataillone sind auf der Höhe des Mont St. Jean angelangt, ohne auf den Feind zu stoßen. Plötzlich steigt, zwanzig Schritt vor ihnen, eine dunkelrote Mauer auf – die englische Garde. Die Leute hatten sich in das hohe Korn gelegt und waren bei dem Befehl: „Auf, Garden, los! - Up, guard, and at them!" wie auf Sprungfedern emporgeschnellt. Sie zielen, geben Feuer, die erste Salve mäht dreihundert Mann nieder – fast die Hälfte von zwei Bataillonen, die schon vorhin durch das Kartätschenfeuer so stark gelichtet worden waren. Sie bleiben stehen und geraten infolge der vielen Toten und Verwundeten in Verwirrung. Statt einen Bajonettangriff zu kommandieren, stellen die Offiziere die Reihen von neuem auf, und die Leute verharren etwa zehn Minuten im doppelten Feuer der Gewehre und Kartätschen; schließlich gehen sie zurück.

Wellington sieht, daß die Garde wankt, und befiehlt den allgemeinen Angriff. Die Engländer stürmen, gesenkten Hauptes, mit gefälltem Bajonett, gegen die Handvoll Franzosen an, werfen sie über den Haufen und kollern im Handgemenge mit ihnen zusammen in das Tal hinab. „Die Leute hatten sich so ineinander verbissen, daß man nicht auf sie schießen konnte," berichtet ein Augenzeuge.[27]

„Die Garde weicht zurück!" Dieser Ruf tönt durch die ganze französische Linie wie die Totenglocke der alten Garde.

In diesem Augenblick erscheint das Blüchersche Korps auf der Ohainer Straße und stürzt sich auf die Franzosen. „Verrat! Rette sich, wer kann!" schreien sie und fliehen. Und war es etwa kein Verrat? Der Kaiser selbst hatte soeben gesagt: „Es ist Grouchy", und nun war es Blücher.

Wellington will der auf den Tod verwundeten Armee den Garaus machen; er reitet an die Front, an den Rand

des Berges, nimmt den Hut ab und schwenkt ihn in der Luft. Die Truppen verstehen das Zeichen. Alle Bataillone, Batterien, Schwadronen aller Divisionen stürmen mit einemmal vorwärts, zerstampfen die Toten und Verwundeten unter den Hufen der Pferde, unter den Rädern der Geschütze. Vom rechten bis zum linken Flügel stürzen Engländer, Hannoveraner, Belgier, Braunschweiger, Holländer, Preußen unter Trommelgerassel, Hörner- und Trompetenschall, in der immer dichter werdenden Dämmerung, gleich reißenden Strömen in das Tal hinab.

Die Franzosen fliehen nach Belle-Alliance. Englische Husaren und Dragoner verfolgen sie und hauen mit Säbeln auf sie ein. „Keine Schonung! Keine Schonung! - No quarter! No quarter!" schreien sie wie Rasende.

Der Kaiser sieht alles – und scheint nichts zu sehen. Sein Gesicht ist schläfrig, unbeweglich wie in ‚lethargischem Schlaf': er hatte geschlafen, war erwacht und von neuem eingeschlafen; er war tot gewesen, lebend geworden und wieder gestorben.

Die Seele schläft, der Körper aber wacht, bewegt sich. Er stellt die drei letzten Bataillone in der Talmulde in drei Karrees auf, zweihundert Schritt von La Haye Sainte entfernt: das erste schickt er auf die Brüsseler Straße, damit das Heer sich unter dem Schutz dieses Dammes sammeln und in Ordnung zurückgehen könne. Er selbst sitzt zu Pferd in der Mitte des Karrees. In der toten Seele lebt nur der eine Gedanke: „Sterben, sterben, jetzt gleich, hier auf dem Schlachtfeld!"[28] Neben ihm, vor ihm, hinter ihm – überall fallen die Leute, er allein bleibt unversehrt. Irgend jemand beschützt ihn. Wozu?

Hier ist auch Ney, unweit der Straße, ohne Hut, unkenntlich, das Gesicht von Pulver geschwärzt; seine Uniform hängt in Fetzen an ihm herab, das eine Achselstück

ist durch einen Säbelhieb zerspalten; er hält ein Bruchstück seines Degens in der Hand und schreit dem Grafen Erlon, der in den Strudel der allgemeinen Flucht mitgerissen wird, wütend zu:

„Erlon, wenn wir am Leben bleiben, werden wir beide gehängt!"

Er hält die Fliehenden auf und führt sie wieder in den Kampf.

„Leute, kommt her, seht, wie ein Marschall von Frankreich stirbt!"

Alle um ihn herum sind tot, er aber klammert sich noch immer an das Schlachtfeld, wo er den Tod finden will.[29]

Drei Gardebataillone stehen noch im Karree, von hinten, von vorn, von beiden Seiten von Kartätschenhagel überschüttet. Endlich befiehlt der Kaiser den Rückzug. Sie gehen langsam, Schritt für Schritt zurück; es ist kein Karree mehr – es sind ihrer zu wenig dazu –, sie gehen im Dreieck, mit gekreuzten Bajonetten, und zwängen sich durch eine Mauer von Feinden, die sie von allen Seiten umringen wie eine Meute von Hunden den gehetzten Eber.

Die Berührung mit dem Feind ist so eng, daß man, trotz des Kanonendonners, die Stimmen von Front zu Front vernimmt.

„Ergib dich! Ergib dich!" schreien die Engländer.

General Cambronne, durch diese Rufe in Wut gebracht, antwortet mit einem unziemlichen Schimpfwort:

„Merde!"

Und bricht, von einer Kugel in die Stirn getroffen, tot zusammen.[30]

Das Wort Cambronnes gibt den ganzen Sinn von Waterloo wieder. Wellington und Blücher haben Napoleon besiegt. Was will das sagen?

„Wellington hat, außer dem Krieg, keine zwei Ge-

danken im Kopf."[31] Blücher um ein geringes mehr. Wellington weiß, daß man ‚aushalten' muß, aber wofür – für England oder die englische Plutokratie –, das weiß er nicht. Blücher weiß, daß er ‚vorwärts' gehen muß, aber wohin und wofür – für Preußen oder die preußischen Spießruten –, das weiß er ebenfalls nicht.

In Napoleon, dem Menschen, lebt der größte Gedanke der Menschheit: der Weltfrieden, der Bruderbund aller Völker, das Reich Gottes. Mag er auch nicht wissen, wie er diesen Gedanken in die Tat umsetzen soll; mag er durch die Hölle ins Paradies gehen und in der Hölle steckenbleiben, – dennoch bleibt sein Gedanke der größte, und der Sieg, den Wellington und Blücher über ihn davongetragen haben, ist die Besiegung der menschlichen Vernunft durch den Unsinn. Waterloo hat die Geschichte der Welt entschieden, und wenn diese Entscheidung eine endgültige ist, so hat die Welt Napoleon den Menschen nicht verdient, sondern nur den menschlichen Kot – ‚merde'.

In der Nacht erwartete der Kaiser die zurückgehenden Truppen in der Nähe von Quatre-Bras, in einer Waldlichtung, am Biwakfeuer, das ein paar Grenadiere der alten Garde entzündet hatten. Er stand, die Arme auf der Brust verschränkt, unbeweglich wie eine Statue da, die Augen auf Waterloo gerichtet. Ein fliehender Offizier ging auf ihn zu und sagte: „Majestät, begeben Sie sich schnell fort, Sie sind hier durch nichts gedeckt!"

Der Kaiser schwieg, als hätte er nichts gehört. Der Offizier blickte ihm ins Gesicht und sah, daß er weinte.[32]

Tote weinen nicht: also lebte er! Er war wieder lebend geworden – zum wievielten Mal! Ein ganz großer Schmerz entpreßt auch Lebenden keine Träne: folglich war der Schmerz nicht groß.

Am Morgen schreibt er seinem Bruder Joseph aus

Philippeville nach Paris: „Die Schlacht ist verloren, aber noch ist nicht alles verspielt: ich kann, wenn ich meine ganzen Kräfte sammle – die Reservetruppen und die Nationalgarde –, sofort dreihunderttausend Mann aufstellen ... Man muß mir aber helfen und mich nicht irremachen ... Ich hoffe, daß die Deputierten ihre Pflicht erkennen und sich mit mir vereinen werden, um Frankreich zu retten."[33] Das eben bedeutet: Waterloo ist kein großer Schmerz. „Der Blitz hat meine Seele nicht zerschmettert, er ist nur über sie dahingeglitten."

Am Abend des 20. Juni verließ Napoleon, auf dem Wege von Philippeville nach Paris, seinen Wagen und begab sich in den Hof des Postgasthauses von Laon. Man konnte von der Straße durch das offene Tor sehen, wie er, gesenkten Hauptes, die Arme über der Brust verschränkt, im Hofe auf und ab ging. Haufen von Pferdemist aus den Ställen lagen im Hof zerstreut. Ein Zuschauer von der Straße flüsterte beim Anblick des Kaisers:

„Hiob in Staub und Asche!"[34]

‚Ich bin nacket von meiner Mutter Leibe gekommen, nacket werde ich wieder dahinfahren. Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt!'[35] Napoleon wird das nicht sagen, weil er nicht weiß, wem er es sagen soll. Aber es ist eine seltsame Stille und Klarheit in seiner Seele. „Sie glauben es mir vielleicht nicht, aber ich traure meiner Größe nicht nach; ich habe wenig Gefühl für das, was ich verloren habe," sagt er auf St. Helena[36]. Dasselbe hätte er auch jetzt sagen können, der Hiob in Staub und Asche.

Er verstand – die Rückerinnerung sagte es ihm –, daß das Leben nur ein Traum ist, der sich in alle Ewigkeit wiederholt; der Kreislauf des Lebens ist der Kreislauf der Sonne: Morgendämmerung, Sonnenaufgang, Mittagszeit, Abend, Sonnenuntergang, Nacht.

NACHT

DIE ZWEITE ABDANKUNG

1815

‚Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder wodurch kann der Mensch seine Seele loskaufen?' Diese Worte könnten Napoleons Nacht als Motto vorangesetzt werden.

In den letzten Jahren, wie überhaupt in seinem ganzen Leben, hatte er gar nicht an seine Seele gedacht; ja, man könnte sagen, er wußte nicht einmal, ob er eine Seele habe. Sie aber wußte um sich selbst und rettete sich, ohne sein Wissen und entgegen seinem Willen.

Die alten Ägypter, diese weisen Kinder, wußten, daß die Seele des Menschen – sein ‚Herz' – sich manchmal gegen ihn auflehnt und mit ihm ringt. „Du mein Herz, du Herz meiner Mutter, stehe nicht auf gegen mich, lege kein Zeugnis ab wider mich," sagt der Gestorbene, wenn sein Herz beim Letzten Gericht auf der untrüglichen Wage des Osiris gewogen wird. Das bedeutet: das Herz des Menschen oder seine Seele ist ein von ihm getrenntes Wesen, gleichsam ein in ihm lebender Gott, und wehe dem Menschen, wenn seine Seele sich wider ihn empört.

Diesen Schmerz lernte Napoleon kennen.

„Um welchen Einsatz werden wir denn spielen? Ich sage Ihnen im voraus, daß ich meine Seele auf keine Karte setze," sagt der Spieler Lugin bei Lermontow zu dem Gespenst des alten Wucherers.

„Ich habe das da in der Bank," antwortet ihm das Gespenst.

„Das da?" fragt Lugin erschrocken. „Was ist das?"

„Neben ihm schwebte etwas Weißes, Undeutliches und Durchsichtiges . . . Es war eine wunderbare, göttliche Erscheinung: er sah ein strahlendes weibliches Köpfchen, das sich über seine Schulter neigte; ihre Lippen flehten, in ihren Augen lag eine unaussprechliche Trauer; sie hob sich von den dunklen Zimmerwänden ab, wie der Morgenstern vom nebligen Himmel."[1]

Ein ‚Stern'. Lermontow, der Napoleon seelisch so nahe steht, hat das richtige Wort gefunden. Die von dem Menschen losgetrennte Seele, ein Gott, der in ihm und über ihm lebt, sein unirdisches Schicksal, das eben ist der ‚Stern' – das Schicksal Napoleons.

„Ich will, daß fünfhundert Millionen Menschen mich lieben," schwärmte er auf der Höhe seiner Größe und Macht.[2]

„Du dummer Mensch!" hätte ihm, dem klügsten aller Menschen, seine noch klügere Seele antworten können. „Was nützte es dir, wenn du die ganze Welt gewännest und deiner Seele Schaden zufügtest? Wenn die ganze Menschheit dich liebte, du selbst aber niemanden?"

„Glaubt nicht," pflegte er zu sagen, „daß mein Herz fühlloser ist als das anderer Menschen; ich bin sogar gut; aber ich habe diese Seite meiner Seele seit meiner frühesten Kindheit unterdrückt, und jetzt ist die Seele in mir verkümmert."[3]

Sie war verkümmert, aber nicht ganz vernichtet: sie erwachte, erhob sich gegen ihn und ging daran, ihn zu verderben, um sich zu retten.

„Ich bringe mich zum Opfer - je m'offre en sacrifice" -, diese Worte aus Napoleons zweiter Abdankung klingen in seinem Munde so fremd, so unglaubhaft – auch

sie ein Motto zu seiner ‚Nacht' – als ob nicht er es wäre, der sie ausspricht, sondern sein unirdisches Schicksal, die Seele, der Stern. Ihretwegen setzt er in dem Spiel mit dem ‚alten Wucherer' – dem Schicksal – alles, was er hat, auf eine Karte.

Drei Tage nach Waterloo, am 21. Juni, kehrte der Kaiser um acht Uhr morgens nach Paris, in den Elysäischen Palast zurück. Er schien tief erschöpft zu sein; sein Gesicht war gelb wie Wachs, die Wangen eingefallen, die Augen erloschen.

„Ich kann nicht mehr ... Ich brauche zwei Stunden Ruhe ... Ich ersticke!" sagte er, sich an die Brust fassend, zu dem Außenminister Caulaincourt, der ihn am Wagen empfing. „O Schicksal, Schicksal! Der Sieg ist mir dreimal aus den Händen geglitten ... Aber auch jetzt ist noch nicht alles verloren ... Ich werde Leute finden, Waffen finden ... Es kann alles noch gut werden."[4]

Er nahm ein heißes Bad und begab sich unverzüglich in den Ministerrat.

„Unsere Lage ist sehr schwer," sagte er nach einem kurzen Bericht über die kriegerischen Ereignisse. „Ich bin zurückgekehrt, um dem Volk eine große und edle Selbstaufopferung nahezulegen ... Sobald Frankreich sich erhebt, ist der Feind vernichtet ... Ich brauche eine große Macht, eine zeitweilige Diktatur, um das Vaterland zu retten. Ich könnte sie um des allgemeinen Wohles willen selbst an mich reißen; es wäre aber nützlicher, nationaler, wenn ich sie aus den Händen der Kammer empfinge."[5]

Die Minister verharrten in düsterem Schweigen. Als Napoleon sie der Reihe nach befragte, antworteten sie ausweichend.

„Sprechen Sie ganz offen. Wünschen die Deputierten meine Abdankung?" fragte der Kaiser.

„Ich befürchte es, Majestät," antwortete das Mitglied

der Kammer Regnault, eine Kreatur des Polizeiministers Fouché.

„Wenn die Kammer dem Kaiser nicht helfen will, wird er auch ohne sie fertig werden!" rief Napoleons Bruder Lucien.

„Ich hoffe, daß die Anwesenheit des Feindes auf französischem Boden die Deputierten zu der Erkenntnis ihrer Pflicht zurückführen wird," sagte der Kaiser. „Das Volk hat mich nicht erwählt, um mich zu stürzen, sondern um mich zu unterstützen ... Ich fürchte sie nicht ... Ich brauche nur ein Wort zu sagen, und sie werden alle niedergemetzelt. Ich fürchte nichts für meine Person, aber alles für Frankreich. Wenn wir uns streiten, geht alles in die Brüche. Indes könnte der Patriotismus des Volkes, sein Haß gegen die fremden Eindringlinge, seine Liebe zu mir uns Riesenkräfte verleihen ..."

Und er begann sofort, den Plan für den neuen Feldzug in so glänzender Rede darzulegen, daß die Minister ihm gespannt lauschten und Waterloo darüber vergaßen: Napoleon, der Gott des Krieges, der Gott des Sieges, war abermals vor ihnen auferstanden.

„Das ist ein Teufel, aber kein Mensch," sagte Fouché ein paar Stunden später zu seinen neuen Freunden, den Royalisten. „Er hat mir heute richtig angst gemacht: als ich ihm zuhörte, schien es mir, er könnte wieder von vorn anfangen. Zum Glück läßt sich nichts wiederholen!"[6]

Im Elysäischen Palast wurde geredet, in der Kammer aber gehandelt. Man nahm folgenden Beschluß an: „Die Kammer tagt ohne Unterbrechung weiter, erklärt jeden Versuch, sie aufzulösen, als Staatsverbrechen, und jeden, der einen solchen Versuch wagt, für einen Vaterlandsverräter."

Napoleon verstand, was dies bedeutete.

„Ich hätte sie vor meiner Abreise an die Front entlassen

sollen, jetzt ist alles aus: sie richten Frankreich zugrunde!" sagte er am selben Tage in der zweiten Sitzung des Ministerrats und fügte leise, wie für sich selbst, hinzu:

„Wenn es nötig ist, danke ich ab . . ."

Am Abend ging er mit seinem Bruder Lucien in den Schloßgarten, der durch einen Graben und eine niedrige, halb verfallene Mauer von der Straße getrennt war.

„Es lebe der Kaiser! Waffen! Waffen!" schrie die Volksmenge auf der Straße ohne Unterlaß.

„Hören Sie es?" fragte Lucien. „Das ist das Volk. Ein Wort nur, und Ihre Feinde fallen. So ist es in ganz Frankreich. Und Sie wollen es den Verrätern opfern?"

Napoleon begrüßte die Menge durch eine Handbewegung und antwortete Lucien:

„Bin ich denn mehr als ein einfacher Mensch, um die toll gewordene Kammer zur Einheit, die allein uns retten kann, zurückführen zu können, oder bin ich ein verachteter Parteiführer, der den Bürgerkrieg entfacht? Nein, niemals! Am 18. Brumaire haben wir unser Schwert zum Wohle Frankreichs aus der Scheide gezogen; das Wohl des Vaterlandes zwingt uns jetzt, es weit von uns wegzuschleudern. Ich bin bereit, alles für Frankreich zu tun, ich will nichts für mich."[7]

Als Lucien sich entfernt hatte, trat Benjamin Constant, der Vater der ‚Benjamine', jener totgeborenen Konstitution, die den Kaiser jetzt stürzen wollte, auf Napoleon zu. Das Schreien der Menge entsetzte Constant: wie, wenn Napoleon, um sich zu retten, eine zweite, noch schlimmere Revolution entfachte?

Der Kaiser blickte lange schweigend auf das Volk.

„Sehen Sie diese Menschen?" fragte er endlich. „Sie sind es nicht, die ich mit Ehren und Gold überschüttet habe; ich fand sie als Bettler und lasse sie als Bettler zurück. Doch sie haben den richtigen Instinkt, die Stimme

des Volkes. Wenn ich wollte – in einer Stunde hätte die aufrührerische Kammer aufgehört zu existieren . . . Doch das menschliche Leben ist einen solchen Preis nicht wert. Ich will nicht König der Jacquerie sein. Ich bin nicht von Elba zurückgekehrt, um Paris in Blut zu ertränken . . .“[8]

Was bedeutete das? Es bedeutete, daß die erste Revolution, die politische, zu Ende war; nun begann oder konnte beginnen die zweite – die soziale Revolution. Die Bourgeoisie hatte die erste Revolution gemacht; die zweite würde der ‚Pöbel‘ - la canaille - machen, wie man damals sagte, das ‚Proletariat‘, wie man es jetzt nennen würde. „Der Pöbel allein ist nichts und kann nichts ausrichten; mit mir vereint, vermag er alles,“ pflegte Napoleon zu sagen.[9]

Der Graben des Elysäischen Gartens, hinter dem das Volk schrie, war die Grenze zwischen den beiden Revolutionen, die Grenze zweier Jahrhunderte – zweier Äonen. Würde er sie überschreiten, oder würde er von der Revolution dasselbe sagen, was er einst über den Krieg gesagt hatte: „Noch nie war sie mir so widerwärtig erschienen“?

Vielleicht dachte er in jenem Augenblick daran, wie er vor einem Vierteljahrhundert, am 10. August 1792, beim Überschreiten der Place du Carrousel einem Haufen Menschen von ‚üblem Aussehen‘ begegnet war, die den Kopf eines Mannes auf einem Spieß trugen, und ihn, Bonaparte, zwangen zu rufen: „Es lebe das Volk!“ Vielleicht begriff er, daß der jetzige Pöbel furchtbarer war als jener, die junge Wölfin-Revolution schrecklicher als die alte, die er, das junge Wölflein, zerfleischt hatte. Wenn er sich dieser zuwendete, wer weiß, wer von beiden den andern zerfleischen würde?

Am nächsten Tag, den 22. Juni, beschwor Lucien den Bruder im Ministerrat, den 18. Brumaire zu wiederholen und die Kammer mit Bajonetten auseinanderzujagen.

„Nein, mein lieber Lucien,“ entgegnete der Kaiser, „am

18. Brumaire besaßen wir nur ein einziges Recht – das Volk zu retten; jetzt besitzen wir zwar alle Rechte, aber wir dürfen keinen Gebrauch davon machen . . .“

Nach einigem Schweigen setzte er hinzu:

„Prinz Lucien, schreiben Sie . . .“

Plötzlich wandte er sich mit einem so spöttischen Lächeln an Fouché, daß dieser sich darunter wand wie ein von einem Pfeil durchbohrtes Reptil.

„Machen Sie doch auch bei dieser Gelegenheit ein paar Federzüge für jene guten Leute, damit sie sich beruhigen: sie werden das ihre erhalten.“

Lucien setzte sich an den Tisch und ergriff die Feder; doch bei den ersten Worten, die der Bruder ihm diktierte, zerdrückte er die Feder auf dem Papier, sprang auf, stieß den Stuhl zurück und eilte zur Tür.

„Halt!“ rief der Kaiser so gebieterisch, daß Lucien unwillkürlich gehorchte, zurückkam und sich wieder an den Tisch setzte. Eine tiefe Stille trat ein; man hörte nur vom Schloßgarten her die fernen Rufe der Menge: „Es lebe der Kaiser!“

„Als ich den Krieg für die Unabhängigkeit Frankreichs begann,“ diktierte Napoleon, „rechnete ich damit, daß alle nationalen Regierungsorgane sich mit mir zu einem Streben, zu einem Ziel vereinigen würden, und ich hatte Grund, auf Erfolg zu hoffen. Doch wie ich sehe, haben sich die Verhältnisse geändert, und ich bringe mich den Feinden des Vaterlandes als Opfer dar. Möchten sie in ihren Beteuerungen nur aufrichtig sein und nur mir allein Böses wünschen! Vereinigt euch alle, um Frankreich zu retten und ein freies Volk zu bleiben!“

Er hatte seinen Sohn vergessen; als man ihn daran erinnerte, fügte er hinzu: „Ich erkläre meinen Sohn, unter dem Namen Napoleon II., zum Kaiser und fordere die Kammer auf, laut Gesetz eine Regentschaft einzusetzen.“[10]

Ganz Paris kochte wie ein Kessel über dem Feuer. Haufen von Rekruten zogen, revolutionäre Lieder singend, durch die Straßen. Die Nachricht von der Abdankung goß Öl ins Feuer. Die Rufe: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!" wurden immer drohender.

Auch Offiziere der Großen Armee waren in der Menge. „Wir ziehen mit unsern Bataillonen in die Kammer," drohten sie, „wir werden unsern Kaiser verlangen, und wenn wir ihn nicht bekommen, zünden wir Paris an allen vier Enden an!"

„Noch nie hatte das Volk eine größere Liebe zu Napoleon bekundet," berichtet ein Augenzeuge.[11]

Das Volk fühlte ganz richtig voraus, daß die Abdankung der Landesverteidigung das Haupt nehmen und die Invasion der Fremden nach sich ziehen werde; es wollte Frankreich retten wie im Jahre 1793. „Der Pöbel, mit Napoleon vereint, kann alles" – das wußte auch Fouché. Er bekam eine solche Angst, daß er beschloß, Napoleon aus Paris zu entfernen.

Am 24. Juni beschloß die Kammer, den früheren Kaiser zu bitten, die Residenz zu verlassen. Er erklärte sich bereit, sich nach dem Schloß Malmaison zu begeben, das zwei Stunden von Paris entfernt lag; am 25. fuhr er in aller Stille fort, sich vor dem Volk, das den Palast belagerte, verbergend, als sei er auf der Flucht.

In Frankreich konnte er nicht bleiben. Sein erster Gedanke war, in England Zuflucht zu suchen, sich der Ehrenhaftigkeit seiner schlimmsten Feinde anzuvertrauen. Darin sah er eine Größe, die seines großen Schicksals würdig war. Es kostete seine Umgebung große Mühe, ihn von diesem Gedanken abzubringen und ihn zu bewegen, nach Amerika zu fliehen.

Napoleon wußte, daß auf der Reede von Rochefort zwei zur Ausfahrt bereite Fregatten, ‚Saale' und ‚Medusa', lagen,

und bat, sie ihm für die Reise zur Verfügung zu stellen. Doch Fouché, der mit den Verbündeten um den Kopf des Kaisers schachern wollte, beeilte sich nicht, ihn aus Frankreich fortzulassen. General Becker wurde nach Malmaison entsandt, mit dem offiziellen Auftrag, Napoleon zu beschützen, mit dem heimlichen, ihn zu bewachen.

In vergeblicher Erwartung der Fregatten verbrachte der Kaiser seine Tage in Malmaison, wohl zum erstenmal in seinem Leben müßig. In diesem verlassenen Schloß, wo er seine besten Jahre verlebt hatte, nahm das süße Trugbild der Erinnerungen seine Seele gefangen. Er dachte an die aufgehende Sonne des Konsulats, an die Mittagshöhe, den Abend und den Sonnenuntergang des Kaiserreichs; er gedachte auch der verstorbenen Josephine.

Sie war vor der Kapitulation von Paris am 29. März 1814 Hals über Kopf vor den russischen Kosaken geflohen, nachdem sie ihre Brillanten und Perlen in einen wattierten Unterrock eingenäht hatte. Doch dann fand sie ihren Mut wieder, kehrte nach Malmaison zurück und wartete hier auf die Gnadenbezeugungen der Bourbonen und der Verbündeten. Napoleon schien sie vergessen zu haben. Russen, Österreicher, Engländer, Preußen – alle Eroberer Frankreichs waren gern gesehene Gäste in Malmaison, besonders Kaiser Alexander. Sie bildete sich ein, ihm nicht gleichgültig zu sein, kokettierte mit ihm, machte sich jung, hüllte sich in weiße Mullkleider wie ein siebzehnjähriges Mädchen, ohne zu ahnen, daß sie bereits mit einem Fuße im Grabe stand.

Am 22. Mai zog sie sich eine leichte Erkältung zu, die sich in Schnupfen und Halsschmerzen äußerte. Ohne darauf zu achten, tanzte sie mit Alexander und dem König von Preußen auf einem Ball und ging in der Nacht, erhitzt, wie sie war, im leichten Ballkleid in den feuchten Garten, erkältete sich noch mehr und erkrankte an Halsbräune. Am

28. begann die Agonie, und am 29. gegen Mittag verschied Josephine, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

Sie ließ nichts in der Welt zurück außer Schulden in der Höhe von drei Millionen für Parfüms, Schminke, Pomade, Handschuhe, Korsetts, Spitzen, Hüte und Kleider. Kurz vor ihrem Tode, da sie noch ganz gesund und anscheinend sogar fröhlich gewesen, hatte sie ein paar für ihre Wesensart seltsam tiefsinnige Worte gesprochen: „Es ist mir zuweilen so, als wäre ich längst gestorben, als wäre mir nur ein dunkles Gefühl geblieben, daß ich nicht mehr bin."[12] Vielleicht ist sie überhaupt nie gewesen: ihre Seele war Rauch, wie die Seele von Lilith, dem ersten Weibe Adams.

Niemand dachte daran, Napoleon von ihrem Tode in Kenntnis zu setzen. Er erfuhr auf Elba davon, durch eine alte Zeitung, die ihm zufällig in die Hände fiel. „Er schien sehr betrübt und schloß sich in seinem Zimmer ein".[13]

Nach seiner Rückkehr nach Paris ließ er sofort den Arzt kommen, der bei Josephines Tod zugegen war, und fragte ihn aus.

„Woran ist sie gestorben?"

„Vor Kummer."

„Was bekümmerte sie?"

„Die ganze Vergangenheit und die Lage Ew. Majestät."

„Die gute Frau! Die gute Josephine! Sie hat mich wirklich geliebt!"[14]

Er verstand es wie kein anderer, der Wahrheit in die Augen zu sehen, aber er verstand es ebenso gut, sich selbst zu belügen.

Auch jetzt umgaben ihn die süßen Trugbilder der Erinnerung, da die durchsichtige Sommernacht auf die alten Rüstern und Buchen der Alleen Malmaisons herabsank, auf die stillen, den Sternenhimmel spiegelnden Teiche, wo die schlafenden Schwäne wie blasse Phantome schim-

merten, auf die Blumenbeete, wo die Seelen der sterbenden Rosen ihren Duft aushauchten.

„Arme Josephine!" sagte er, durch den Garten wandelnd. „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, ohne sie hier zu leben. Ich glaube sie immer zu sehen, wie sie aus einer Allee heraustritt und eine von diesen Rosen pflückt, die sie so sehr liebte. Sie war die entzückendste Frau, die ich je gekannt!"[15]

Fouché, das Haupt der provisorischen Regierung, wand sich inzwischen wie ein geschmeidiges rückgratloses Reptil zwischen den Verbündeten, den Bourbonen, Bonaparte und dem revolutionären Paris hin und her. Er benachrichtigte Wellington von Napoleons Absicht, nach Amerika zu gehen, scheinbar um einen Passierschein für ihn zu erwirken; in Wahrheit aber gab er den Engländern dadurch die Möglichkeit, die Kreuzerblockade der Küsten zu verstärken, um Napoleon nicht aus Frankreich herauszulassen.

Dreimal in drei Tagen wiederholte der Kaiser seine Bitte wegen der Fregatten. Endlich kam die Antwort: die Fregatten würden bereit stehen, dürften den Hafen jedoch erst dann verlassen, wenn die Pässe eingetroffen sein würden.

Napoleon begriff, daß dies eine Falle war. „Ich gehe nicht eher nach Rochefort, als bis ich die Gewißheit habe, unverzüglich von dort in See stechen zu können," antwortete er Fouché.[16] Von den zwei Gefängnissen zog er Malmaison vor: hier war er seiner letzten Zuflucht – der Armee – immerhin näher.

Wellington verweigerte natürlich die Pässe. Die Kommissare der Verbündeten erklärten den französischen Bevollmächtigten, daß „die Mächte den Wunsch hegten, Napoleon Bonaparte die Möglichkeit zu entziehen, den Frieden Europas und Frankreichs zu stören, und daß sie seine Auslieferung unter ihren Gewahrsam verlangten".[17]

Die gemäßigtesten unter den Diplomaten der Verbündeten erwogen eine lebenslängliche Kerkerhaft des Kaisers in einer Festung des Kontinents, oder seine Verbannung auf eine sehr entfernte Insel. Lord Liverpool schlug vor, „Bonaparte dem König von Frankreich auszuliefern, damit dieser mit ihm, wie mit einem Rebellen, verfahren könne". Blücher, der sich für das ‚Werkzeug der göttlichen Vorsehung' hielt, wollte ihn vor der Front des preußischen Heeres erschießen oder aufhängen, „um der Menschheit dadurch einen Dienst zu erweisen".[18] Fouché indes fuhr fort, mit dem Kopf des Kaisers zu schachern, den er bald England, bald Österreich für den Waffenstillstand anbot; gleichzeitig suchte er Napoleon aus der Falle in Malmaison in die sichere Falle von Rochefort zu locken.

Am 28. Juni kam der Kommandeur der 3. Legion der Nationalgarde nach Malmaison gesprengt, mit der Nachricht, daß die Preußen gegen das Schloß anrückten. Zugleich erhielt General Becker von dem Kriegsminister Davoust den Befehl, die Brücken über die Seine zu verbrennen, um dem Feind die Zugangsstraßen zum Schloß abzuschneiden, da Blücher bereits im Begriff stehe, eine Abteilung zu entsenden, die den Kaiser gefangen nehmen sollte.

Alles im Schloß geriet in Erregung.

„Wenn ich sehe, daß der Kaiser in die Hände der Preußen fallen könnte, erschieße ich ihn!" sagte General Gourgaud, der zur nächsten Umgebung des Kaisers gehörte.[19]

In noch größerer Aufregung waren Fouché und Davoust. Blücher näherte sich Paris, wo eine Armee von achtzigtausend Mann zum Kampfe drängte und von so hohem Heldenmut beseelt war, daß die Generäle an der vollständigen Niederlage der Preußen nicht zweifelten. Wie nun, wenn Napoleon den Wunsch bekundete, sich an die Spitze dieser Armee zu stellen, oder, was noch

schlimmer war, wenn sie ihn selbst aus Malmaison holte? Davor hatte Fouché so große Angst, daß er beschloß, den Kaiser endlich aus Frankreich fortzulassen.

In den frühen Morgenstunden des 29. Juni überbrachte General Becker dem Kaiser den Beschluß der provisorischen Regierung, ihm die beiden Fregatten in Rochefort zur Verfügung zu stellen, ohne die englischen Pässe abzuwarten.

Die preußische Reiterei näherte sich Malmaison. Man mußte sich mit der Abreise beeilen. Der Kaiser erklärte sich einverstanden, noch am selben Tage zu reisen.

Während er sich mit dem Postdirektor Lavalette über die Bewegung der feindlichen Truppen unterhielt, wurden auf der großen Landstraße hinter dem Park laute Rufe vernehmlich. „Was ist das?" fragte Napoleon, und als man ihm meldete, daß es ein französisches Linienregiment sei, das zwecks Besetzung der Höhen von St. Germain am Schloß vorbeiziehe und ihn begrüße, schien er gerührt zu sein. Er dachte einen Augenblick nach, beugte sich über die Kriegskarte, wo die Stellungen der feindlichen und der französischen Truppen mit Stecknadeln bezeichnet waren, steckte sie um, hob den Kopf und sagte:

„Frankreich darf nicht von einer Handvoll Preußen erobert werden. Ich kann den Feind noch aufhalten und der Regierung Zeit geben, in Verhandlungen mit den Mächten zu treten."

Er verließ das Zimmer raschen Schrittes und kam nach ein paar Minuten in voller Generalsuniform des Jägerregiments der alten Garde zurück, in Reiterstiefeln mit Sporen, den Degen umgeschnallt, den Dreispitz unterm Arm. Ganz jung war er geworden: eben noch war er ein trauriger Gefangener gewesen – jetzt wieder der Kaiser.

„General!" wandte er sich an Becker, „die Lage Frankreichs, der Wille der Patrioten, die Rufe der Soldaten erheischen meine Anwesenheit in der Armee. Ich beauftrage

Sie, der Regierung mitzuteilen, daß ich sie um das Kommando ersuche, nicht in meiner Eigenschaft als Kaiser, sondern als einfacher General, dessen Namen und Ruhm noch immer einen großen Einfluß auf das Schicksal Frankreichs ausüben kann. Ich schwöre bei meiner Ehre als Soldat, Bürger und Franzose, mich nach Amerika zu begeben, sobald ich den Feind abgewehrt habe!"[20]

General Becker hatte die Seele eines Soldaten; Napoleons Worte weckten neue Hoffnungen in ihm. Er eilte sofort nach Paris mit dem aufrichtigen Wunsch, daß sein Auftrag Erfolg haben möge.

„Er macht sich wohl lustig über uns, wie?" schrie Fouché wütend, als Becker ihm Napoleons Bitte unterbreitete. „Als ob wir nicht wüßten, wie er sein Versprechen halten würde, wenn wir es annehmen könnten! Fort, fort mit ihm aus Frankreich!"

Es war ein Fußtritt, den der Esel dem sterbenden Löwen versetzte.

„Diese Menschen wissen nicht, was sie tun," sagte der Kaiser ruhig, als er Fouchés Absage erhielt. „Mir bleibt nichts mehr übrig, als zu reisen."[21]

Er verließ das Zimmer, legte die Uniform ab und zog einen braunen Frack an; hierauf befahl er, Josephines Sterbezimmer aufzuschließen, wo er ein paar Minuten bei verschlossener Tür verweilte; nachdem er es verlassen hatte, empfing er die Offiziere der Schloßwache.

„Wir sehen, daß wir nicht das Glück haben werden, Ew. Majestät zu dienen," begann einer von ihnen eine Rede im Namen seiner Kameraden, doch er kam nicht zu Ende – Tränen erstickten seine Stimme. Der Kaiser umarmte ihn schweigend.

Der Wagen fuhr vor. Napoleon stieg ein, um sich nach Rochefort zu begeben.

„Papchen, geh in deinen Käfig!" rief ein dummes altes Weiblein ihrem Papagei zu, der in den Garten geflogen war. Der aber saß auf dem Ast eines hohen Baumes, sah mit listigen Augen auf sie herab und krächzte: „Papchen ist dumm!" Er war indes gar nicht dumm: er wollte nicht in den Käfig gehen. Diese Anekdote kommt einem in den Sinn, wenn man zu begreifen versucht, was Napoleon in die englische Gefangenschaft lockte.

„Ein Schüler wäre schlauer gewesen als ich - Un écolier eut été plus habile que moi", sagte er selbst, als er bereits Gefangener war.[1] Ja, ein Schüler wäre schlauer gewesen als dieser ‚schlaue Politiker', ein dummer Papagei klüger als dieser Allerklügste. Aber das ist es ja, daß das menschliche Maß größer ist als der Verstand. Hätte Napoleon nicht den Verstand verloren, hätte er als Mensch nicht sein volles Maß erreicht.

„Ich bringe mich zum Opfer dar." Als er dieses Wort aussprach, wußte er selbst noch nicht, was er sagte; als er es begriff und sich darob entsetzte, war es zu spät; das Wort war gesprochen, die Tat getan. „Ich tue immer, was ich sage, oder ich sterbe."

‚Ein Opfer' – eben damit lockte und fesselte ihn sein unirdisches Schicksal, der ‚Stern', die Seele, die sich von ihm getrennt und gegen ihn empört hatte. Ob er wollte oder nicht, er mußte ihr folgen, wohin sie, die Weise, ihn rief.

Das Opfer war eine der zwei Versuchungen, die andere war die Ehre. „Das Gefühl der Soldatenehre war Napoleon im höchsten Maße eigen . . . Dieser schlaue Politiker war Soldat, ein Ritter ohne Tadel," sagt einer seiner besten Biographen.[2]

Napoleon kennt die Menschen wie kein anderer, er sieht sie durch und durch und denkt nicht allzu gut von ihnen. „Die Menschen müßten sehr gemein sein, um so zu sein, wie ich sie mir denke - Il faudrait que les hommes fussent bien scélérats, pour l'être autant que je le suppose", sagte er zuweilen. Man sollte meinen, es sei schwer, einen solchen Menschen zu betrügen. Nein, es ist leicht, denn als echtem Ritter ist ihm auch kindliches Vertrauen, kindliche Treuherzigkeit eigen. So seltsam es klingen mag – Napoleon hat etwas vom Don Quichotte an sich, dem ewigen Romantiker, dem Liebhaber der erträumten Dulcinea. Die Menschen hätten ihn nicht betrügen können, hätte er es nicht selbst gewollt; doch er wollte es nur allzu oft, vielleicht gerade deshalb, weil er die bittere Wahrheit über die Menschen nur zu gut kannte.

Der ritterlich-unsinnige Gedanke, sich in die Hände der Engländer zu geben, sich der Ehrenhaftigkeit des Feindes ehrlich anzuvertrauen, hatte ihn schon längst, schon immer gelockt; er hatte es immer, dank seiner Rückerinnerung, gewußt, daß es so kommen würde.

Als siebzehnjähriger Knabe schreibt Bonaparte in seinem Schulheft eine Novelle über den österreichischen Abenteurer Baron Neuhof nieder, der sich 1737 als Theodor I. zum König von Korsika ausgerufen hatte, von den Engländern verhaftet, in den Londoner Tower geworfen und nach vielen Jahren von Lord Walpole gerettet worden war. „Ihr ungerechten Menschen, ich wollte mein Volk glücklich machen, und es gelang mir für einen Augenblick; doch das Schicksal wurde mir untreu, ich bin im Gefängnis, und Sie verachten mich," schreibt Theodor an Walpole, und dieser antwortet ihm: „Sie leiden, Sie sind unglücklich; das genügt, um ein Recht auf das Mitgefühl der Engländer zu besitzen."[3]

„Ich habe meine romantische und ritterliche Meinung

von euch teuer bezahlt, meine Herren Engländer!" Mit diesen Worten soll Napoleon seine unvollendete Novelle aus der Knabenzeit auf St. Helena abgeschlossen haben.[4]

In demselben Schulhefte schreibt er die Worte nieder: „St. Helena, eine kleine Insel - Ste. Hélène, petite isle...". Dann folgt eine leere Seite. Auch diese füllte er jetzt aus.

Auf dem ganzen Wege von Malmaison bis Rochefort liefen Scharen von Menschen ihm nach mit demselben, nie verstummenden Ruf: „Es lebe der Kaiser!" wie damals, als er von Elba zurückkehrte. Jetzt aber, da sie wußten, daß er Frankreich verließ, flehten und weinten sie: „Bleiben Sie, bleiben Sie bei uns, verlassen Sie uns nicht!"[5]

In Niort kam es beinahe zu einer Meuterei, als das zweite Husarenregiment verlangte, er solle das Kommando übernehmen und das Regiment nach Paris führen.

Das Wunder von Elba hätte sich wiederholen können, hätte er es gewollt. Doch er wollte nichts mehr: seine Seele wollte ein anderes, ein größeres Wunder für ihn.

Am 3. Juli traf er in Rochefort ein, wo er, nach dem Bericht eines royalistischen Spions, „wie ein Gott empfangen wurde".[6] Die beiden Fregatten, ‚Saale' und ‚Medusa', lagen segelfertig auf der Reede, konnten jedoch nicht auslaufen, da der englische Kreuzer ‚Bellerophon' die Reede blockierte.

Es wurde ein Seekriegsrat einberufen und der Plan einer Flucht erwogen. In der Mündung der Gironde lagen zwei französische Fregatten unter dem Befehl des Kapitäns Baudin.

„Ich kenne Baudin," sagte der alte, dem Kaiser ergebene Vizeadmiral Martin. „Er ist der einzige Mensch, der Seine Majestät gesund und wohlbehalten nach Amerika bringen kann."

Napoleon stimmte diesem Plan zu und wäre gerettet ge-

wesen, hätte er ihn sofort ausgeführt. Doch er schob die Abreise auf; es verstrichen zwei, drei Tage, er schob sie immer weiter auf. In dem Glauben, daß dieser Plan ihm nicht behage, schlug man ihm einen andern vor: die kleine dänische Goelette ‚Magdalene', von fünfzig Tonnen, die im Hafen von Rochefort lag, sollte Branntwein laden und den Kaiser mit vier Personen seines Gefolges an Bord nehmen; im Fall einer Kontrolle sollte er sich in ein leeres Faß verstecken.

Napoleon war auch hiermit einverstanden, befahl sogar, die Branntweinladung einzukaufen, als dächte er gar nicht daran, was die Geschichte sagen würde, wenn die Engländer ihn, nach zwanzigjährigem Krieg, in einem Faß fänden.

Vielleicht war er mit allem einverstanden, weil er nichts mehr wollte, außer dem einen, das ihn, je weiter, desto mehr lockte, wie ein Abgrund den Menschen, der sich über ihn beugt, lockt, sich hinabzustürzen.

Napoleon zögerte, Fouché aber hatte Eile. Am 4. Juli, nach der Kapitulation von Paris fürchtete er mehr denn je, der Kaiser könnte das Kommando über die Armee an sich reißen. „Schiffen Sie ihn unverzüglich auf der Fregatte ein, wenn nötig mit Gewalt," schrieb Fouché dem General Becker. „Schiffen Sie ihn ein", nicht: „Bringen Sie ihn fort". Er dachte ihn als Pfand, als diplomatische ‚lebende Ware' auf dem Schiff zu halten.

Am 8. Juli erschien Becker beim Kaiser und flehte ihn an, einen Entschluß zu fassen, da seine Lage in Rochefort gefährlich werde.

„Und wenn das Äußerste geschähe – hätten Sie den Mut, mich zu verraten?" fragte Napoleon lächelnd.

„Ew. Majestät wissen, daß ich mein Leben für Sie hingebe; im Fall eines Regierungswechsels könnte ich aber nichts mehr für Sie tun."

„Gut denn, bereiten Sie die Schaluppen zur Überfahrt nach der Insel Aix vor. Dort bin ich in der Nähe der Fregatten und schiffe mich beim ersten günstigen Wind ein."[7]

Die Seeleute gaben eine schwache Hoffnung, daß der sehr starke Landwind den Schiffen gestatten würde, wenn auch unter großer Gefahr, auszulaufen. Am selben Abend begab Napoleon sich nach dem Fischerhafen Fouras und bestieg eine Schaluppe. Eine Schar alter Fischer und Matrosen sah schweigend, wie erstarrt, zu. Als die Ruderer aber die Ruder emporschwangen, wurde das Tosen der Brandung von dem verzweifelten Schrei: „Vivat der Kaiser!" übertönt. „Wir weinten wie kleine Mädchen," erzählte später einer aus der Menge.

Der Kaiser befahl, nicht nach der Insel Aix zu fahren, wie er anfangs beschlossen hatte, sondern auf die Fregatte ‚Saale'. Hier verbrachte er zwei Tage. Der ‚Bellerophon' war von der Fregatte aus ganz deutlich zu sehen. Die Versuchung wurde immer größer. Zwei Tage kämpfte er dagegen an, am dritten Tage aber entsandte er seine Bevollmächtigten, den Herzog von Rovigo und den Grafen Las Cases, auf den Kreuzer, mit dem offiziellen Auftrag, in Erfahrung zu bringen, ob er hoffen könne, seine Pässe zu erhalten, und wenn nicht, ob der ‚Bellerophon' seine Ausreise verhindern würde. Der geheime Auftrag der beiden ging dahin, zu erforschen, welche Absichten die englische Regierung in bezug auf Napoleon hege, und was für einen Empfang er zu erwarten habe, wenn er auf dem Kreuzer erschiene.

Der Kommandeur des ‚Bellerophon', Kapitän Maitland, empfing die Abgesandten, antwortete aber ausweichend auf ihre Fragen: er wüßte nichts von den Pässen und ebensowenig von den Absichten der Regierung; wenn die Fregatten aber in See stechen sollten, würde er sie angreifen; ebenso würde er alle französischen und neutralen

Handelsschiffe untersuchen lassen; sollte er Napoleon auf einem von ihnen finden, würde er ihn in Haft behalten, bis eine Entscheidung seines Vorgesetzten, des Admirals Hotham, einträfe.

Las Cases und Rovigo bemühten sich, Maitland zu überzeugen, daß der Kaiser nach Amerika fahren wolle, um dort sein Leben ruhig und fern von aller Politik zu beschließen.

„Wenn dem so ist, warum sucht er dann seine Zuflucht nicht in England?" fragte Maitland.

Darauf hatten die Franzosen nur gewartet, ließen aber nichts merken. Um zu erfahren, was er unter dem Wort ‚Zuflucht' verstehe, stellten sie sich erstaunt und machten Einwendungen: das feuchte, kalte Klima Englands sei ungünstig für den Kaiser, auch wäre er Frankreich dort zu nahe, um nicht in den Verdacht zu kommen, die Rückkehr zu wünschen; und schließlich sei er gewohnt, in den Engländern seine Erzfeinde zu sehen, und sie in ihm ‚ein aller menschlichen Gefühle beraubtes Ungeheuer'. Nun mußte Maitland, schon aus Höflichkeit, sie versichern, daß die Meinung der Engländer über Napoleon durchaus nicht so schlecht sei, und er von ihnen nichts zu befürchten habe. Hiermit endete das Gespräch.[8]

Als die Abgesandten zum Kaiser zurückkehrten, erklärten sie, daß man von Maitland, so liebenswürdig er auch sei, nichts Gutes zu erwarten habe. Das Gerücht, Napoleon sei gezwungen, sich in die Hände der Engländer zu geben, löste bei der Mannschaft und bei dem Kommando der Fregatten helle Empörung aus. Der Befehlshaber der ‚Medusa', Kapitän Ponée, schlug einen neuen Plan vor:

„Die ‚Medusa' wird heute nacht, von der ‚Saale' gefolgt, in See gehen und den ‚Bellerophon' in der Dunkelheit plötzlich überfallen. Ich beginne einen Kampf von Bord zu Bord und lasse ihn nicht von der Stelle . . . Zwei Stunden

lang kann ich mich bestimmt halten; meine Fregatte dürfte nach dem Kampf in einem sehr schlechten Zustand sein, die ‚Saale' aber wird, von der nächtlichen Landbrise begünstigt, Zeit gefunden haben, die offene See zu erreichen."

Er wußte sehr gut, daß er nicht nur die Fregatte, sondern auch die ganze Besatzung und sich selbst dem Untergang preisgab. Der Kaiser war tief gerührt.

Um Ponées Plan ausführen zu können, mußte die Einwilligung des ersten Kommandeurs beider Fregatten eingeholt werden. Er erteilte sie zuerst, zog sie dann aber zurück: er fürchtete Fouché.

Der Kaiser hatte von den Fregatten nichts mehr zu erwarten und beschloß, auf die Insel Aix zu gehen.

Die Schiffsmannschaft war verzweifelt. Die Leute weinten, schlugen sich mit den Fäusten an die Stirn, warfen ihre Mützen auf das Deck und zertrampelten sie vor Wut mit den Füßen.

„Ich wollte ihn retten oder sterben!" sagte Ponée. „Er kennt die Engländer nicht. Der Unglückliche ist verloren!"[9]

Sechs Offiziere vom 14. Flottenregiment auf der Insel Aix, sechs blutjunge Burschen, unterbreiteten ihm einen weiteren Plan: zwei Logger, zweimastige Pontonschaluppen, die im Hafen von Rochefort lagen, sollten den Kaiser mit zwei oder drei Personen des Gefolges an Bord nehmen, nachts, in der Dunkelheit, an der Küste entlang bis La Rochelle fahren, von dort aus ins offene Meer gehen; das erste beste Handelsschiff, das ihnen begegnete, würde man kaufen oder mit Gewalt nehmen und die Flüchtlinge auf diesem Schiff nach Amerika bringen.

Napoleon wollte die Knaben nicht betrüben: er stimmte zu, oder gab sich den Anschein, daß er zustimme. In seinem Innern aber hatte er bereits einen andern Entschluß gefaßt.

Es wurden ihm so viele Opfer angeboten, daß auch er endlich zu verstehen begann, was ein ‚Opfer' bedeutet. Vielleicht sagte er immer noch, wie jener Lermontowsche Spieler zu seinem Wucherer, dem Schicksal: „Ich setze meine Seele nicht auf eine Karte." Indes hatte er es bereits getan.

Am Abend des 13. unterhielt der Kaiser sich in dem ärmlichen Zimmerchen des Hauses auf Aix, wo er Wohnung genommen hatte, mit Gourgaud, einem nicht dummen, aber rohen Menschen, über den Plan der sechs Knaben.

„Ein ganz lächerlicher Plan!" sagte Gourgaud. „Schade, daß es Ew. Majestät an Mut gebricht, sich in die Hände der Engländer zu geben. Es wäre das beste für Sie. Die Rolle eines Abenteurers ist unter Ihrer Würde ... Die Geschichte würde sagen, daß Sie nur aus Furcht abgedankt hätten, da Sie Ihr Opfer ja nicht ganz vollziehen."

Der Knecht belehrte den Helden; dieser schwieg, da es keine Antwort auf solche Reden gab.

„Ja, vielleicht wäre es am klügsten, sich ihnen zu ergeben," sagte der Kaiser schließlich, zum offenen Fenster hinausblickend, wo die Masten des ‚Bellerophon' sich wie ein schwarzes Spinnengewebe von dem glühenden Abendhimmel abhoben. „Ich hatte schon gestern die Absicht, mich auf den ‚Bellerophon' zu begeben, konnte mich aber doch nicht dazu entschließen. Unter den Feinden leben – diesen Gedanken kann ich nicht ertragen ..."

Plötzlich kam ein kleiner Vogel zum Fenster hereingeflogen und flatterte ängstlich in eine Ecke des Zimmers. Gourgaud stand auf, fing ihn und preßte ihn in der Hand zusammen.

„Lassen Sie ihn, lassen Sie ihn los! Es sind genug Unglückliche hier!" rief Napoleon.

Gourgaud ließ den Vogel zum Fenster hinaus.

„Wollen wir sehen, wohin er fliegt, es soll mir ein Zeichen sein," sagte der Kaiser.

„Ew. Majestät, er fliegt dem ‚Bellerophon' zu!" rief Gourgaud triumphierend.[10]

Napoleon antwortete nichts, aber sein Gesicht verfinsterte sich. Wieder vernahm er den Ruf: „Papchen, geh in den Käfig!"

In derselben Nacht befahl er, das Gepäck auf die zwei Logger und die dänische Goelette zu schaffen, da man beschlossen hatte, diese zwei Pläne miteinander zu vereinen.

Um elf Uhr meldete General Becker dem Kaiser, daß alles bereit sei. Napoleon antwortete nichts. Becker verließ das Zimmer und wartete ziemlich lange; schließlich bat er den General Bertrand, die Meldung zu wiederholen. Doch kaum hatte Bertrand das Zimmer betreten und zu sprechen begonnen, als Napoleon ihn unterbrach:

„Nein, ich fahre nicht, ich übernachte hier."

Und ein paar Minuten später ließ er Las Cases und dem General Lallemand sagen, daß er sich morgen in aller Frühe auf den ‚Bellerophon' begeben werde.

Doch er tat es auch da nicht, sondern verschob es auf den nächsten Tag. Wieder schickte er Las Cases auf den ‚Bellerophon'. Er wußte, daß die englische Regierung sich zu keinerlei Versprechungen verstehen würde, aber Maitland sollte ihm sein Wort geben, ihn nicht als Kriegsgefangenen zu verhaften.

„Ich besitze keinerlei Vollmachten und kann nichts versprechen," antwortete jener. „Doch ich setze voraus, daß die öffentliche Meinung Englands, die mächtiger ist als selbst die Staatsgewalt, die englischen Minister zwingen wird, den großmütigen Gefühlen der englischen Nation gemäß zu handeln."[11]

Das hieß, in die Sprache der Ehre übersetzt: „Napoleon

wird eine Zuflucht in England finden; wenn er sich als Bittender an unsern Herd setzt, werden wir ihn nicht verraten."

Mit dieser Antwort kehrte Las Cases zum Kaiser zurück; dieser berief seine Getreuen zu einer letzten Beratung. Die Meinungen waren geteilt: die einen waren für die Fahrt auf den ‚Bellerophon', die andern dagegen. General Montholon schlug vor, den ersten Plan wieder aufzunehmen – sich zur Mündung der Gironde durchzuschlagen, wo die ‚Bajadere' immer noch wartete. General Lallemand beschwor den Kaiser, auf der dänischen Goelette zu fliehen – wieder das leere Faß! – oder sich zu der Armee, die an die Loire zurückgegangen war, zu begeben: man konnte auf das 14. Flottenregiment rechnen, ebenso auf die Linienregimenter in Rochefort und La Rochelle, auf die Föderierten, auf die Garnison von Bordeaux, das 2. Husarenregiment in Niort und auf viele Heeresabteilungen, die man unterwegs treffen würde; schließlich würde die Armee selbst ihn begeistert empfangen.

„Alle Soldaten lechzen danach, zu kämpfen und für Ew. Majestät zu sterben!" schloß Lallemand.

„Nein," entgegnete Napoleon kopfschüttelnd, „wenn es sich um das Kaiserreich handelte, könnte ich ein zweites Elba versuchen; für mich persönlich soll auch nicht ein einziger Kanonenschuß gelöst werden. Morgen früh fahren wir."

Mit Gourgaud allein geblieben, zeigte er ihm den Entwurf eines Briefes an den englischen Prinzregenten:

„Ew. Königliche Hoheit. Verfolgt von den Parteien, die mein Land zerreißen, und von dem Haß der europäischen Großmächte, habe ich meine politische Laufbahn abgeschlossen und komme zu Ihnen, wie Themistokles, um mich am Herde des britischen Volkes niederzulassen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, den ich von

Ew. Hoheit erbitte, als von dem mächtigsten, beharrlichsten und hochsinnigsten von allen meinen Feinden."[12]

Gourgaud sollte sich mit diesem Brief nach England begeben und ihn dem Prinzregenten persönlich überbringen. Sofort begann Napoleon, von seinem Leben in England zu träumen: er sah sich, vereint mit seinen Freunden, in einem einsamen Landhäuschen, zehn oder zwölf Meilen von London entfernt; dort wollte er ‚unter dem Namen Oberst Muiron' leben, in Erinnerung an jenen Tapferen, der ihn auf der Brücke von Arcole mit seinem Leib vor der österreichischen Kartätsche gedeckt hatte und an seiner Brust getötet worden war, so daß sein Blut Napoleon in das Gesicht spritzte. „Ich bringe mich zum Opfer dar" – das hatte Muiron nicht nur gesagt, sondern auch getan. Und nun erinnerte die Seele Napoleon den Menschen an die vergessene Lehre.

‚Das Leben in einem Landhäuschen, in einer ungetrübten Idylle beschließen' – das würde man glauben, darauf würden die englischen Minister, Wellington, Blücher, Fouché, Talleyrand eingehen! „Ein Schuljunge wäre schlauer gewesen als ich." Napoleon benimmt sich mit sechsundvierzig Jahren wie ein sechsjähriger Knabe.

Am 15. Juli, bei Sonnenaufgang, bestieg der Kaiser die französische Brigg ‚Habicht'.

‚Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid.'[13]

Es war derselbe Hut und derselbe Rock, den er bei Austerlitz und Waterloo getragen hatte.

Als die Franzosen ihn mit dem gewohnten Ruf: „Es lebe der Kaiser!" begrüßten, klang Schluchzen aus diesem Ruf.

„Wünschen Ew. Majestät, daß ich Sie, laut der mir erteilten Instruktion, auf den Kreuzer begleite?" fragte General Becker.

„Nein, kehren Sie auf die Insel zurück," antwortete Napoleon. „Es würde einen schlechten Eindruck machen, wenn es hieße, Frankreich hätte mich an England ausgeliefert."[14]

Das Boot – Charons Nachen, der nie wiederkehrt – stieß ab. Wußte Napoleon, sagte ihm sein ‚rückerinnerndes Wissen', daß er Frankreich, die Welt, für immer verließ?

Am 26. Juli ging der ‚Bellerophon' vor Plymouth vor Anker, und am 31. verkündete der Admiral Lord Keith dem ‚General Bonaparte' den Beschluß der englischen Regierung – lebenslängliche Verbannung auf die Insel St. Helena.

Napoleon war empört, doch nicht allzusehr; seine Empörung hielt auch nicht lange an.

„Ich gehe nicht nach St. Helena," sagte er zu seiner Umgebung. „Das ist ein schmachvolles Ende ... Eher soll mein Blut das Deck des ‚Bellerophon' röten!"

„Ja, Sire," erwiderten seine Getreuen tapfer, „wir wollen uns so lange zur Wehr setzen, bis man uns alle tötet, oder wir werfen Feuer in die Pulverkammer!"[15]

Am selben Tage ging der Kaiser, wie gewöhnlich, auf Deck, um einen Blick auf die vielen Boote zu werfen, die Neugierige herangebracht hatten. „Sein Gesicht war so ruhig wie immer," berichtet ein Augenzeuge. Er hatte sich bereits in sein Schicksal ergeben. „Niemand versteht es besser als ich, sich ins Unvermeidliche zu schicken; darin liegt die wahre Macht der Vernunft, der Triumph des Geistes."[16]

Der ‚Bellerophon' war für eine weite Seereise zu klein. So wurde in Portsmouth ein großes Kriegsschiff, die ‚Northumberland', unter dem Befehl des Admirals Lord Cockburn, ausgerüstet. Da es aber noch nicht segelfertig war, konnte der ‚Bellerophon' erst am 4. August aus Ply-

mouth auslaufen und der ‚Northumberland' entgegenfahren.

Diesen ganzen Tag verbrachte der Kaiser in seine Kajüte eingeschlossen. Seine Getreuen waren in Unruhe: sie wußten, daß er ein Fläschchen Gift in seinen Kleidern verborgen bei sich trug, und fürchteten, er würde sich töten.

Am Abend ging Montholon zu ihm und zeigte eine so erschrockene Miene, daß der Kaiser sofort begriff, um was es sich handelte.

„Die Engländer wären wohl froh, wenn ich Selbstmord beginge," sagte er lachend.[17]

Er hatte also doch daran gedacht.

„Zuweilen habe ich den Wunsch, euch zu verlassen, mein Lieber, und das ist gar nicht so schwer," sagte er zu Las Cases. „Man muß sich nur ein bißchen aufpeitschen ... Um so mehr, da meine Überzeugungen gar kein Hindernis bilden ... Ich glaube nicht an die ewigen Qualen: Gott könnte ein solches Gegengewicht zu seiner unendlichen Güte gar nicht zulassen; besonders nicht für eine Tat wie diese. Was ist es denn schließlich? Einzig und allein der Wunsch, ein wenig früher zu Ihm zurückzukehren ..."

Las Cases erwiderte hierauf alles das, was man in solchen Fällen vorzubringen pflegt – er sprach von Geduld und Tapferkeit, von der Möglichkeit, daß die Verhältnisse eine Wendung zum Besseren erfahren könnten.

„Vielleicht haben Sie recht," sagte Napoleon, der ihm aufmerksam zuhörte. „Ja, der Mensch muß sein Schicksal erfüllen, das ist auch mein erhabener Grundsatz. Nun denn, erfüllen wir es."

„Und er begann ruhig, sogar heiter, von anderen Dingen zu reden."[18]

Indes hielt er es doch für nötig, einen ‚Protest' zu verfassen oder den von Las Cases verfaßten Protest zu unterschreiben.

„Ich protestiere feierlich, vor dem Angesicht Gottes und der Menschen, gegen die an mir begangene Gewalttat ... Ich bin kein Gefangener – ich bin Englands Gast... In dem Augenblick, da ich an Bord des ‚Bellerophon' trat, ließ ich mich am Herd des britischen Volkes nieder ... Wenn die englische Regierung dem Kapitän des Bellerophon den Befehl erteilt hat, mich aufzunehmen, um mich in eine Falle zu locken, so hat sie sich selbst und ihr Banner dadurch entehrt ... Ich appelliere an die Geschichte: die Geschichte wird sagen, daß der Feind, der zwanzig Jahre lang mit dem englischen Volk Krieg geführt hat, freiwillig, in seinem Unglück, zu ihm gekommen ist, um sich unter den Schutz der englischen Gesetze zu stellen ... Und wie hat England ihm geantwortet? Es reichte ihm scheinheilig die Hand, und als er sie erfaßte, mordete England ihn."[19]

Um die Wahrheit zu sagen: dies alles ist nicht so überzeugend, wie er dachte oder gern gedacht hätte. Kindliche Einfalt wird in der Politik nicht verziehen. Er weiß selbst, wie schwer die Erde an ihm trägt: „Wenn ich sterbe, wird die ganze Welt erleichtert aufatmen."[20] Konnte England einen solchen Gast aufnehmen? Maß für Maß: England hat an Napoleon nicht schlechter gehandelt als er am König von Spanien: Plymouth für Bayonne. England hätte ihm mit seinen eigenen Worten antworten können: „Wenn mein großer politischer Wagen dahinsaust, muß er freie Bahn haben, und wehe dem, der unter seine Räder gerät!"

Es liegt etwas Opfervolles in dem, was ihm widerfuhr; doch es liegt auch eine Vergeltung darin, die man nicht ungerecht nennen darf, und es wäre besser gewesen, er hätte sie schweigend hingenommen.

Am 7. August nahm die ‚Northumberland' den Kaiser an Bord und ging sofort unter Segel ...

‚Wenn über des Ozeans Wogen
Das Silber der Sterne erwacht,
Dann stürmt mit vollen Segeln
Ein einsames Schiff durch die Nacht.
Nicht schwanken die ragenden Maste,
Nicht flattern die Wimpel daran,
Stumm schaun durch die offenen Luken
Kanonen aus Eisen dich an . . .
Inmitten der Flut ragt ein Eiland,
Ein Felsblock, graniten erstarrt;
Ein Grab ist auf jenem Eiland,
Darin man den Kaiser verscharrt . . .‘[21]

Verscharrt, den Lebenden in das Grab.

SANKT HELENA

1815—1821

„Die Insel St. Helena ist ein kleiner, fast senkrechter Felsen, lang, schmal, glatt, dunkel, mehr einem riesenhaften, im Ozean schwimmenden Sarge ähnlich als einem Lande Lebender.“[1]

Das Hochplateau Ruperts Hill, sechstausend Fuß über dem Meeresspiegel, mit der verlassenen Farm Longwood, dem früheren Viehhof, wo man den Kaiser unterbrachte, ist die grausigste Stelle dieser grausigen Insel. Die schwarzen Felsen sind Gefängnismauern, die tief herabhängenden Wolken Kellergewölbe, überall rund herum bodenlose Abgründe und der unendliche Ozean. Wie das „Jenseits“, „das Land ohne Wiederkehr“.[2] Die Vorhölle Dantes mit der Aufschrift:

‚Die ihr eintretet, laßt alle Hoffnung schwinden!‘

Hier ist die Natur selbst eine verdammte Gefangene, zu ewigen Qualen verurteilt. Immer derselbe Wind, Südwestpassat, immer dieselbe grausame Tropensonne. „Dieser Wind zerreißt mir das Herz, diese Sonne verbrennt mir das Gehirn," klagt der Kaiser.[3]

Immer die gleiche Jahreszeit – nicht Winter, nicht Sommer, nicht Frühling, nicht Herbst, sondern ein Mittelding, ewig dasselbe. Acht Monate lang Regen, Wind und Sonne, in den übrigen Sonne, Wind und Regen; eine nicht mehr irdische Langeweile, die Eintönigkeit der Ewigkeit.

Der Boden besteht aus kreidigem Lehm, der vom Regen klebrig wird und in so schweren Klumpen an den Füßen hängenbleibt, daß das Gehen zur Qual wird. Die Vegetation entspricht diesem Boden: verkümmerte, vom Wind nach einer Seite gebeugte Kautschukbäume, dürres Heidekraut, fette Kakteen und bleiche Garzinien, die giftigen Saft ausscheiden.

Dicht über der Erde kriechen gespensterhafte Wolken; man kommt in eine solche Wolke hinein, und alles verschwindet im Nebel; man verschwindet sogar selbst, wird sich selbst zum Gespenst.

Gewitter gibt es auf dieser Insel nicht. Die Bergspitze Diana wirkt als Blitzableiter, nur eine ewige Schwüle drückt auf die Brust, ein unendliches Bangen und Sehnen.

Einen besseren Platz für die Hölle Napoleons hätte der Teufel selbst nicht auswählen können.

„Die englischen Diplomaten hatten, als er in ihre Gefangenschaft geriet, keinen heißeren Wunsch, als daß jemand ihnen den Dienst erwiese und ihn erhenkte oder erschösse. Als sich aber niemand dazu fand, beschlossen sie, ihn wie einen Taschendieb - pickpocket - unter Schloß und Riegel zu setzen," sagt Lord Roseberry.

„Wenn die Engländer Napoleon sofort getötet hätten,

wäre das großmütiger gewesen," sagt Las Cases, der Mitgefangene des Kaisers.[4]

„Ich werde mir nicht das Leben nehmen," sagt er selbst, „ich mache meinen Feinden dieses Vergnügen nicht. Ich habe geschworen, den Becher bis auf die Neige zu leeren. Wenn sie mich aber töteten, wäre ich froh."[5] Und weiter anläßlich der kürzlich erfolgten Füsilierung des Königs Murat in Kalabrien: „Die Kalabreser waren weniger barbarisch, waren großmütiger als die Leute von Plymouth."[6] „Wenn ich die Nachricht erhielte, daß der Befehl zu meiner Hinrichtung erteilt worden sei, würde ich das für eine Gnade ansehen und glücklich sein."[7]

Lange konnten die Menschen den in ‚lethargischem Schlaf' daliegenden Riesen nicht heben und binden: endlich hatten sie ihn aufgehoben, gefesselt, in den Sarg gelegt und den Deckel fest zugenagelt.

Am 15. Oktober 1816, nach einer siebzigtägigen Fahrt, ging die ‚Northumberland' im Hafen von Jamestown vor Anker. Longwood war noch nicht eingerichtet. Der Gefangene wurde im Landhaus des englischen Kaufmanns Balcombe, ‚The Briars', untergebracht und kam erst am 10. Dezember nach Longwood. Drei Gefängnisse, drei Särge, einer im andern: zuerst der Ozean – St. Helena ist fast zweitausend Kilometer vom Kap der Guten Hoffnung entfernt –, dann die Peripherie der Insel, vierundvierzig Kilometer; endlich der dritte, zwölf Meilen umfassende Kreis, der von einer Kette von Wachtposten behütet wurde und innerhalb dessen der Gefangene umhergehen und reiten durfte. Das englische Lager war nur hundert Schritt vom Hause von Longwood entfernt, unmittelbar vor seinen Fenstern; man konnte keinen Schritt tun, ohne auf ein englisches Bajonett zu stoßen. Um neun Uhr abends rückten die Posten zusammen; das Haus war dann so eng um-

zingelt, daß keiner ein- oder ausgehen konnte, ohne bemerkt zu werden. Die ganze Nacht gingen Patrouillen um das Haus herum. Alle Stellen, wo eine Landung möglich war oder schien,waren von Posten besetzt, desgleichen alle zum Meer führenden Fußsteige, selbst wenn sie so steil waren, daß der Kaiser bei seiner Korpulenz sie gar nicht hinabgehen konnte, ohne zu stürzen und den Hals zu brechen.

In den langen Feldzugsjahren hatte er sich so an Bewegung gewöhnt, daß weite Spazierritte eine Notwendigkeit nicht nur für seine Gesundheit, sondern einfach für sein Leben waren. Aber kaum in Longwood angelangt, verzichtet er mit Abscheu darauf. „Ich kann mich nicht drehen wie ein Eichhorn im Rade. Wenn ich das Pferd unter mir fühle, dann will ich ins Blaue hineinsprengen. Aber ich weiß, daß ich dies nicht darf, und das ist eine unerträgliche Qual für mich!“[8] Die Ärzte schrecken ihn mit gefährlichen Erkrankungen, wenn er nicht reiten wolle. „Um so besser, dann kommt das Ende schneller,“ erwidert er gleichgültig.

Sein Leben lang war er in Bewegung, hat gearbeitet, geschafft, gestrebt – und nun dieser Stillstand, diese Unbeweglichkeit, Zwecklosigkeit, Untätigkeit, Ruhe – der Tod! „Dieser Übergang vom tätigen Leben zur völligen Unbeweglichkeit hat alles in mir zerstört.“[9] Die Zerstörung beginnt mit dem Geiste in seiner tiefsten Wesenheit – dem Willen. Der alles verschlingende Wille, die grenzenlose Macht des Geistes, die einst auf die Welt gerichtet war, richtet sich jetzt auf ihn selbst und zerfleischt, verschlingt ihn. „Du wirst dein eigenes Herz verschlingen,“ wie Byron es ihm geweissagt hat. „Die Folter der Ruhe,“ wie Puschkin es so wunderbar definiert.

Das Entsetzliche der Folter besteht ja darin, daß sie sich über einen endlosen Zeitraum erstreckt. Er trinkt das töd-

liche Gift tropfenweise. „Man tötet mich mit Nadelstichen" - On m'assassine à coups d'épingles! Es ist immer die gleiche eintönige Klage. „Mit Nadelstichen tötet man den Mann, den zu besiegen die verbündeten Armeen von ganz Europa kaum ausreichten."[10]

Ein Mann, den man nackt ausgezogen, an einen Pfahl gebunden, mit Honig bestrichen und den Insekten zum Fraß überlassen hat.

Das Entsetzliche der Folter ist die Schande. „Die Fernrohre von ganz Europa sind auf St. Helena gerichtet." Alle die Fouchés und Talleyrands, Wellingtons und Blüchers, die Sklavenseelen aller Zeiten, der Gegenwart und Zukunft, schauen zu und warten auf den Augenblick, wo der Nackte sich unter den Insektenstichen winden wird.

„Ich habe geschworen, den Becher bis zur Neige zu leeren." Aber da er ihn an die Lippen setzte, begriff er, daß der Becher bodenlos war. Furchtbar ist es für einen Halbtoten, im Sarge zu ersticken; wie aber erst einem Gesunden, Unsterblich-Jungen!

„Was sagen die Leute? Er ist alt geworden? Der hat noch vierzig Feldzüge im Bauch!" rief ein englischer Soldat aus, als er Napoleon auf St. Helena sah.[11]

„Ich fühle mich ebenso stark wie früher. Ich bin nicht müde, nicht geschwächt," sagt der Kaiser zu Beginn seiner Haft. „Ich wundere mich selbst, wie wenig die letzten großen Ereignisse auf mich gewirkt haben; das ist alles über mich hinweggeglitten wie Blei über Marmor; die Last hat die Feder zusammengedrückt, aber nicht zerbrochen. Sie reckt sich wieder mit der alten Elastizität."[12]

Seine Spiele mit den Mädchen Betsy und Jenny Balcombe, den Töchtern des Besitzers von ‚The Briars', zeigen, daß in dem sechsundvierzigjährigen Napoleon immer noch der kleine Junge steckt. Er schwatzt, lacht, läuft umher,

spielt Blindekuh, nicht nur ihnen zuliebe, sondern um seiner selbst willen.

Viele Jahre nach seinem Tode kann die Greisin Betsy ihn sich nur als vierzehnjährigen Altersgenossen denken.[13]

Ewige Jugend – ewige Hoffnung.

„Früher oder später reisen wir von hier nach Amerika oder nach England."[14] „Ich denke, wenn in Frankreich wieder Ordnung und Ruhe eingetreten sind, wird die englische Regierung mir die Rückkehr nach Europa gestatten ... Nur die Toten kehren nie zurück."[15] Still für sich aber weiß er, daß man auch den entgegengesetzten Schluß ziehen kann: Wer nicht zurückkehrt, ist tot.

„Wenn Sie mich verlassen," sagt er zu General Gourgaud, „bin ich vielleicht früher in Frankreich als Sie. Dort ist alles in Gärung. Man muß mit Geduld der Krise entgegensehen. Ich habe noch lange zu leben, meine Laufbahn ist noch nicht beendet."[16]

Er hofft, mit St. Helena werde es ebenso gehen wie mit Elba. Die englische Partei der ‚Aufrührer' - Riots - wird ihn zum Führer im Kampf um die Volksrechte haben wollen, wird sich einiger englischer Häfen bemächtigen, Schiffe nach ihm schicken und ihn nach Frankreich bringen, um die Bourbonen zu stürzen.[17]

In Rio de Janeiro wurde ein französischer Oberst verhaftet, der auf einer Dampfschaluppe nach St. Helena wollte, um den Kaiser zu befreien. Was dem einen nicht gelang, kann dem andern gelingen.

Ein Schiffsjunge von der englischen Fregatte ‚Conqueror' im Hafen von Jamestown hat irgend jemandem irgend etwas ins Ohr geflüstert – und in Longwood herrscht festliche Stimmung. „Die Engländer selbst glauben, daß der Kaiser bald wieder den Thron besteigen werde."[18]

„Wenn mir Frankreich jetzt die Krone anböte, würde ich sie ablehnen," sagt er, fügt aber hinzu: „Wenn ich

nicht überzeugt wäre, daß dies der einheitliche Wunsch der ganzen Nation ist."[19]

Und wenn auf Frankreich nicht mehr zu rechnen ist, so bleibt noch Amerika.

„Wer weiß, ob Eure Majestät nicht ein mächtiges Reich in Amerika gründen werden."

„Nein, dazu bin ich zu alt."[20]

Er glaubt aber selbst nicht an sein Alter. „Ich habe noch fünfzehn Jahre zu leben," sagt er im März 1817, und im Oktober, kurz vor dem Ausbruch seiner tödlichen Krankheit:

„Ich bin noch nicht fünfzig; mein Gesundheitszustand ist erträglich. Ich kann mindestens noch dreißig Jahre leben."[21]

So spricht er in guten Stunden. Manchmal aber klingt es auch anders:

„Glauben Sie, daß ich, wenn ich nachts aufwache und mir vorstelle, was ich war und was ich bin, nicht auch böse Augenblicke habe?"[22]

Was bedeutet denn diese unendliche Hoffnung? Sie bedeutet unendlichen Mut.

„Wie haben Sie sich verändert!" sagt er zu dem melancholisch gewordenen, an Verrat denkenden General Gourgaud. „Soll ich Ihnen sagen, warum? Sie haben keinen Mut! Wir sind hier auf dem Schlachtfelde, und wer das Schlachtfeld verläßt, weil er kein Glück hat, ist ein Feigling."[23]

Er entwirft an Hand der Landkarte von St. Helena einen Fluchtplan.

„Tags durch die Stadt wäre das beste. Und wenn wir es von der Küste aus machen, strecken wir mit unsern Jagdgewehren zehn Posten nieder."

„Zwanzig, Majestät!"[24]

Es werden ganz unsinnige Pläne ausgeheckt. Er soll sich

als Diener verkleiden oder sich in einem Korb mit schmutziger Wäsche verstecken. Aber einen Mann, der keine Furcht kennt, der fest entschlossen ist, zu fliehen, und der nicht hinter Schloß und Riegel sitzt, sondern sich in einem Umkreis von zwölf Meilen frei bewegen kann, können die schärfsten Wachtposten der Welt nicht an der Flucht hindern. Er könnte fliehen und tut es nicht. Irgend etwas hält ihn fest. Was ist es?

„Man muß sich in sein Schicksal ergeben. Es steht alles droben in den Sternen geschrieben," sagt er mit einem Blick auf den Himmel. „Man muß seinem Stern gehorsam sein."[25] „Ich glaube, ich habe es meinem Stern zuzuschreiben, daß ich hierher geraten bin."[26]

Das ist es, was ihn hält und bewacht – sein eigener Stern, seine Seele, die sich von ihm gelöst und gegen ihn erhoben hat. Das ist die unsichtbare Kette, mit der er an St. Helena geschmiedet ist wie Prometheus an seinen Felsen.

Der Geier, der die Leber des Titanen zerfleischt, ist Sir Hudson Lowe, der Gouverneur der Insel.

‚Der Gott des Krieges, der Gott des Sieges' muß kämpfen und siegen bis zuletzt. Aber mit wem? Mit den Ratten von Longwood, mit Flöhen, Wanzen, Mücken, Moskitos? Ja, auch mit ihnen, dann aber mit dem Erbfeind – England. Und England ist Lowe. Der Löwe im Käfig muß am Gitter nagen; das Gitter ist Lowe. Der lebendig Begrabene muß an den Sargdeckel klopfen; der Deckel ist Lowe.

Vielleicht ist er gar kein so großer ‚Bösewicht', wie es dem Gefangenen scheint. Lang, hager, sehnig, sommersprossig, rothaarig, militärischer Agent und Spion auf Korsika, der sich mühsam zum General emporgearbeitet hat, ist er nur ein blindes Werkzeug der englischen Minister.

„Sagen Sie dem General Bonaparte, es sei ein Glück für

ihn, daß man ihn einem so guten Menschen in die Hand gegeben hat, wie ich es bin; ein anderer hätte ihn für seine Streiche in Ketten gelegt," sagt Lowe.[27] ‚Ein guter Mensch' ist wohl zuviel gesagt; er hätte aber auch schlimmer sein können.

„Meine Instruktionen sind derartig, daß ich sie gar nicht wiedergeben kann," gesteht er einmal und tritt in einem Schreiben an die englischen Minister für den Kaiser ein.[28]

„General Bonaparte hat seine Sache schlecht gemacht. Er hätte sich ein paar Jahre ganz ruhig verhalten müssen, dann hätte man sich schließlich für sein Schicksal interessiert."[29] Vielleicht war es auch so, und jedenfalls scheint Lowe ehrlich gewünscht zu haben, daß es so sein möge.

Er hat auch Witz.

„Ich wußte nicht, daß der General Bonaparte so viele Stunden lang in heißem Wasser gekocht und daß diese Prozedur so oft wiederholt werden muß," scherzt er fast gutmütig über die heißen Bäder des Kaisers, für die in Longwood nicht Wasser genug vorhanden ist. Ganz entmenschte Bösewichte scherzen nicht.

„Er war der größte Feind Englands und meiner, aber ich verzeihe ihm alles," sollte er später am Sarge Napoleons sagen.[30] War das eine schändliche Heuchelei des ‚Henkers'? Wer kann das wissen! Jedenfalls fällt es dem Henker nicht leicht, seinem Opfer zu vergeben.

Übrigens sind sie alle beide Henker und Opfer zugleich. Sie martern und quälen einander unausgesetzt; sie machen sich gegenseitig verrückt; wer dem andern mehr weh tut, ist schwer zu sagen.

Lowe wird tatsächlich geisteskrank durch die ewige Angst, Napoleon könnte fliehen. Er weiß, daß er fliehen kann, aber er weiß nicht, warum er nicht flieht.

Der Gefangene verlangt Unmögliches vom Kerkermeister: das Recht, frei umherzugehen und mit den Ein-

wohnern der Insel zu verkehren. Das hieße den Käfig des Adlers öffnen. Er verlangt, daß der Kerkermeister ihm nicht vor die Augen komme. Das hieße auf jede Aufsicht verzichten.

„Der Kaiser sagt, er werde eher sterben, als mit Lowe verkehren."[31] Als dieser mit Gewalt bei ihm eindringt, schreit er:

„Er kommt nur über meine Leiche herein! Gebt mir meine Pistolen!"[32]

In seinem Schlafzimmer liegen immer geladene Pistolen und mehrere Degen bereit.

Jeden Morgen erscheint in Longwood ein englischer Offizier, und wenn der Kaiser sich vor ihm versteckt, guckt er durchs Schlüsselloch, um sich zu überzeugen, daß der Häftling noch da ist. Einmal, als Napoleon in der Badewanne saß und bemerkte, daß der Offizier ihn beobachtete, sprang er aus der Wanne und schritt nackt, mit grimmig verzerrtem Gesicht auf den Eindringling los. Dieser lief davon, Napoleon aber drohte, ihn zu töten.

„Der erste, der es wagt, bei mir einzutreten, wird niedergeschossen!"

„Er ist mein Kriegsgefangener, und ich werde ihn bändigen!" schreit Lowe wütend, aber er weiß, daß er nichts mit ihm machen kann. Er kann ihn töten, aber nicht bändigen. Der Kerkermeister wird zum Gefangenen. „Wenn er mich ansieht, hat er Augen, wie eine gefangene Hyäne," sagt der Kaiser. „Zwischen uns stand eine Tasse mit Kaffee, und es war mir, als hätte er sie durch seinen Blick vergiftet. Ich befahl Marchand (dem Kammerdiener), den Kaffee zum Fenster hinauszugießen."[33] So wird die ‚gefangene Hyäne' zu einem mächtigen, übernatürlichen Wesen – zum Satan der Hölle von Longwood.

In den letzten fünf Jahren hatten sie sich nicht ein einziges Mal gesehen, aber zwischen ihnen dauerte der dumpfe,

endlose Streit fort – nicht mehr um wichtige Dinge, sondern um eine Bagatelle, den Kaisertitel.

„Lieber sterben, als mich General Bonaparte nennen lassen. Das würde bedeuten, daß ich nicht mehr Kaiser sein will!"[34]

„Mein Herr, für Sie bin ich nicht der General Bonaparte. Weder Sie noch sonst jemand in der Welt kann mir den Titel rauben, der mir zukommt!" schreit er Lowe bei einer ihrer letzten Begegnungen an.

Hat er nicht aber selbst zweimal verzichtet, und verzichtet er nicht jetzt auch? „Ich habe genug getobt. Ich brauche Ruhe. Darum habe ich dem Thron entsagt."[35] Nein, er verzichtet nicht. „Ich nehme meine Abdankung zurück. Ich schäme mich ihrer. Es war ein Irrtum, eine Schwäche von mir."[36] Er ist seines Opfers einmal eingedenk, ein andermal vergißt er es wieder. Oder hat der Sklave Gourgaud recht, wenn er sagt: „Die Geschichte wird sagen, Sie hätten nur aus Furcht abgedankt, denn Sie opfern sich nicht vollständig."

Doch es gibt Augenblicke, wo er sich auf alles besinnt und über allem triumphiert.

„Er (Lowe) kann mir nichts anhaben. Ich bin hier ebenso frei wie einst, als ich über ganz Europa herrschte."[37] „Andere werden durch ihren Sturz erniedrigt, mich erhöht er unendlich."[38] „Meinem Schicksal fehlte das Unglück. Wäre ich auf dem Thron, in den Wolken der Allmacht gestorben, so wäre ich ein Rätsel für viele geblieben; jetzt aber, dank meinem Unglück, kann man mich in meiner Nacktheit beurteilen."[39] – „Sie glauben vielleicht nicht, daß es mir um meine Größe nicht leid ist? Ich trauere Verlorenem nicht nach." – „Warum sollte ich Ihnen das nicht glauben, Majestät?" antwortet Las Cases, „Sie sind hier gewiß größer als in den Tuilerien. Ihre Kerkermeister liegen Ihnen zu Füßen. Ihr Geist besiegt alles, was sich

ihm nähert. Sie sind wie der Heilige Ludwig in der Gefangenschaft der Sarazenen – der eigentliche Herr über Ihre Besieger!"[40]

Oder wie Prometheus am Felsen - ‚Napoléon cloué sur un roc à la façon de Prométhée'.[41]

Da ist der kleine Malaiensklave Toby, der Gärtner in den ‚Briars'. Es besteht ein wunderlicher und beängstigender Zusammenhang zwischen dem armen Toby und dem armen ‚Bony'.*

Mit Toby haben die englischen Matrosen dasselbe gemacht, wie die englischen Minister mit Bony: sie haben ihn betrogen, fortgeschleppt und als Sklaven verkauft.

Der Kaiser befreundete sich mit Toby und wollte ihn loskaufen. Auch Toby gewann den Kaiser lieb, nannte ihn nicht anders als ‚guter Herr' - good gentleman - oder einfach ‚guter Mann' - good man -.[42] „Oft fragte Napoleon den Alten nach seiner Jugend, seiner Heimat, seiner Familie und seiner gegenwärtigen Lage. Es war, als wollte er seine Empfindungen begreifen."[43]

Als er einmal mit Las Cases spazieren ging, sah er Toby bei einem Beet beschäftigt. Er blieb stehen und sagte:

„Was für ein elendes Geschöpf ist doch der Mensch! Die Schale ist überall gleich, der Kern aber verschieden. Das wollen die Menschen nicht begreifen und darum machen sie so viel Böses. Wäre Toby ein Brutus, so hätte er sich getötet; wäre er ein Äsop, so wäre er vielleicht Ratgeber des Gouverneurs geworden; wäre er ein tiefgläubiger Christ, so trüge er seine Ketten im Namen Jesu und segnete sie. Allein der arme Toby denkt an nichts dergleichen in der Einfalt seines Herzens; er bückt den Rücken und arbeitet."

* Englischer Kosename für ‚Bonaparte'.

Ein paar Minuten schwieg der Kaiser, dann fügte er im Weitergehen hinzu:

„Der arme Toby ist natürlich kein König Richard. Aber das Verbrechen ist nicht minder entsetzlich! Auch dieser Mann hatte doch seine Familie, sein Leben, seine Freunde. Und ein furchtbares Verbrechen ward an ihm begangen, als man ihn in das Joch der Sklaverei zwang."

Plötzlich stockte er und fuhr dann fort:

„Ich sehe es Ihren Augen an, lieber Freund: Sie denken – Toby ist nicht der einzige auf St. Helena."

Und – vielleicht gekränkt durch diesen Vergleich oder in der Absicht, Las Cases zu ermutigen – rief er leidenschaftlich und stolz zugleich:

„Nein, mein Lieber, hier kann von keinem Vergleich die Rede sein. Denn wenn das Verbrechen hier noch größer ist, so hat doch auch das Opfer mehr Kräfte zum Kampf. Unsere Körper martert man nicht, und wenn man es auch täte, so haben wir doch Seele und Geist, um die Henker zu besiegen . . . Vielleicht ist unser Los sogar beneidenswert. Die ganze Welt blickt auf uns. Wir sind immer noch Märtyrer einer großen Sache. Wir kämpfen hier gegen die Gewalt der Götter, und die Völker segnen uns!"[44]

Das heißt: ‚Prometheus am Felsen' als Opfer für die Menschheit. Hier endet Napoleons ‚Geschichte' und beginnt das ‚Mysterium'. Wessen Schicksal, wessen Person in der Geschichte aller Zeiten und Völker erinnert mehr an den alten Titanen?

Papst Pius VII. nannte Napoleon einen Komödianten. Vielleicht aber ist sein ganzes Leben, ebenso wie dieser Vergleich mit Toby, nicht mehr eine menschliche, sondern eine göttliche Komödie.

„Du wirst den Neid bei deinesgleichen wecken und der elendeste unter ihnen sein," prophezeit er sich selbst zu Anfang seines Lebens, und am Ende ging diese Prophe-

zeiung in Erfüllung: Napoleon ist elender als Toby. ‚Selig sind, die geistig arm sind' – das ist von Menschen gesagt wie Toby, nicht aber von einem Napoleon.

Wer hat sie denn miteinander verbunden, ‚verglichen' – und wozu? Das weiß er immer noch nicht; er meint, hier könnte von einem Vergleich keine Rede sein. Nein, doch. Oder hat der Sohn die Mutter vergessen, Napoleon die Revolution, die das Wort Gottes in tierischem Brüllen wiederholt, die sanfte Rede mit Donnerstimme: ‚Die ersten werden die letzten sein'?

„Niemand in der Welt kann mir die mir zukommenden Titel nehmen." Er klammert sich immer noch an sein Kaisertum wie der Ertrinkende an den Strohhalm. Der ‚Komödiant' spielt noch immer Komödie. In den kleinen Zimmern des Hauses von Longwood, dem einstigen Viehstall, wo der Regen durch das schadhafte Dach tropft, wo die Kattuntapeten an den feuchten Wänden in Fetzen herabhängen, die verfaulten Bretterdielen wackeln, und die Ratten in Scharen hin und her laufen – eine sprang einmal aus dem Hut des Kaisers heraus – herrscht strengste Etikette wie in den Tuilerien. Die Bedienten tragen Livreen, die Speisen werden auf Gold und Silber serviert, neben dem Platz Sr. Majestät steht ein leerer Sessel für die Kaiserin, die Hofkavaliere müssen stramm stehen.

Jemand bemerkte in seiner Gegenwart, die Chinesen ehrten ihren Kaiser wie einen Gott.

„So muß es auch sein," erwiderte er.

Auf einem Spaziergang verlor er eine Schuhschnalle. Alle bückten sich, sie aufzuheben. „In den Tuilerien hätte er das nicht zugelassen, hier aber schien es ihm zu gefallen, und wir alle waren ihm dankbar, daß er uns diese Ehre zuteil werden ließ," berichtet Las Cases.

„Ich weiß selbst, daß ich gestürzt bin, aber wenn einer von den Meinigen mich das fühlen läßt . . ." fing der Kaiser

einmal an, als einer von seinen Leuten ihn geärgert hatte. Aber er sprach nicht zu Ende.

„Diese Worte, seine Geste, der Klang seiner Stimme durchbohrten mir das Herz," erzählt Las Cases. „Ich wollte vor ihm niederstürzen und seine Füße küssen."

„Die Menschen sind anspruchsvoll, eigennützig und häufig im Unrecht," fuhr der Kaiser fort. „Ich weiß das; daher frage ich immer, wenn ich unsicher bin: wie hätte ich in den Tuilerien gehandelt? Das ist mein großer Maßstab."[45]

Es ist ein falscher Maßstab. Er entwürdigt sich durch ihn. Man muß aber eine Knechtsseele sein wie Gourgaud und die vierzigtausend Napoleonbiographen, um sich darüber zu freuen. „Er ist klein wie wir, er ist gemein wie wir!"

Ein gefesselter Prometheus in der Ewigkeit; in der Zeit aber ein Mensch, der mit geschwollener Backe am Kamin sitzt und nach Greisenart brummt: „Huh, der verdammte Wind! Der ist es, der mich krank macht! Sehen Sie, ich zittere vor Frost, wie ein Feigling vor Furcht. Sagen Sie mal, Doktor, wie stirbt es sich am leichtesten? Man sagt, durch Erfrieren. Da stirbt man im Schlaf."[46]

Er weiß, daß er sich nicht töten wird, aber er denkt an den Tod wie der Durstige ans Wasser.

Minuten, Stunden, Tage, Monate, Jahre – immer die gleiche Folter: die furchtbare Langeweile, verzehrend, wie die Glutsonne der Tropen.

Er weiß nicht, wie er seine Zeit totschlagen soll. Morgens rekelt er sich im Bett oder sitzt stundenlang in der Badewanne. Tagsüber liegt er ungewaschen, unrasiert, in weißem Schlafrock und weißen Hosen, mit aufgeknöpftem Hemdkragen, ein rotkariertes Tuch um den Kopf gebunden, auf dem Sofa und liest bis zur Bewußtlosigkeit; sein Tisch

ist mit Büchern bedeckt, vor ihm auf dem Fußboden liegen Haufen von zerlesenen Büchern. Manchmal diktiert er Tage und Nächte lang ununterbrochen, und dann vergräbt er die Manuskripte in die Erde. Als Ersatz für die Spazierritte hat er sich zu Hause einen langen Balken an einen Pfosten befestigen lassen und wippt darauf hin und her wie auf einem Schaukelpferde.

Abends versammeln sich die Hofleute im Salon Sr. Majestät. Es wird Karten, Domino, Schach gespielt; man spricht von dem Vergangenen, wie die ‚Schatten in den Elysäischen Gefilden'.

„Bald werde ich ganz vergessen sein," sagt der Kaiser. „Hätte eine Kanonenkugel mich im Kreml getötet, dann wäre ich jetzt so groß wie Cäsar und Alexander . . . Nun aber bin ich ein Nichts . . ."[47]

Er sitzt lange schweigend da, den Kopf auf die Hände gestützt; endlich erhebt er sich und sagt:

„Welch ein fesselnder Roman war doch mein Leben!"[48]

Er mag nicht, ja, es scheint fast, als fürchte er, nach dem Mittagessen allein zu bleiben. Stundenlang sitzt er bei Tisch, damit die Damen sich nicht entfernen können, dehnt die matte Unterhaltung ins Unendliche aus oder geht hinüber in den Salon und liest vor, meist klassische französische Tragödien. Besonders liebt er die ‚Zaïre' von Voltaire, die allen so langweilig geworden ist, daß General Gourgaud und Madame Montholon das Buch aus der Bibliothek stehlen wollen. Die Zuhörer sind nahe daran, einzuschlafen, doch er beobachtet sie scharf.

„Madame Montholon, schlafen Sie?"

„Gourgaud, wachen Sie doch auf!"

Zur Strafe läßt er sie vorlesen und hört mit verschränkten Armen zu. Nach fünf Minuten aber nickt er selbst ein.[49]

„O Gott, die Langeweile!" flüstert er, allein geblieben.

Er geht zu seiner Schaukel oder schickt dem General

Gourgaud eine Aufgabe über die Kegelschnitte, über die Versorgung einer belagerten Stadt durch Mehl, das in Bomben versteckt ist, oder er philosophiert gähnend:

„Ich glaube, der Mensch ist durch die Sonnenwärme aus Schmutz entstanden. Herodot sagt, daß zu seiner Zeit der Nilschlamm sich in Ratten verwandelte, und daß man beobachten konnte, wie sie sich darin bildeten . . ."[50]

Oder er neckt den ‚frommen' Gourgaud, indem er beweist, daß der Islam besser sei als das Christentum, denn er habe den halben Erdball in hundert Jahren erobert, das Christentum aber erst in dreihundert.

„Und der Papst glaubt wirklich an Christus!" wundert er sich ehrlich.[51] „Sagen Sie, Gourgaud, kann Gott es machen, daß ein Stock nicht zwei Enden hat?"

„Ja, Majestät, ein Reif ist ein Stock, aber er hat keine Enden."[52]

Alle schweigen. Der Kaiser zieht die Brauen zusammen und fängt wieder gähnend an:

„Dem Kardinal Caselli gelang es manchmal, mich in meinem Unglauben irrezumachen . . . Ich glaube aber doch, daß wir, wenn wir tot sind, richtig tot sind - quand nous sommes morts, nous sommes bien morts. Und was ist die Seele? Als man auf der Jagd vor meinen Augen einen Hirsch zerlegte, sah ich, daß er genau solche Eingeweide hat, wie ein Mensch . . . Elektrizität, Galvanismus, Magnetismus – hier steckt das große Geheimnis der Natur. Ich bin geneigt zu glauben, daß das menschliche Gehirn wie eine Pumpe diese Ströme aus der Luft einsaugt und aus ihnen die Seele macht."[53]

Abermals Schweigen.

„Gourgaud, warum sind Sie heute so finster wie eine Grenadiermütze? Und auch Sie, Madame Bertrand, blicken so traurig drein. Wohl weil ich Ihnen gestern gesagt habe, Sie ähnelten einer Wäscherin?"[54]

Die arme Frau wird feuerrot, weiß nicht, wo sie hinsehen soll, und das Schweigen wird noch furchtbarer. Im Schornstein heult der Wind, der Regen hämmert an die Fensterscheiben; tief herniederhängende Wolken schauen herein wie Gespenster.

„Hols der Teufel, meine Herren, Sie sind nicht sehr liebenswürdig!" sagt der Kaiser, erhebt sich von der Tafel und begibt sich in den Salon. „Wo ist nur mein armer Las Cases? Der würde mir wenigstens Märchen erzählen, Sie aber sind die reinen Schlafmützen."[55]

Die Gefangenen hassen sich gegenseitig, wie einander nur Menschen hassen können, die auf dem gleichen Stroh im gleichen Kerker liegen. Unablässig zanken sie sich um Kleinigkeiten, und das ist noch ihre einzige Rettung: sonst müßten sie vor Langeweile verrückt werden.

Einmal war in Longwood eine eben erst angeschaffte Kuh aus dem Stall davongelaufen, und ihretwegen verzankten sich alle so, daß das Leben im Hause ganz unerträglich wurde. Die Hauptverantwortung für die Kuh hatte der Oberstallmeister Gourgaud, denn der Kuhstall befand sich neben dem Pferdestall.

„Der Kaiser ist wegen der Kuh sehr erzürnt. Wenn sie sich nicht wiederfindet, will er alle unsere Hühner, Ziegen und Zicklein schlachten lassen," schreibt Gourgaud in sein Tagebuch. „Ich will aber von diesen Kuhgeschichten nichts wissen, und ich pfeife darauf, ob in Longwood eine Kuh mehr oder weniger im Stalle steht. Ich will auch das ertragen wie alles übrige."[56]

Gourgaud war tödlich verfeindet mit dem Oberhofmarschall Montholon. Was zwischen ihnen vorgefallen war, ist schwer zu verstehen, die Feindschaft aber wurde dadurch verschärft, daß auch Madame Montholon dabei eine Rolle spielte. Sie hatte ein Liebesverhältnis mit dem

Kaiser und gebar ihm ein Kind in Longwood. Das wußten anscheinend alle, außer dem Ehegatten; vielleicht wußte aber auch er es und duldete es nur schweigend.

Die Feindschaft wurde zu guter Letzt so groß, daß Gourgaud Montholon fordern wollte.

„Wie wagen Sie es, ihn zu bedrohen? Sie sind ein Räuber, mein Herr, ein Mörder! Ich verbiete es Ihnen! Ich werde mich selbst mit Ihnen schlagen! Ich verfluche Sie!" schrie der Kaiser ihn an und wagte dabei nicht, ihm in die Augen zu sehen.

Um die Wahrheit zu sagen – diese Geschichte gehört zu den allerschlimmsten Geschichten Napoleons. Um den letzten, einzigen, bis zum Schluß ausharrenden Freund so zu betrügen, ihn um seine Frau zu betrügen, nicht aus Liebe und auch nicht aus Laune – denn Weiber hätten sich für Napoleon auch auf St. Helena finden lassen – sondern aus Langeweile, zwischen der ‚Zaïre' und der Schaukel, – dazu mußte man wirklich gefallen sein. „Ich weiß, daß ich gefallen bin." Die Tiefe des Falls ist aber auch der Maßstab der Marter.

Die Marter währte sechs Jahre. Sechs Jahre wartete der gefangene Ritter auf die Freiheit.

‚Steinerner Harnisch hält mich umfangen,
Steinerner Helm preßt auf meinen Kopf,
Mein Schild ist gegen Pfeil und Schwert gefeit,
Es eilt mein Roß, aber niemand lenkt seine Zügel.
Die eilende Zeit, die ist mein treues Roß,
Das Visier des Helms ist das Gitter der Schlachtbank,
Der steinerne Harnisch sind die hohen Mauern,
Mein Schild – die erzenen Kerkertore.
Eile denn schneller, du fliegende Zeit.
Ich ersticke unter meinem neuen Panzer.
Wenn wir ankommen, wird der Tod mir in die Zügel fallen;
Ich werde absitzen und das Visier vom Gesicht zurückbiegen.'[57]

Endlich erkrankte er. Das Leiden hatte sich ganz heimlich herangeschlichen. Die ersten Anzeichen waren geschwollene Füße, Skorbut, Schmerzen in der rechten Seite. Sie hatten sich schon im Frühjahr 1817 bemerkbar gemacht. Doktor O'Meara, ein nicht sehr geschickter Arzt, aber ein gescheiter und ehrenhafter Mann, meldete Hudson Lowe, daß das Leiden des Kaisers lebensgefährlich werden könne, wenn nicht energische Maßnahmen getroffen würden. Die Hauptursache der Krankheit sei die sitzende Lebensweise, der dauernde Verzicht auf die Spazierritte infolge der Abneigung, sich nur innerhalb eines eng begrenzten Gebietes bewegen zu dürfen.

Lowe erschrak – natürlich nicht vor der Verantwortung gegenüber den englischen Ministern: ein baldiger Tod Napoleons hätte ihnen sehr wohl gepaßt. Es war etwas anderes – er wollte vielleicht doch nicht zum Mörder Napoleons werden. Er gab dem Kaiser zu verstehen, daß er bereit sei, ihm in jeder Weise entgegenzukommen. Aber Napoleon antwortete darauf, er wünsche keinerlei Wohltaten vom ‚Unmenschen', und so blieb alles beim alten.

Im Laufe der nächsten anderthalb Jahre ging es dem Patienten bald besser, bald wieder schlechter. Endlich, im Herbst 1819, verschlimmerte sich sein Zustand derartig, daß er sich zu Bett legen mußte.

Er fühlte einen beständigen Druck und Schmerz in der rechten Seite. Die Ärzte meinten, es sei ein Leberleiden. Er hatte aber sofort erraten, daß es dieselbe Krankheit war, an der sein Vater gestorben war – Magenkrebs. Er sagte keinem etwas davon. Vielleicht war er auch selbst nicht ganz überzeugt.

Den Mut, der den Gesunden verlassen hatte, fand der

Kranke wieder. Er wollte nicht sterben, wollte nicht ‚aus der Schlacht fliehen'. „Mit meinem Körper habe ich immer gemacht, was ich wollte." Er glaubte, er werde es auch jetzt können.

Den Ärzten traute er nicht, die Arzneien nahm er nicht, sondern kurierte sich auf seine Weise. Kaum hatte er sich nach einem Anfall etwas erholt, so fing er an, sich mit Gartenarbeiten zu beschäftigen. Tagelang kommandierte er eine Schar chinesischer Arbeiter, pflanzte Bäume, legte Blumenbeete und Rasenflächen an, zog Alleen, baute Boskette an, richtete Wasserleitungen, Fontänen, Kaskaden ein. Die Arbeit riß ihn so hin, als hoffte er wieder, den Traum seines ganzen Lebens zu verwirklichen – aus der irdischen Hölle ein Paradies zu machen.

Diese Kur schien ihm gutzutun. Es lief aber schließlich doch auf nichts hinaus: die grausame Sonne verbrannte die Blumen, der Regen spülte die Erdbauten weg, der Wind knickte die Bäume und riß sie mit der Wurzel aus. Es entstand kein Paradies, sondern die Hölle blieb, wie sie war, und diese Sisyphusarbeit wurde ihm schließlich so zuwider, daß er sich von neuem in seinen Stuben einschloß.

Er erlebte einen neuen Krankheitsanfall. In den schwersten Augenblicken gedachte er seiner Kindheit, seiner Mutter.

„Ach, Mutter Lätitia, Mutter Lätitia," flüsterte er, das Gesicht mit den Händen bedeckend.[1]

Damals, am Anfang seines Lebens, hatte er etwas Festes – den ‚Heiligen Felsen', Pietra Santa, wie eine seiner korsikanischen Urgroßmütter hieß; und hier, am Schluß, hatte er ebenfalls einen Felsen – St. Helena. Alles aber, was dazwischen lag, war nur ein flüchtiges Wölkchen, ein Gespenst . . .

Er stand noch einmal auf und begann in seinen Zimmern auf und ab zu gehen. Doch von Tag zu Tag wurde er schwächer.

„Was ist das für ein Leben?" sagte er. „Ich lebe nicht, ich vegetiere. Alles ist mir zur Last, alles macht mich müde ... Ach, Doktor, welch ein gut Ding ist doch die Ruhe! Das beste für mich ist doch das Bett; ich möchte es gegen alle Reiche der Welt nicht eintauschen. Aber wie bin ich gesunken! Früher ertrug ich die Ruhe nicht, und jetzt bin ich wie im Starrkrampf: ich muß mir einen Ruck geben, um nur die Augen aufzumachen. Ich konnte früher vier oder fünf Sekretären gleichzeitig die verschiedensten Dinge diktieren, und sie schrieben so schnell, wie ich sprach. Aber damals war ich Napoleon, und heute bin ich nichts!"[2]

Nein, er war auch jetzt noch der alte. Der Arzt fühlte ihm einmal den Puls. Der Kranke sah ihn an, lachte auf und sagte:

„Das ist genau so, wie wenn ein General die manövrierende Armee nur hörte."[3]

Mit dem Ohr hörte er, mit dem Auge sah er nicht — er war blind. In diesem Ausspruch steckt noch der ganze Hellseher Napoleon.

Wieder besiegt der Geist den Körper. Durch die Kraft seines Willens macht er sich gesund.

„Zum Teufel die Medizin!" sagt er zum Doktor Antommarchi, einem jungen Korsen, einem groben, unwissenden und eingebildeten Menschen. „Es ist etwas in mir, was mich elektrisiert und denken läßt, daß meine Maschine noch meinem Willen gehorchen wird. Ist es nicht so, Sie verdammter Doktor, Sie blöder Korse?" lacht er und zieht ihn am Ohr.[4]

Er macht einen langen Spazierritt, legt fünf oder sechs Meilen im Galopp zurück. Aber die Kur schlägt nicht mehr an. Der Ritt ruft nicht mehr den gewohnten Schweißausbruch hervor; nachher fühlt er sich noch schlechter. „Der Kaiser ist tief betrübt," notiert Antommarchi am 23. Januar 1821.

„Doktor, betrügen Sie mich nicht, ich werde zu sterben wissen," sagt der Kranke am nächsten Tage. „Wenn meine Stunde geschlagen hat, so können weder Sie, noch alle Ärzte der Welt das ändern."[5]

Er hat begriffen, daß er nicht mit der Krankheit, sondern mit dem Tode kämpft, und er sieht ihm ebenso ruhig ins Antlitz, wie früher auf dem Schlachtfelde; doch hier mußte es dem lebend Eingesargten viel schwerer fallen.

„Warum haben die Kugeln mich verschont, wenn mir bestimmt war, eines so elenden Todes zu sterben!" entrüstete er sich bisweilen.[6]

„Als ich noch Napoleon war," sagte er einmal, als er sich wusch, „da erledigte ich das schnell und heiter. Aber ist es jetzt nicht ganz gleich, wie ich aussehe? Ja, es wird mir jetzt auch schwerer als früher, einen ganzen Feldzugsplan zu entwerfen."[7]

Er aß fast gar nichts mehr. Bei jedem Bissen wurde ihm übel und trat Erbrechen ein. Die Schmerzen in der Seite und im Magen wurden unerträglich.

„Hier," klagte er, „wie wenn ein Rasiermesser darüber hinweggleitet und einschneidet."[8]

Jeden Abend mußte der diensttuende Offizier dem Gouverneur berichten, daß er den ‚General Bonaparte' gesehen habe. Zwei Wochen lang aber erstattete er keinen Bericht, weil jener das Haus nicht mehr verließ und sich auch nicht am Fenster zeigte. Lowe erschien schließlich selbst in Longwood, ging um das ganze Haus herum, sah in die Fenster hinein, bemühte sich, den Kaiser zu erblicken, erblickte ihn aber nicht und entfernte sich, nachdem er dem Offizier gedroht hatte, er werde mit ihm gründlich Abrechnung halten, wenn er es nicht durchsetze, daß man ihm Napoleon, tot oder lebend, zeige.

Der Offizier erreichte es schließlich. Er stand vor dem Fenster und guckte durch die auseinandergeschobenen

Gardinen in das Zimmer hinein, wo der Kranke im Lehnsessel saß. Doch Lowe begnügte sich nicht damit. Er verlangte, daß sein Vertrauensmann ins Haus eingelassen werde; andernfalls drohte er mit Gewalt einzudringen. Man kann sich kaum vorstellen, womit das geendet hätte, wenn der Kaiser nicht darauf eingegangen wäre, den englischen Regimentsarzt Arnott zu empfangen, von dessen Geist und Edelmut er viel gehört hatte.

Arnott riet ihm, in das neue Haus überzusiedeln, das in Longwood für ihn gebaut worden war: dort seien die Zimmer größer und daher mehr Luft.

„Wozu? Ich sterbe ja doch," erwiderte Napoleon so ruhig und sicher, daß der Arzt nicht den Mut hatte, ihm zu widersprechen.[9]

Am 2. April, als er erfuhr, daß sich am Horizont ein Komet gezeigt habe, sagte der Kaiser leise, wie zu sich selbst:

„Das bedeutet den Tod. Ein Komet verkündete auch den Tod Cäsars."[10]

Plötzlich wurde ihm besser. Die Schmerzen ließen nach. Er konnte essen, ohne daß ihm übel wurde. Er vertauschte das Bett mit dem Lehnsessel. Er las Zeitungen, ließ sich die Geschichte Hannibals, die Ilias vorlesen. Er ließ sich eine Blume im Garten pflücken und roch lange Zeit an ihr. Alle freuten sich.

„Nun, Doktor, es geht also noch nicht zu Ende?" sagte der Kaiser heiter, als Antommarchi bei ihm eintrat. Dann musterte er alle mit den Blicken und fuhr fort:

„Ja, meine Freunde, mir geht es heute besser, ich weiß aber dennoch, daß mein Ende nahe ist. Wenn ich sterbe, kehrt ihr nach Europa zurück. Ihr seht dann eure Verwandten und Freunde und werdet glücklich sein. Auch ich werde meine Tapfern in den Elysäischen Gefilden erblicken: Kléber, Desaix, Bessières, Duroc, Ney, Murat,

Massena, Berthier – sie alle werden mir entgegeneilen, werden mit mir von allem reden, was wir gemeinsam unternommen haben, und werden wie verrückt werden vor Begeisterung, von dem Glanz ihres Ruhmes. Wir werden von unseren Kriegen reden – mit Hannibal, Scipio, Cäsar, Friedrich. Und welche Freude wird das sein! Wenn sie im Himmel nur nicht erschrecken vor einer solchen kriegerischen Versammlung!" fügte er lachend hinzu.[11]

Arnott trat ein. Der Kaiser sagte auch ihm, daß er sich frischer fühle.

„Und doch, lieber Doktor, ist die Sache erledigt, der Hieb sitzt, ich sterbe," fuhr er nach kurzem Schweigen in anderem, feierlicherem Tone fort. „Kommen Sie näher, Bertrand, ich werde reden, und Sie übersetzen es Herrn Arnott Wort für Wort ins Englische."

Nachdem er alle Betrügereien, Gewalttaten, Verbrechen und Verrätereien Englands aufgezählt hatte, schloß er:

„Sie haben mich gemordet, und sterbend, auf dieser entsetzlichen Insel, vermache ich die Schmach und das Entsetzen meines Todes dem Herrscherhause von England!"[12]

Abends wurde ihm wieder schlechter. Die Kräfte verließen ihn völlig, er war fast ohnmächtig.

Einige Tage vorher hatte er angefangen, sein Testament zu schreiben. Jetzt fuhr er damit fort. Eben noch war er bei Kräften gewesen, hatte Montholon und Marchand holen lassen, sich mit ihnen eingeschlossen, auf dem Bett gesessen, die Mappe mit den Papieren in der einen Hand gehalten und mit der andern geschrieben. Als nach dem Erbrechen heftiger Schüttelfrost eintrat, wickelte Montholon seine eiskalten Füße in heiße Tücher.

„Sie sollten ausruhen, Majestät," sagte Montholon.

„Nein, mein Sohn, ich fühle, daß ich mich beeilen muß."[13]

Wenn die Kräfte ihn ganz zu verlassen drohten, trank

er ein Glas starken Konstanzer Wein – „Öl ins Feuer," wie Arnott sagte – und schrieb weiter.[14]

Das Testament enthält eine Unmenge von Punkten, die sehr ins einzelne gehen; hunderte von Dingen, Geldbeträgen und Personen werden genannt. Er gedenkt aller, die ihm im Leben Gutes getan haben, dankt und setzt Belohnungen aus, nicht nur den Lebenden, sondern auch den Toten in Person ihrer Kinder und Enkel; er fügt immer neue Namen hinzu, er kann nicht enden, er fürchtet, er könnte jemand vergessen.

Nach einer furchtbaren Nacht, in der er heftig fieberte und phantasierte, läßt er seine Schatullen mit Wertsachen bringen, legt die Tabatieren, Bonbonnieren, Medaillons, Kameen, Uhren, Orden, Sterne der Ehrenlegion auf seiner Bettdecke aus und bestimmt, wie diese Gegenstände als Andenken verteilt werden sollen. Doktor Arnott bekommt eine goldene Kassette. Auf dem Wappenschild, das den Deckel schmückt, ritzt er, zwischen zwei Anfällen von Erbrechen, mit zitternder Hand, ungeschickt, aber sorgfältig das kaiserliche N ein.

Nachdem er alles geordnet und notiert hat, packt er die Sachen wieder ein, bindet die Schachteln mit roten und grünen Seidenbändern zusammen, versiegelt sie und gibt die Schlüssel Marchand.

„Mein Körper soll seziert werden, und wenn es sich erweist, daß es wirklich Magenkrebs war, dann sagen Sie es meinem Sohne, damit er sich in acht nehme," sagt er immer wieder zu Antommarchi. „Diese Krankheit soll in unserem Geschlecht erblich sein. Mag wenigstens mein Sohn von ihr verschont bleiben. Sie haben mir das versprochen, Doktor, vergessen Sie es nicht."[15]

Er denkt an seine Genossen, wie sie in die Heimat zurückreisen werden: hoffentlich werden sie auf dem Heimwege nicht hungern müssen, wie auf dem Wege hierher.

Er stellt eine genaue Liste aller in Longwood vorhandenen Lebensmittel auf; selbst die Schafe im Viehhof werden nicht vergessen.[16]

„Ich bin nicht gut," sagt er, „nein, gut bin ich nicht; gut war ich nie, aber ich bin verläßlich - je suis sûr."[17]

Ja, man ist wohl verläßlich, wenn man an den Hunger der andern denkt, während man selbst von Erbrechen geplagt wird.

Nachts, in furchtbarem Schüttelfrost, unter dem ‚scharfen Rasiermesser' des Schmerzes, diktiert er zwei ‚Rêveries': über den Inhalt der einen weiß man nichts Genaues; vielleicht war es nur eine Fieberphantasie; die zweite handelt „von der besten Organisation der Nationalgarde zur Verteidigung Frankreichs gegen eine fremde Invasion".[18]

„Meine armen Chinesen!" fällt ihm plötzlich ein. „Verteilt zwanzig Goldstücke unter sie, damit sie meiner gedenken. Ich muß auch von ihnen richtig Abschied nehmen."[19]

Er wünscht an der Seine begraben zu werden, „unter dem französischen Volke, das er so geliebt",[20] oder auf Korsika, im Dom von Ajaccio, neben den Ahnen.

„Wenn man mich auch als Toten nicht von hier fortläßt, dann legt mich dort zur Ruhe nieder, wo dies Wasser fließt, das so rein ist und so frisch."[21]

Jeden Tag brachte man ihm Wasser aus dem benachbarten Tal Gerania, wo sich unter drei Trauerweiden eine kalte, reine Quelle befand. Dieses Wasser war ihm in seiner Krankheit besonders lieb geworden. Jedesmal, wenn er davon gekostet hatte, sagte er:

„C'est bon, c'est bien bon!"[22]

Indem er den Wunsch äußerte, bei dieser Quelle begraben zu sein, schenkte er der Mutter Erde gleichsam das Letzte, was er noch besaß – seinen Staub.

„Ich sterbe im römisch-apostolischen Glauben, in dem ich geboren bin," sagt er im Testament.[23]

Stimmt das?

Im Anfang seiner Krankheit bat er seinen Onkel, den Kardinal Fesch, ihm zwei Priester zu schicken, damit er nicht „krepiere wie ein Hund".[24] Dieser sandte ihm zwei alte korsikanische Abbés, Pater Vignali und Pater Buonavita.

Am 21. April, als der Kranke begriffen hatte, daß er sterben müsse, rief er den Pater Vignali und sagte zu ihm:

„Wissen Sie, was die ‚chambre ardente' ist?"

„Ja, Majestät."

„Haben Sie sie jemals eingerichtet?"

„Nein, Majestät."

„Sie werden es für mich tun. Wenn ich sterben werde, richten Sie einen Altar im Nebenzimmer auf, stellen den Kelch mit der Hostie darauf und lesen die Sterbegebete. Ich bin im katholischen Glauben geboren und wünsche alle seine Zeremonien einzuhalten."

In diesem Augenblick lächelte Doktor Antommarchi, der am Fußende des Krankenlagers stand.

„Ich bin Ihre Torheiten satt, mein Herr," rief der Kaiser. „Ihren Leichtsinn und Ihre schlechten Manieren kann ich entschuldigen, aber Ihre Herzlosigkeit verzeihe ich nie. Hinaus!"

Der Arzt ging.

„Wenn ich sterbe," fuhr Napoleon zu dem Priester fort, „legen Sie mich in die chambre ardente und beten Sie dann dort ohne Unterlaß bis zu meiner Beisetzung."

Er schwieg einen Augenblick und sprach dann von dem Heimatdorf des Pater Vignali auf Korsika, dem Häuschen, das er sich dort bauen wollte, und dem angenehmen Leben, das er dort führen würde.[25]

Pater Vignali fiel auf die Knie, küßte stumm die

vom Bett herabhängende Hand des Kranken und verließ das Zimmer schweigend, mit Tränen in den Augen. Vielleicht hatte er begriffen, daß man zu dem, der so gut von irdischen Dingen sprach, von himmlischen Dingen nicht zu reden brauchte.

Es vergingen noch zwei Wochen – zwei Wochen voll Todesqualen. Den Pater Vignali schien der Kaiser vergessen zu haben, oder wenn er sich seiner erinnerte, so schien er das Letzte immer wieder aufschieben zu wollen. Endlich, am 2. Mai, ließ er ihn holen, verlangte aber, er solle in ‚bürgerlicher Kleidung'-en costume bourgeois - kommen, und ‚niemandem zeigen, was er bringe', nämlich den Kelch und die Hostie. Diesen Befehl wiederholte er mehrere Male.[26]

„Es scheint, daß Napoleon den Segen der Kirche zu empfangen wünschte, sich aber schämte, es einzugestehen, weil er wußte, daß viele das für Schwäche halten würden, und weil er vielleicht selbst es dafür hielt," sagt Lord Holland auf Grund einer Mitteilung von Montholon.[27]

Der Geistliche trat in das Zimmer des Sterbenden und blieb mit ihm allein. Marchand, der vor der Tür des Nebenzimmers stand, ließ niemand ein. Nach einer halben Stunde kam Pater Vignali zurück und teilte in der Unschuld seines Herzens, gegen den Willen des Kaisers, mit, daß der Kaiser gebeichtet und die letzte Ölung, nicht aber das Abendmahl empfangen habe, ‚wegen des Zustandes seines Magens'.[28]

Nach dem Sakrament änderte sich nichts: der Sterbende war ebenso ‚schlicht und gut gegen alle', vergaß sich um der anderen willen, dachte aber an nichts Himmlisches. Er dachte nur an das Irdische; die Erde allein hat er bis zum Schluß geliebt.

Eine Stunde, nachdem Pater Vignali gegangen war, rief er seine Genossen zusammen und sprach zu ihnen:

„Ich sterbe. Bleibt meinem Gedächtnis treu, trübt es durch nichts. Ich habe alle guten Prinzipien geheiligt, habe sie in meine Gesetze, meine Taten gegossen ... Leider waren die Zeiten hart und zwangen auch mich zur Härte in der Hoffnung auf bessere Tage. Dann aber kehrte das Glück uns den Rücken, und ich konnte die straff gespannte Sehne nicht lockern. So erhielt Frankreich die freiheitlichen Institutionen nicht, die ich ihm geben wollte. Es wird mich aber nicht verurteilen, denn es kennt meine Absichten, liebt meinen Namen, meine Siege. Seid auch ihr eins mit Frankreich, werdet unserem Ruhm nicht untreu ... Fern von diesem ist alles Schmach und Vernichtung!“[29]

Wer so spricht, bereut nichts.

An den beiden letzten Tagen litt er sehr, war traurig, warf sich hin und her, fieberte. Wenn er seinen Durst mit dem Quellwasser aus dem Tal Gerania stillte, wiederholte er jedesmal, wie wenn er jemandem dankte:

„Gut, sehr gut!“

Er phantasierte von seinen Schlachten.

„Stengel, Desaix, Massena ... Ah, der Sieg ist entschieden ... Schnell, schnell, zur Attacke! Wir sind die Sieger!“[30]

In der Nacht vom 4. auf den 5. Mai erwartete man jeden Augenblick das Ende. Draußen heulte der Sturm. Montholon war mit dem Kaiser allein. Eben hatte dieser noch im Fieber gesprochen, aber so undeutlich, daß man kein Wort verstehen konnte. Plötzlich schrie er auf:

„Frankreich! ... Die Armee!“

Er richtete sich empor und sprang aus dem Bett. Montholon wollte ihn festhalten, allein der Kaiser widersetzte sich, und beide fielen zu Boden. Der Sterbende hatte Montholon

die Gurgel so fest zusammengepreßt, daß dieser fast erstickt wäre und nicht um Hilfe rufen konnte. Endlich hörte man im Nebenzimmer den Lärm; man kam gelaufen, hob die Ringenden auf, riß sie voneinander und legte Napoleon ins Bett. Er rührte sich nicht mehr. Das war der letzte Ausbruch der Kraft gewesen, die einst die Welt umgestürzt hatte.

Den ganzen Tag lag er da wie tot. Nur an dem Gesicht konnte man erkennen, daß der große Kriegsmann immer noch kämpfte – mit dem letzten Feinde, dem Tode.

Gegen Abend ließ der Sturm nach. Um fünf Uhr neunundvierzig Minuten ertönte von den Bastionen der Festung Jamestown der Kanonenschuß, der den Zapfenstreich ankündigte. Die Sonne ging unter – Napoleon war verschieden.

Seinen Leichnam legte man auf das schmale Feldbett und bedeckte ihn mit dem blauen Militärmantel; an die Seite legte man ihm den Degen, auf die Brust das Kruzifix.

Sein totes Antlitz sah jugendlicher aus; es erinnerte an das Gesicht Bonapartes, des Ersten Konsuls.

Als die Unteroffiziere der englischen Garnison in Longwood von dem Leichnam des Kaisers Abschied nahmen, sagte einer von ihnen zu seinem kleinen Sohne:

„Sieh ihn dir genau an, das ist der größte Mann der Welt.“[31]

Man bestattete ihn im Tal Gerania, bei der Quelle, unter den drei Trauerweiden.

Lowe stritt mit den Franzosen über die Grabschrift. ‚Napoleon‘ oder ‚Bonaparte‘? Sie konnten sich nicht einigen, und das Grab blieb ohne Aufschrift. Vielleicht war es auch besser so: hier lag mehr als Bonaparte und mehr als Napoleon – hier lag der Mensch.

„Ich wünsche, daß meine Überreste am Ufer der Seine ruhen." Dieser Wunsch wurde ihm später erfüllt. Aber vielleicht hatte sein Sänger Lermontow doch recht: der Geist des Kaisers sehnt sich

‚Nach jener Insel hin, weit fort im Weltenmeer,
Wo ihn bewacht dereinst, wie er so unbezwinglich,
Der Ozean, so groß wie er,‘

und wo über seinem namenlosen Grabe das Sternbild des Kreuzes leuchtete. Im Leben hatte er es nie, im Tode vielleicht aber doch begriffen, was das Kreuz bedeutete.

Napoleon selbst hat für sich nie gebetet, aber es scheint doch, als könnte man seine Geschichte nicht besser schließen als mit dem Gebet:

„Gib, Herr, Frieden der Seele deines entschlafenen Knechtes Napoleon in den Gefilden der Gerechten . . ."

II

NAPOLEON DER MENSCH

... Vom Schicksal berufen, einen unbekannten Befehl zu erfüllen ...

Puschkin

Das Antlitz eines Menschen zu zeigen, einen Blick in seine Seele tun zu lassen, dies ist nach Plutarch das Ziel jeglicher Biographie, jeder ‚Lebensbeschreibung eines Helden'.

Napoleon hatte in dieser Hinsicht kein Glück. Nicht, daß wenig über ihn geschrieben worden wäre – im Gegenteil, so viel wie über keinen andern Menschen unserer Zeit! Es sollen schon vierzigtausend Bücher sein, und wie viele werden noch folgen? Man kann auch nicht sagen, daß sie keinen Nutzen gebracht hätten. Wir wissen unendlich viel über Napoleons Kriege, seine Politik, Diplomatie, Gesetzgebung, Verwaltung, über seine Minister, Marschälle, Brüder, Schwestern, Frauen, Mätressen, sogar einiges über ihn selbst. Das Seltsame dabei aber ist: je mehr wir über ihn erfahren, desto weniger kennen wir ihn.

„Dieser große Mann wird immer unbekannter," sagt sein Zeitgenosse Stendhal.[1] „Die Geschichte Napoleons ist die unbekannteste von allen," schreibt unser Zeitgenosse Leon Bloy.[2]

Das heißt: im Laufe von mehr als hundert Jahren nimmt Napoleons ‚Unbekanntheit' ständig zu.

Ja, so seltsam es klingen mag, Napoleon ist trotz all seines Ruhmes unbekannt. Vierzigtausend Bücher – vierzigtausend Grabsteine; unter ihnen aber liegt der ‚unbekannte Soldat'.

Vielleicht kommt das auch daher, daß man, wie Heraklit sagt, „den ganzen Weg durchwandern kann, ohne auf den Grund der Seele zu gelangen – so tief ist sie". Wir kennen ja auch die Seelen der uns am nächsten stehenden Menschen nicht, nicht einmal unsere eigene Seele.

Vielleicht auch läßt sich seine Seele überhaupt nicht in ein Buch bannen: sie entgleitet dem Schreibenden wie Wasser, das durch die Finger rinnt. Ihr Geheimnis wird unter dem prüfenden Blick der Geschichte nur noch tiefer, so wie sehr tiefe und klare Gewässer unter dem Strahl des Scheinwerfers.

Ja, Napoleons Unbekanntheit rührt zum Teil auch daher; doch anscheinend ist dies nicht die einzige Ursache. In eine fremde Seele kann man nicht eindringen, wohl aber ihr Bereich betreten oder an ihr vorübergehen. An Napoleons Seele gehen wir scheinbar immer nur vorüber.

Eine fremde Seele erkennen, heißt sie bewerten, sie auf der Waage der eigenen Seele wägen. Doch wessen Seele birgt eine Waage für eine so schwere Last, wie Napoleon?

„Ich kann das Gefühl, das ich in Gegenwart dieses gewaltigen Wesens empfand, mit keinem andern vergleichen," sagt ein Zeitgenosse, der nicht einmal zu seinen Verehrern, eher zu seinen Anklägern zählt.[3] Diesen Eindruck empfangen alle, die sich ihm nähern, Freunde wie Feinde: vielleicht liegt das nicht einmal an der Größe, sicher aber an dem Ungeheueren, Unermeßlichen seiner Seele, im Vergleich zu allen andern menschlichen Seelen. Er ist unter uns, wie Gulliver unter den Zwergen.

Die Zwerge sehen mit ihren kleinen Äuglein, die alles vergrößern wie ein Mikroskop, jede Zelle an Gullivers Haut, sein Gesicht aber sehen sie nicht; es erscheint ihnen als furchtbarer, verschwommener Fleck. Mit ihren kleinen Ellen können sie seinen Körper mit mathematischer

Genauigkeit messen; sich in diesen Körper hineindenken, hineinfühlen können sie jedoch nicht.

So können auch wir uns nicht in Napoleons Seele hineinfühlen. Und gerade das tut not, wollen wir sie erkennen: eine Seele, deren Inneres wir nicht sehen, bleibt uns fremd.

Es scheint, daß nur ein einziger Mensch Napoleon richtig zu beurteilen vermochte, als Gleicher den Gleichen. Das war Goethe. Was Napoleon im Handeln ist, das ist Goethe in der Betrachtung: beide sind Ordner des Chaos, der Revolution. Und darum stehen sie in der Tür, die aus einem Zimmer in das andere, aus dem Mittelalter in unsere Zeit führt, wie zwei gigantische Karyatiden einander gegenüber.

„Goethe hatte kein größeres Erlebnis, als jenes ens realissimum, das Napoleon heißt," sagt Nietzsche.[4]

„Napoleon ist ein Kompendium der Welt ... Sein Leben war das Leben eines Halbgottes. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustand einer fortwährenden Erleuchtung befunden, weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird."[5] So urteilt Goethe, der Napoleon ebenbürtig war. Für uns hingegen, die wir es nicht sind, ist die Auseinandersetzung mit ihm noch schwieriger als die der Zwerge mit Gulliver. Hier liegt der Unterschied der Seelen nicht nur in der Größe, Entwicklung, Reife, Quantität, sondern auch in der Qualität. Er hat eine andere Seele, als die Menschen, eine Seele von einer andern Wesensart. Und darum flößt er den Menschen eine so unbegreifliche, keinem irdischen Empfinden ähnliche Furcht ein, die gleichsam nicht von dieser Welt ist.

„Die Furcht, die Napoleon uns einflößt," sagt Frau von Staël, „entspringt einer besonderen Wirkung seiner

Persönlichkeit, die alle, die ihm in die Nähe kamen, verspürten. Ich bin in meinem Leben achtenswerten und verächtlichen Menschen begegnet; doch in dem Eindruck, den Bonaparte auf mich ausübte, lag nichts, was an die einen oder die andern erinnert hätte... „Ich bemerkte sehr bald, daß seine Persönlichkeit sich durch die Worte, die wir zu brauchen gewöhnt sind, nicht bestimmen läßt. Er war weder gut noch böse, weder mildherzig noch hart in dem Sinne, wie andere Menschen. Ein solches Wesen, das nicht seinesgleichen hat, konnte, im Grunde genommen, weder Mitgefühl einflößen noch empfinden; er war mehr oder weniger als ein Mensch: sein Äußeres, sein Geist, seine Rede – alles trug den Stempel einer fremden Wesensart."[6]

„Er war ein Fremder in dieser Welt, und alles in ihm ein Geheimnis," so erfaßte ein siebzehnjähriger russischer Knabe, Lermontow, der Napoleon nie gesehen hatte, seine Persönlichkeit. Das ‚ens realissimum', wie kein anderes die Welt betreten hat, der Herr der Welt – ‚ein Fremder'! „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", hätte auch er sagen können, wenn natürlich auch nicht in dem Sinne, in dem diese Worte zuerst gesprochen wurden.

Er selbst ist sich dieser ‚andern Seele' in seiner Brust wohl bewußt. „Ich bin stets allein unter den Menschen," so deutet der siebzehnjährige Artillerieleutnant Bonaparte, den keiner kennt, sein ganzes ferneres Leben.[7] Und dann auf der Höhe seiner Macht: „Ich bin niemandem ähnlich; ich nehme niemandes Lebensbedingungen an."[8] Und über einen Staatsmann – sich selbst – sagt er: „Er war stets allein, stets auf der einen Seite, auf der andern aber stand die ganze Welt."[9]

Diese ‚andere Seele' wirkt nicht nur furchterregend und abstoßend auf die Menschen, sondern auch anziehend; sie flößt bald Liebe, bald Haß ein. „Alle liebten und alle haßten mich."

Der Gottesgesandte, der Märtyrer für die Menschheit, der neue Prometheus, der auf dem Felsen von St. Helena angeschmiedet ist, der neue Messias, und der außerhalb der Gesetze stehende Räuber, der korsische Menschenfresser, das apokalyptische Tier aus dem Abgrund, der Antichrist. Noch um keinen Menschen, scheint es, haben Liebe und Haß so miteinander gerungen. Ihre Strahlen kreuzen sich in allzu grellem Schein auf seinem Antlitz, als daß wir es zu sehen vermöchten. Ob er sich wohl selbst sieht?

„Jahrtausende werden vergehen, ehe sich solche Umstände, wie die meinen, wiederholen und einen zweiten, mir ähnlichen Menschen hervorbringen werden."[10] Er sagt das ohne Stolz, oder sein Stolz ist der Demut so ähnlich, daß sie kaum zu unterscheiden sind.

„Wäre es mir gelungen, das zu vollbringen, was ich wollte, ich hätte den Ruhm des größten Mannes, der je gelebt, hinterlassen. Doch auch jetzt wird man mich, trotz meines Mißerfolges, als einen ungewöhnlichen Menschen bewerten."[11] Das ist am Ende allzu demütig. Weiter aber heißt es noch demütiger: „Man wird mich bald vergessen; die Geschichtsschreiber werden nicht viel über mich zu sagen haben."[12] – „Hätte eine Kanonenkugel mich im Kreml getötet, wäre ich ebenso groß gewesen wie Alexander und Cäsar, denn meine Schöpfungen, meine Dynastie hätten sich in Frankreich erhalten ... während ich jetzt so gut wie nichts sein werde."[13] Das sagt er, der lebend Begrabene, auf St. Helena. Er spricht ruhig, leidenschaftslos über sich wie über eine dritte Person, wie ein Lebender über einen Verstorbenen, oder noch ruhiger: wie ein Toter über einen Lebenden. Der ‚Weltfremde' ist sich selbst fremd. Er betrachtet sich von der Seite: ich ist für ihn nicht mehr ich, sondern er.

Mitunter will es scheinen, als kenne er sich selbst nicht, ebensowenig wie wir ihn. Er weiß nur, daß die Erde an

einem, wie er, schwer zu tragen hat. „Wenn ich sterbe, wird die ganze Welt erleichtert aufatmen: Uff!“[14] – „Die Zukunft wird zeigen, ob es für die Ruhe der Welt besser gewesen wäre, wenn ich nie existiert hätte.“[15]

So heißt es einmal, ein anderes Mal jedoch: „Die Zeit wird kommen, da die Menschen meine Mißgeschicke und meinen Sturz beklagen werden.“[16] – „Ihr werdet blutige Tränen um mich weinen.“[17]

‚Fu vera gloria?
Ai posteri ardua sentenza.‘
‚War sein Ruhm echt?
Das schwierige Urteil mögen die Nachkommen fällen.“[18]

Doch auch die Nachkommen waren keine besseren Richter als die Zeitgenossen.

„Die ungeheuerliche Mischung eines Propheten mit einem Scharlatan.“ – „Verlogen, wie ein Kriegsbericht, – das ist zu seiner Zeit nicht ohne Grund sprichwörtlich geworden.“ – „Seine starke, klare, schlichte italienische Natur hat sich in der trüben Atmosphäre der französischen Großsprecher zersetzt.“– „Er verlegte sich endgültig aufs Lügen und versank ins Nichts.“ – „Armer Napoleon, unser letzter Held!“ So urteilt Carlyle in seinem berühmten Buch ‚Heldenverehrung‘. Ist dieses Urteil richtig, so läßt sich schwer verstehen, wie der ‚ins Nichts versunkene Scharlatan‘ in die Heerschar der Helden geraten konnte. Übrigens ist Napoleons Bild hier so dürftig, roh und oberflächlich gezeichnet, daß es kaum der Mühe lohnt, dabei zu verweilen.

Taine ist stärker als Carlyle. Sein Buch über Napoleon[19] ist anscheinend eben jenes Letzte, das sich in die Seele der Leser einprägt und nicht so bald verwischt werden kann. Seine Wirkung auf Geist und Gemüt verdankt dieses Buch vielleicht weniger dem Talent und der Gelehrsamkeit

des Verfassers als seiner Übereinstimmung mit dem Geist der Zeit. Taine sprach über Napoleon aus, was alle auf dem Herzen hatten.

„Maßlos in allem, noch mehr aber Sonderling, überschreitet er nicht nur alle Grenzen, sondern steigt auch aus jeglichem Rahmen heraus; sein Temperament, seine Instinkte, seine Fähigkeiten, seine Phantasie, seine Leidenschaften, seine Moral lassen glauben, er sei in einer besonderen Form gegossen, und aus einem andern Metall als seine Mitbürger und Zeitgenossen. Seit Cäsars Zeiten hatte es, was Tiefe und Weite der genialen Pläne, heroische Kraft des Geistes, des Verstandes und des Willens anbelangt, nichts Ähnliches gegeben."[20]

Das ist der Anfang, hier das Ende: „Napoleons politisches Wirken ist eine Tat des Egoismus, dem das Genie sich dienstbar machte. Der Egoismus, der sowohl den allgemein-europäischen wie auch den französischen Bau, den er errichtet hatte, beherrschte, verdarb alles." Napoleon ist unter den Menschen „ein prächtiges Raubtier, auf eine friedliche Herde losgelassen". – „Er offenbart die Maßlosigkeit und Grausamkeit seiner Selbstsucht", wenn er 1813 in Dresden zu Metternich sagt: „Ein Mensch wie ich pfeift auf das Leben einer Million Menschen." – „Mit einem Charakter, wie er ihn besitzt, läßt es sich wirklich nicht leben; sein Genie ist allzu groß und verderblich; und je größer, desto verderblicher." – „Es ist ein Egoismus, der sich zum Ungeheuer ausgewachsen und inmitten der menschlichen Gesellschaft ein kolossales Ich errichtet hat, das seine raubgierigen und zähen Fühlhörner in immer weiterem Kreise ausstreckt; jeder Widerstand verletzt es, jede Freiheit beengt es, und es duldet in dem unermeßlichen Gebiet, das es an sich gerissen hat, keinerlei Leben, sofern es nicht eine Zugabe und ein Werkzeug seines eigenen Lebens ist."[21] Mit anderen Worten,

eine gigantische Spinne, die die Welt in ihren Fängen umklammert und wie eine Fliege aussaugt, oder eine Höllenmaschine, die der Teufel ersonnen hat, um die Welt zu zerstören; oder schließlich das apokalyptische, aus dem Abgrund aufgestiegene Tier: ‚Napoleon – Apollyon, der Verderber', wie die damaligen Ausleger der Apokalypse seinen Namen deuteten.

„Sehen Sie doch, Mutter, was Sie für ein Ungeheuer geboren haben!" lachte er beim Lesen solcher Pasquille.[22]

Als die Kommissare der Verbündeten ihn 1814, nach der ersten Abdankung, nach der Insel Elba brachten, errichteten die Royalisten in dem kleinen provenzalischen Städtchen Orgon einen Galgen und hängten daran unter dem Geschrei der Menge: „Fort mit dem Korsen! Fort mit dem Räuber!" einen Popanz, der Napoleon vorstellte. Und der Bürgermeister von Orgon hielt eine Rede: „Ich werde ihn mit meinen eigenen Händen aufhängen, Rache nehmen für das, was damals geschehen ist." Einst hatte derselbe Bürgermeister, als Bonaparte aus Ägypten heimkehrte, bei seiner Begrüßungsrede vor ihm gekniet.[23]

Etwas Ähnliches geschieht auch bei Taine: am Anfang dès Buches betet er den Helden an, und am Schluß hängt er seinen Popanz an den Galgen.

„Die Gewöhnung an die grausamsten Tatsachen verhärtet das Herz weniger als Abstraktionen. Kriegsleute sind besser als Advokaten," pflegte Napoleon zu sagen, als fühle er voraus, wie die ‚Advokaten' und ‚Ideologen' mit ihm verfahren würden.[24]

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß niemand auf Taines Buch erwiderte, denn das matte, wenn auch gewissenhafte Buch von Arthur Lévy, wo der Beweis erbracht wird, Napoleon sei nichts anderes als ein ‚braver Bourgeois' gewesen, darf nicht als Entgegnung angesprochen werden.[25]

Und ein weiteres Zeichen der Zeit: in dem Urteilsspruch über Napoleon stimmten Osten und Westen miteinander überein, der gläubige Tolstoj mit dem ungläubigen Taine. Das Urteil des betrunkenen Dieners Lawruschka in ‚Krieg und Frieden' ist das Urteil Tolstois: Napoleon begeht lediglich „glückliche Verbrechen". – Er ist im Besitz einer „glänzenden und selbstbewußten Beschränktheit". – „Kindische Vermessenheit und Selbstbewußtsein erwerben ihm großen Ruhm." Für seine „Dummheit und Gemeinheit gibt es keine Beispiele"; es ist „die letzte Stufe von Gemeinheit, deren sich zu schämen jedem Kinde beigebracht wird".[26]

Dem russischen Propheten wurde ebensowenig widersprochen wie dem europäischen Gelehrten. Und die Menschenherde stürzte blindlings dorthin, wohin die Hirten sie lockten. „Die Menge freut sich in ihrer Gemeinheit der Erniedrigung eines Großen, der Schwäche eines Mächtigen: ‚Er ist klein, wie wir, er ist gemein, wie wir!' Ihr lügt, ihr Schufte: er ist klein und gemein – aber nicht wie ihr, sondern anders!"[27]

In Leon Bloy sehen wir gerade das Gegenteil von Taine und Tolstoj. Sein Buch ‚Napoleons Seele' ist seltsam, verworren, maßlos, mitunter fast unsinnig, aber von genialer Tiefe. Es ist eines der bedeutendsten Bücher über Napoleon.[28]

Sein Scharfsinn und seine Neuheit liegen darin, daß der Verfasser einen Mythus – einen vermeintlichen Mythus, eine wirkliche religiöse Erfahrung, seine persönliche und die des ganzen Volkes, zur Methode geschichtlicher Erkenntnis macht. Er weiß, wie die in die Eleusinischen Mysterien Eingeweihten es wußten, daß der Mythus keine erlogene Fabel ist, sondern ein prophetisches Symbol, das Vorzeichen einer noch verborgenen Wahrheit, die Hülle des Mysteriums: nur wer die Hülle aufhob, konnte in das

Mysterium eindringen. Durch seine und des ganzen Volkes Seele zur Seele des Helden, über den Napoleon-Mythus zum Napoleon-Mysterium, – das ist der Weg, den Bloy schreitet.

„Napoleon ist unerklärbar; der unerklärbarste aller Menschen, da er – und dies vor allem andern – das Vorbild dessen ist, der kommen muß und vielleicht nicht mehr ferne ist, das Vorbild und der Vorläufer eines, der uns ganz nahe ist." – „Wer von uns Franzosen oder auch Ausländern des ausgehenden XIX. Jahrhunderts hätte nicht die unendliche Wehmut in dem Abschluß der unvergleichlichen Epopöe verspürt? Wen von denen, die auch nur ein Atom von Seele besitzen, hätte der Gedanke an den allzu jähen Sturz des großen Kaiserreichs und seines Führers nicht bedrückt? Wen hätte die Vorstellung nicht bedrückt, daß Menschen noch gestern auf dem höchsten Gipfel der Menschheit standen, und sich dank der bloßen Gegenwart dieses Wunderbaren, Geliebten, Furchtbaren, der in der Welt nicht seinesgleichen hatte, wie die ersten Menschen im Paradiese, als Herrscher betrachten konnten über alles, was Gott unter dem Himmel erschaffen, und daß sie gleich darauf von neuem in den alten Schmutz der Bourbonen zurücksinken mußten?"[29]

Das verlorene und wiedergefundene Paradies, – dies ist die Hülle des Napoleon-Mythus über dem Mysterium; hier berührte sich die Seele des Volkes mit der Seele des Helden.

„Der Fieberwahn eines Irren oder ein Bilderbogen" – so hätte Taine das Buch von Bloy vielleicht bewertet und wäre im Unrecht gewesen. Gleicht etwa die ‚Psychologie der Massen' von 1793–1815 nicht dem ‚Fieberwahn eines Irren', und ist ein ‚Bilderbogen' etwa kein kostbares Dokument für den Geschichtsforscher? Und Bloy ist uns eben dadurch so wertvoll, daß er die ‚Napoleonische

Psychologie der Massen' in seiner Seele weiterklingen, den Napoleon-Mythus wieder auferstehen läßt. Wenn er von ‚seinem Kaiser' spricht, glänzen ihm Tränen im Auge, wie den alten schnauzbärtigen Grenadieren der Großen Armee. Und eben dadurch ist er uns wertvoll, weil er beweist, daß Napoleon in der Seele der Franzosen und in der Seele Frankreichs immer noch lebt und jetzt vielleicht lebendiger ist denn je; daß trotz der Last der vierzigtausend Bücher – vierzigtausend Grabsteine – der ‚unbekannte Soldat' immer wieder aufersteht:

‚Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab.'[30]

Und dies zu wissen ist nicht nur für die Franzosen von Wichtigkeit, sondern für alle Europäer, denn der Held kann ihnen allen nötig werden: „Ihr werdet blutige Tränen um mich weinen!"

Bloy hält sich für einen ‚guten Katholiken', die guten Katholiken aber sehen in ihm den schlimmsten Ketzer. Indes unterliegt es keinem Zweifel, daß er Christ ist oder zum mindesten Christ sein will. Bisweilen aber kann es auch einem Christen schwerfallen, zu unterscheiden, ob Bloy betet oder lästert. In jedem Fall entscheidet er gar zu leicht und zu kühn, daß Napoleon „der Vorläufer dessen ist, der kommen muß". Wen er damit meint, bleibt unklar, aber man denkt an den Paraklet, den neuen Adam, der dem alten Adam, der Menschheit, das verlorene Paradies zurückbringen soll. Gar zu leicht und schmerzlos entscheidet er: „Ich kann mir das Paradies ohne meinen Kaiser nicht vorstellen." Napoleon im Paradies und neben ihm Jeanne d'Arc – das ist nicht nur für die ‚guten Katholiken' unbewiesen, sondern erheischt eine gründliche Beweisführung. Gerade darum handelt es sich ja, wie Napoleon mit Jeanne d'Arc im Paradies zu vereinigen ist.

Ob Bloy betet oder lästert, ist auch da schwer zu entscheiden, wo er sagt: „Gott blickte in den blutigen Spiegel des Krieges, der Ihm das Antlitz Napoleons zurückwarf. Gott liebt ihn, wie sein eigenes Bild; Er liebt diesen Gewaltmenschen ebenso wie seine demütigsten Apostel, Märtyrer und Heiligen."[31]

Ja, vielleicht ist dies Lästerung; doch ehe wir so entscheiden, denken wir an die Worte: „Ich trete die Kelter allein, und ist niemand unter den Völkern mit mir. Ich habe sie gekeltert in meinem Zorn und zertreten in meinem Grimm. Daher ist ihr Blut auf meine Kleider gespritzt, und ich habe all mein Gewand besudelt."[32]

Das ist es auch, was den sanftesten unter den Aposteln daran denken läßt, daß es „furchtbar ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen". Wären wir dessen eingedenk geblieben, so hätte sich Gottes Antlitz in unsern Tagen vielleicht nicht furchtbar, wie nie zuvor, in dem blutigen Spiegel des Krieges gezeigt.

Jedenfalls darf man nicht, wie Taine das tut, Napoleon allein für die zwei Millionen Menschen verantwortlich machen, die in seinen Kriegen umgekommen sind.[33] Nachdem er den Krieg Frankreichs gegen das legitime Europa als Erbteil der Revolution übernommen hatte, konnte er ihn nicht abbrechen, selbst wenn er es gewollt hätte. Er hat recht, wenn er sagt: „Hätte ich bei Marengo eine Niederlage erlitten, so wären die Jahre 1814 und 1815 gleich damals gekommen."[34] Er hat die Eiterbeule des Bürgerkrieges vielleicht nicht nur am Leibe Frankreichs, sondern am Leibe von ganz Europa geheilt, und wir wissen jetzt aus Erfahrung, um wieviel der Bürgerkrieg furchtbarer ist als ein Völkerkrieg. Die Napoleonischen Kriege sind ein Kinderspiel im Vergleich zu dem großen Weltkrieg und zu dem russischen Bürgerkrieg, in denen 15 Millionen Menschen gefallen, 30 Millionen durch Epidemien, 5 Milli-

onen durch Hunger umgekommen sind. Und daß wir keinen Napoleon unter uns hatten, hat dies keineswegs gehindert, sondern vielleicht noch mehr dazu beigetragen.

Wie dem auch sei – in einem hat Bloy unstreitig recht: die Geschichte Napoleons wird entweder für alle Zeiten ‚die dunkelste aller Geschichten' bleiben, oder durch das Licht des Christentums aufgehellt werden, denn der Napoleon-Mythus steht in der Seele des Volkes dem christlichen Mysterium noch immer nahe; zur Seele des Helden gibt es aber keinen andern Weg als über die Seele des Volkes. Das heißt: das letzte Urteil über Napoleon werden nicht die ‚Advokaten' und ‚Ideologen', die Verfasser der vierzigtausend Bücher, sprechen; nicht sie, die da reden, sondern die da schweigen – das Volk.

Was denkt nun das Volk über Napoleon? Es ist schwer, das festzustellen, nicht nur, weil das Volk schweigt, sondern auch, weil seine Gedanken von den unsern allzu weit entfernt sind.

Das Volk nennt Napoleon einfach den ‚Menschen' -l'homme-, als wollte es damit sagen, daß er dem Maß der Menschheit näher gekommen ist als andere Menschen; es nennt ihn auch den ‚kleinen Korporal' und gibt damit zu verstehen, daß er dem schlichten Mann als seinesgleichen erscheint. Das gesteht der Held selbst zu: „Nur in euren Salons, unter den Offizieren, vielleicht auch unter den Generälen, galt ich als furchtbarer Mensch, aber keineswegs bei den einfachen Soldaten: sie besaßen den richtigen Instinkt der Wahrheit und Teilnahme; sie wußten, daß ich ihr Beschützer war und niemandem gestatten würde, ihnen zu nahe zu treten."[35] – „Die Saiten der Volksseele harmonieren mit der meinen; ich bin aus dem Volk hervorgegangen, und meine Stimme wirkt auf das Volk. Sehen Sie diese Rekruten an, diese Landkinder: ich habe ihnen nicht geschmeichelt; ich war streng gegen sie, und

sie folgten mir dennoch, riefen mir zu: ‚Es lebe der Kaiser!' Das kommt daher, weil wir von derselben Wesensart sind."[36]

Ja, die Leute folgten ihm, wie sie noch keinem in diesen zweitausend Jahren gefolgt waren; sie folgten ihm über Meere und Flüsse, über Berge und durch Steppen, von den Pyramiden bis nach Moskau; sie wären auch noch weiter gegangen, bis ans Ende der Welt, hätte er sie geführt; sie folgten ihm unter unsagbaren Qualen, litten Hunger, Durst, Kälte, Sonnenglut, Krankheiten, Wunden, Tod – und waren glücklich. Und er wußte das: „Wie groß meine materielle Macht auch sein mochte, die geistige war noch größer: sie grenzte an Magie."[37]

Wenn er im Feuer der Schlachten sagt: „Soldaten! Ich brauche euer Leben, ihr müßt es mir opfern", so wissen die Leute, daß sie es müssen. „Niemandem haben die Soldaten je treuer gedient als mir. Mit dem letzten Blutstropfen, der ihren Adern entströmte, riefen sie: ‚Es lebe der Kaiser!'"[38]

Seit Menschengedenken hatte sich nichts so Furchtbares ereignet, wie der Untergang der sechshunderttausend Mann starken Großen Armee im russischen Feldzug 1812. Napoleon wußte und die ganze Armee wußte es, daß nicht der Brand Moskaus, nicht die Kälte, nicht der Verrat der Verbündeten die Schuld an diesem Untergang trugen, sondern er, er allein. Nun, und lehnte die Armee sich auf, murrte sie? Nein, nur die alten schnauzbärtigen Grenadiere brummten still vor sich hin und gingen trotzdem weiter, jetzt aber nicht mehr hinter ihm drein, sondern neben ihm, weil er in ihrer Mitte zu Fuß durch den Schnee schritt, einen Stock in der Hand. „An der Beresina war nur noch ein Schatten der Großen Armee übriggeblieben; er aber war für sie immer noch dasselbe, was die Hoffnung für das Menschenherz ist." Während er neben ihnen dahinschritt, fürchtete er nichts von ihnen, er sprach freundlich

mit ihnen, und sie antworteten ihm ebenso. „Eher hätten sie das Gewehr auf sich selbst gerichtet als auf ihn." – „Sie fielen und starben zu seinen Füßen, aber auch im Todeskampf murrten sie nicht wider ihn, sondern beteten ihn an."[39]

Frankreich erbebte vor Entsetzen, als es das 29. Bulletin der Großen Armee erhielt, das ihren Untergang meldete. Am Schluß hieß es: „Die Gesundheit Sr. Majestät ist niemals besser gewesen." – „Familien, trocknet eure Tränen: Napoleon ist gesund!" rief Chateaubriand mit bitterem Lachen.[40] Die einfachen Leute aber weinten, als Napoleon, nach Paris heimgekehrt, vor der neuen Aushebung zu ihnen sagte: „Ihr habt mich erwählt, ich bin das Werk eurer Hände, ihr müßt mich beschützen!"[41]

Im Feldzug 1812 waren dreihunderttausend Mann umgekommen, die neue Aushebung sollte hundertachtzigtausend Mann bringen. Es kamen nur sehr junge Leute dazu, die älteren Jahrgänge waren längst eingezogen. „Diese tapferen Kinder lechzen nach Ruhm; sie schauen weder nach rechts, noch nach links, immer nur vorwärts," sagte Marschall Ney begeistert. Auch Napoleon war entzückt: „Die Tapferkeit sprüht geradezu aus ihnen."[42]

Doch als auch diese vor Leipzig gefallen waren, hieß es für das Jahr 1814 ganz junge Burschen einziehen, bartlose Knaben, die Mädchen glichen, – die ‚Marie-Luisen'. Viele verstanden nicht einmal ein Gewehr zu laden. Aber ein paar Tage im Felde ließen sie die Reife der alten Soldaten des Jahres 96, der Eroberer der Welt, gewinnen.

Was ein Zeitgenosse über den Triumphmarsch Napoleons von Elba nach Paris sagt, könnte man über sein ganzes Leben sagen: „Der Zug der Menschenmengen, die ihm folgen, gleicht der feurigen Spur eines Meteors in der Nacht."[43]

Das Volk bleibt ihm treu bis ans Ende; es wäre ihm

auch nach der Schlacht bei Waterloo gefolgt. Auf dem Wege von Malmaison nach Rochefort – nach St. Helena – lief die Menge hinter ihm her und rief unter Tränen: „Es lebe der Kaiser! Bleiben Sie, bleiben Sie bei uns!“[44]

Die Mitglieder der Kammer, die Minister, die Marschälle, Brüder und Schwestern, Gattinnen und Mätressen – alle werden ihm untreu, nur das Volk nicht. Je höher die Menschen stehen, je näher sie ihm sind, desto schlechter sehen sie ihn, desto weniger lieben sie ihn; je niedriger, weiter von ihm entfernt, desto besser sehen sie ihn, desto mehr lieben sie ihn: „Er hat es den Weisen verborgen und den Kindern offenbart.“

Die Royalisten in Marseille wollten eine alte ägyptische Negerin während des weißen Terrors im Jahre 1815 zwingen zu rufen: „Es lebe der König!“ Sie aber wollte nicht und schrie: „Es lebe der Kaiser!“ Ein Bajonettstich in den Leib warf sie nieder. Sie richtete sich auf, hielt die herausfallenden Eingeweide mit beiden Händen fest und rief: „Es lebe der Kaiser!“ Man warf sie in das stinkende Wasser des alten Hafens; ertrinkend kam sie zum letztenmal an die Oberfläche und schrie: „Es lebe der Kaiser!“[45]

Ja, die Menschen haben niemanden so geliebt, für niemanden sind sie in dieser Weise gestorben, in all den zweitausend Jahren.

Furchtbar ist es, was er sagt: „Ein Mensch wie ich pfeift auf das Leben einer Million Menschen.“ Vielleicht ist es aber noch furchtbarer, daß Millionen von Menschen ihm antworten: „Wir pfeifen auf unser Leben für einen Menschen, wie du es bist.“

Was lieben sie an ihm? Wofür sterben sie? Für das Vaterland, für den Menschen, den Bruder? Ja, aber auch noch für etwas Größeres.

Wie es scheint, hat der Dichter richtig erkannt, wofür die alte Garde bei Waterloo starb:

‚Comprenant qu'ils allaient mourir dans cette fête,
Saluèrent leur dieu dans la tempête.'[46]

Hätte man aber den zwei Grenadieren, die ihn bei St. Jean d'Acre mit ihren Leibern deckten, um ihn vor einer krepierenden Bombe zu schützen, gesagt, daß er ein Gott für sie sei, so hätten sie das nicht verstanden, vielleicht ein Gelächter angestimmt, da sie als gute alte Sansculotten an keinen Gott glaubten.[47]

Als der Kaiser in der Nacht vor Austerlitz die Runde bei den Truppen machte, fiel es den Soldaten ein, daß dieser Tag der erste Jahrestag der Krönung war; sie entzündeten Strohbüschel und dürre Zweige, die sie aus den Wachfeuern geholt und an ihre Bajonette gebunden hatten, und begrüßten den Kaiser mit achtzigtausend Fackeln.[48] Er wußte bereits, und durch ihn wußte es die ganze Armee, dank dem prophetischen Ahnen, dem Napoleonischen Genie, daß die ‚Sonne von Austerlitz' morgen strahlend aufgehen werde. So hieß es denn auch in dem Bericht: „Le soleil se leva radieux" - die Sonne ging strahlend auf. Doch welche Sonne die Leute bei dieser flammenden Vigilie anbeteten, das wußten sie nicht. Hätten sie nicht im XIX. Jahrhundert n. Chr. gelebt, sondern im zweiten oder dritten, so hätten sie es gewußt: den Gott Mithra, die unbesiegbare Sonne – Sol Invictus.

Der arme ‚Ideologe' Nietzsche mußte wahnsinnig werden, um dies zu erkennen: „Napoleon ist die letzte Verkörperung des Sonnengottes Apollo." Und auch der weise Goethe schien es zu wissen, als er sagte: „Er befand sich in dem Zustand einer fortwährenden Erleuchtung; daher auch war sein Geschick ein so glänzendes" – ein so sonniges.

„Frierst du, mein Freund?" fragte Napoleon einen alten Grenadier, der bei zwanzig Grad Kälte an der Beresina neben ihm herschritt. „Nein, Sire, wenn ich Sie sehe, ist mir warm," antwortete dieser.[49]

So hätte ein alter Ägypter seinem Pharao, dem Sonnengott, antworten können: „Du bist wahrlich aus der Sonne hervorgegangen, wie ein Kind aus dem Mutterleib."[50]

Der Sonnen-Mythus des leidenden Gott-Menschen – Osiris, Thamus, Dionysos, Adonis, Attis, Mithra – der uralte Mythus der Menschheit, ist nur die Hülle des christlichen Mysteriums.

Die Sonne geht strahlend auf und geht im Blute des hingeschlachteten Opfers unter. Die Sonne von Austerlitz geht auf St. Helena zur Neige. St. Helena ist mehr als das ganze übrige Leben Napoleons: alle seine Siege, sein Ruhm, seine Größe sind nur die Vorbereitung für St. Helena; dieses allein läßt uns sein Leben sehen und begreifen.

Betet er oder lästert er, wenn er auf St. Helena sagt: „Jesus Christus wäre kein Gott, hätte er nicht den Kreuzestod erlitten?"[51] Konnten das wirklich dieselben Lippen aussprechen, die gesagt hatten: „Ein Mensch wie ich, pfeift auf das Leben einer Million Menschen"? Oder weiß er selbst nicht, was er sagt? Mag sein – immerhin sind es keine leeren Worte, sondern vielleicht die gewichtigsten, schwersten, die alles in seinem Schicksal entschieden.

Mag er selbst glauben, daß St. Helena kein Opfer, sondern eine Strafe ist. Dies zu deuten und ihn vielleicht zu rechtfertigen hieße St. Helena erklären, zeigen, warum es trotzdem keine Strafe, sondern ein Opfer, kein Verderb, sondern die Rettung war. Die Geschicke Alexanders und Cäsars konnten nichts Ähnliches aufweisen, Napoleon aber wäre ohne dieses nicht der Held des christlichen, trotz allem christlichen Frankreich, der trotz allem christlichen Menschheit.

So verstand es auch das Volk. Das aber bedeutet: der Napoleon-Mythus ist die Hülle über dem christlichen Mysterium. „Ich kann mir das Paradies nicht ohne meinen Kaiser vorstellen" – das hätte auch das Volk sagen können.

Als Napoleon auf Elba war, traten einmal drei Soldaten in eine Pariser Schenke und verlangten vier Gläser. „Ihr seid ja nur drei?" staunte der Wirt. „Gleichviel, gib nur her: der vierte kommt noch." Der vierte war Napoleon.

Trafen sich zwei, die an ihn glaubten, auf der Straße, so fragte einer: „Glaubst du an Jesus Christus?" – „Ich glaube an Ihn und an seine Auferstehung," antwortete der andere.[52]

Am 20. März 1815, als Napoleon von Elba nach Paris zurückkehrte, trug ihn die Menge auf ihren Händen in den Tuilerienpalast. „Diejenigen, die ihn trugen, waren wie Wahnsinnige, und die vielen tausend andern waren glücklich, wenn es ihnen gelang, den Saum seiner Kleider zu küssen oder auch nur zu berühren. Ich hatte das Gefühl, als wohne ich der Auferstehung Christi bei."[53]

‚Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.'

Vielleicht waren es dieselben, die ihn in St. Jean d'Acre mit ihren Leibern vor der Bombe geschützt hatten. Einer bittet den andern, ihn in heimatlicher Erde zu begraben:

‚So will ich liegen und horchen still
Wie eine Schildwacht im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.
Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig ich gewaffnet hervor aus dem Grab,
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.'

Das heißt: Napoleon wird auferstehen und die Toten erwecken.

„Ich kannte in der Kindheit alte Invaliden, die ihn (Napoleon) nicht von Gottes Sohn unterscheiden konnten," erzählt Bloy.[54]

Wenn das Gotteslästerung ist, so trägt Napoleon selbst keine Schuld daran. „Ich bitte, mich nicht mit Gott zu vergleichen. Derartige Ausdrücke sind so seltsam und so unehrerbietig mir gegenüber, daß ich glauben will, Sie hätten über das, was Sie schrieben, nicht nachgedacht," sagt er zu einem unvorsichtigen Schmeichler, dem Marineminister Decrès.[55]

Er war kein Atheist, aber auch kein Christ. „Ich sterbe im apostolisch-römischen Glauben, in dessen Schoß ich geboren bin," schreibt er in sein Testament.[56] Doch wenn er auch als Christ geboren und gestorben ist – gelebt hat er, als hätte es nie ein Christentum gegeben. „Ich ziehe die mohammedanische Religion vor: sie ist nicht so absurd wie die unsrige."[57] Das sagte er ebenfalls auf St. Helena, und auch das sind keine leeren Worte.

Goethe hat nicht ganz recht, wenn er sagt, Napoleon sei ein ‚Kompendium der Welt'. Nein, nicht der ganzen Welt, sondern nur der einen Hälfte, die wir die ‚heidnische' nennen; die andere aber, die wir die ‚christliche' nennen, ist Napoleon verschlossen, sie ist ihm dunkel, wie den Alten der Hades, das Reich der Schatten, die nächtliche Hemisphäre des Firmaments. Daß aber beide Hemisphären – die nächtliche und die des Tages – sich vereinen, das weiß er nicht.

Zu denken, Napoleon sei der Vorläufer des kommenden Christus – ist ebenso unsinnig und lästerlich, wie der Gedanke, er sei der Vorläufer des Antichrist. Gerade darin liegt ja seine ganze Tragik – und nicht nur die seine, sondern auch die unsere, da er ja nicht umsonst unser letzter Held ist –, daß er selbst nicht weiß, wessen Vorläufer er ist. Hierin, in diesem wichtigsten Punkt, ist er weder eine Bestätigung, noch eine Verneinung, sondern einzig und allein eine Frage ohne Antwort.

„Nun ja, ein Mensch, wie ich, ist stets ein Gott oder ein

Teufel!" lacht er, vielleicht so, wie Menschen mitunter aus Furcht lachen.[58] Und es ist ja in der Tat furchtbar für ihn und für uns – nicht zu wissen, von wem uns dieser letzte Held der christlichen Menschheit gesandt ward, von Gott oder vom Teufel.

„Napoleon war eine dämonische Natur," sagt Goethe und gebraucht das Wort ‚Dämon' im alten, heidnischen Sinn: kein Gott und kein Teufel, sondern ein zwischen ihnen stehendes Wesen.

Napoleon, der Held des Westens, ist selbst wie der Westen, der Abend der Welt:

> ‚*Er glich fürwahr des Abends Klarheit:*
> *Nicht Tag noch Nacht, nicht Licht noch Dunkel.*'[59]

Eben darum ist er so unbekannt, so geheimnisvoll.

Anscheinend ist das, was Puschkin über ihn sagt, das Tiefste, was gesagt werden kann: „Vom Schicksal berufen, einen unbekannten Befehl zu erfüllen."

Und darum ist das Gericht der Menschen über ihn so machtlos.

Was zieht die Menschen zu Napoleon? Warum rennt die Menge hinter ihm her, wie „die feurige Spur eines Meteors in der Nacht"?

Graf Ségur, ein Teilnehmer des russischen Feldzugs, beschreibt den Einzug der Muratschen Reiterei in das von den Flammen noch unberührte, aber bereits bedrohlich verödete Moskau, am 14. September 1812: „Mit heimlichem Schauder hörten die Reiter das Stampfen der Pferdehufe unter sich" – den einzigen Laut in der Stille der riesengroßen und menschenleeren Stadt; „mit Staunen hörten sie nur sich inmitten einer solchen Unzahl von Häusern".[1]

In diesem ‚Staunen', dem ‚heimlichen Schauder' liegt dasselbe apokalyptische Gefühl, wie in dem ganzen Napoleonischen Mysterium; begonnen aber hat es schon früher, während der Revolution, wo es sich mitunter so zuspitzt, daß es sich – natürlich unbewußt – nahezu mit der christlichen Eschatologie der ersten Jahrhunderte, dem Gefühl des Weltendes berührt: „Bald ist alles zu Ende, es wird ein neuer Himmel und eine neue Erde sein." In diesem Gefühl sind Ende und Anfang der Zeiten vereint; die unendliche Vorzeit: „Vierzig Jahrhunderte sehen von der Höhe der Pyramiden auf euch herab" – und das unendlich Neue, das Nochniedagewesene, Einzigartige aller Gefühle: noch niemandes Augen hatten dies gesehen und würden es fürder auch nicht mehr schauen. Ein freudiges Entsetzen, wie vor der Wiederkunft des Herrn; der fanatische Schrei der Hellseher: „Maran atha! - Der Herr kommt!"

„Wir ließen alle Eroberer des Altertums hinter uns zurück," fährt Ségur fort. „Wir waren berauscht vom Ruhm. Dann überfiel uns Wehmut: war es Erschöpfung infolge der Überfülle so vieler Empfindungen, war es ein Einsamkeitsgefühl auf dieser furchtbaren Höhe, die Ungewißheit, in der wir auf diesen höchsten Gipfeln umherirrten, die uns den Blick in grenzenlose Fernen eröffneten?"

Dieselbe Eschatologie bei Bloy: „Die Menschen standen auf den höchsten Gipfeln und konnten sich, dank der Gegenwart dieses Wunderbaren, Geliebten, Furchtbaren, der in der Welt nicht seinesgleichen hatte, wie die ersten Menschen im Paradiese, als Herrscher betrachten über alles, was Gott unter dem Himmel erschaffen."

Das ists, was die Menschen zu Napoleon zieht: die uralte Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese, nach dem Reiche Gottes auf Erden, wie im Himmel, und die neue Sehnsucht nach einem Menschenreich der Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit.

Das heißt: die Seele Napoleons ist die Seele der Revolution. Er ist der Blitz in diesem Gewitter: das Meerwunder, das diese Untiefe an das Gestade geschleudert hat.

Die Revolution hatte ihn aufgezogen, wie die Wölfin den Romulus. Und mag er sie noch so oft verwünschen, mag er sie niederschlagen – er kehrt immer wieder zu ihr zurück und sinkt an ihre eisernen Brüste: das Blut in seinen Adern ist die Wolfsmilch der Revolution.

Er ist ihre Verkörperung, sie selbst in Fleisch und Blut. „Ich bin die französische Revolution!" sagte er nach der Hinrichtung des Herzogs von Enghien, einer seiner schlechtesten und furchtbarsten Taten, die jedoch nicht sinnlos war: seine Verbindung mit dem Königsmord 1793, mit dem Terror, der Seele der Revolution, ist durch diese Hinrichtung geschaffen. Der Festungsgraben von Vin-

cennes, wo der unschuldige Nachkomme der Bourbonen erschossen wurde, ist die Grenze zwischen der alten und der neuen Ordnung, das Durchschneiden der Nabelschnur, die den neugeborenen Cäsar mit der Königsmacht verband. Die Leiche Enghiens ist für Bonaparte die erste Stufe, die zum Kaiserthron führt; Enghiens Blut wird ihm zum kaiserlichen Purpur.

„Nur wenn ich jede andere Macht abschwäche, befestige ich meine eigene – die Macht der Revolution," sagt er im Staatsrat, anläßlich seiner Krönung.[2] Und nach der zweideutigen Rede Chateaubriands in der Akademie über den Schriftsteller Joseph Chénier, den Königsmörder von 1793: „Wie darf die Akademie es wagen, über Königsmörder zu reden, wenn ich, ein gekröntes Haupt, der sie mehr hassen müßte als die Akademie, mit ihnen diniere und im Staatsrat neben Cambacérès (dem Staatskanzler, früheren Konventsmitglied und gleichfalls Königsmörder) sitze?".[3] „Die wahre Salbung des neuen Cäsars ist nicht das Weihöl der heiligsten Ampulle, sondern der revolutionäre Willen des Volkes. Ich habe die Krone nicht geraubt; ich habe sie aus dem Schmutz aufgehoben, und das Volk hat sie mir aufs Haupt gesetzt; so achtet denn den Willen des Volkes."[4]

„Ich bin die französische Revolution," sagt er am Anfang des Kaiserreichs. Und am Ende: „Das Kaiserreich ist die Revolution."[5]

Die Revolution ist die Seele des Kaiserreichs, seine Dynamik. Durch sie wird es bewegt, wie der Körper durch die Seele. Kaum zeigt sich ein Riß in dem Gefüge des Kaiserreichs, so dringt auch schon die glühende Lava der Revolution daraus hervor.

„Man muß die Reiterstiefel des Jahres 93 wieder anziehen," sagte Napoleon 1814, während der Invasion der Verbündeten in Frankreich.[6] Und 1815, am Vorabend von

Waterloo: „Kaiser, Konsul, Soldat – ich habe alles vom Volke empfangen . . . Mein Wille ist der Wille des Volkes; meine Rechte sind die seinen."[7] Und nach Waterloo, vor der Abfahrt nach Rochefort – dem letzten Wege nach St. Helena: „Die europäischen Mächte führen nicht mit mir Krieg, sondern mit der Revolution."[8]

Dies ist auch der Grund, warum der alte ehrliche Jakobiner Carnot, Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, ein Don Quichotte und Philanthrop des Jahres 93, ihm bis zum Schluß die Treue hielt. „Die Ehre und das Wohl Frankreichs gestatten mir nicht, daran zu zweifeln, daß Napoleons Sache trotz allem die Sache der Revolution war," erläutert ein anderer Jakobiner diese Treue.[9]

„Trennt ihn, trennt ihn von den Jakobinern," wiederholte der Kaiser Alexander I. auf dem Wiener Kongreß in abergläubischem Entsetzen, als die Nachricht von Napoleons Flucht von Elba eintraf: anscheinend begriff Alexander als einziger die Gefahr, die darin lag, daß Napoleon von neuem das werden könnte, was er schon einmal war – die verkörperte Revolution, der ‚Robespierre zu Pferde'.

Das äußerste Grauen der Revolution, ihr höllisches Antlitz – das Antlitz der Medusa, das alles Lebende zu Stein werden läßt, kennt er, wie kein anderer. „Die Revolution ist eines der größten Übel, die der Himmel der Erde senden kann."[10] Er empfindet einen physischen und zugleich metaphysischen Abscheu vor dem revolutionären ‚Gesindel', der ‚vile canaille'. Als er am 10. August 1792 von der Place du Carrousel aus zusieht, wie die Menge in den Tuilerienpalast eindringt, flüstert er erbleichend: „Che coglione! - Oh, das Pack!..." Und wie konnte man sie hineinlassen! Man müßte vier-, fünfhundert Mann mit einer Kartätsche hinwegfegen, und die übrigen würden davonlaufen."[11]

Menschenfurcht kennt er nicht. Aber er erbleicht, „wenn er von den Greueltaten erzählen hört, deren das aufständische Volk fähig ist. Wenn sich während seiner Ritte durch die Straßen von Paris ein Arbeiter vor ihm auf die Knie warf, um irgendeine Gnade zu erbitten, war seine erste Bewegung zusammenzuzucken und zurückzuweichen".[12]

„Ein böser Mensch, ein schlechter Mensch," sagt er am Grabe Rousseaus in Ermenonville. „Ohne ihn hätte es keine französische Revolution gegeben. Freilich wäre auch ich nicht gewesen ... aber vielleicht wäre Frankreich um so glücklicher geworden."[13] – „Euer Rousseau ist ein Wahnsinniger: er ists, der uns zu diesem Zustand geführt hat."[14] – „Die Zukunft wird zeigen, ob es für die Ruhe der Welt nicht besser gewesen wäre, wenn weder Rousseau, noch ich je existiert hätten."[15]

Aber er weiß, daß die Revolution nicht ausbleiben konnte, daß sie von demselben Schicksal geführt wurde wie auch er. „Es scheint, daß unsere Revolution ein unentrinnbares Verhängnis war, eine moralische Explosion, ebenso unvermeidlich, wie die durch den Ausbruch eines Vulkans hervorgerufene Entladung der physischen Kraft."[16]

Die Revolution ist ein Chaos. Ihre Kräfte sind unendlich zerstörend. Gäbe man ihr freie Bahn, würde sie den menschlichen Kosmos bis auf den Grund zerstören, bis zu jenem ‚glatten Brett', von dem in der Internationale gesungen wird. Um den Kosmos zu retten, muß das Chaos gezügelt werden. Das eben tut Napoleon, und wie wir seine sonstigen Taten auch richten mögen – wir müssen zugeben, daß diese Tat eine gute, sogar heilige war, oder eine ‚göttergleiche', wie die Alten sich ausgedrückt hätten, denn die Götter sind vor allen Dingen Bändiger und Ordner des Chaos.

„Ich habe den Abgrund der Anarchie geschlossen; ich

habe das Chaos geordnet: ich habe die Revolution gereinigt."[17]

Der Kosmos nährt sich vom Chaos; der herrlichste Kosmos ist nichts anderes als ein geregeltes Chaos: das wissen die Götter, das weiß auch er, der vermeintliche Mörder der Revolution, in Wahrheit ihr Gott und Musaget.

„Trotz all ihrer Schrecknisse war die Revolution die wahre Ursache unserer sittlichen Erneuerung: so bringt der übelriechendste Dünger die edelsten Pflanzen hervor. Die Menschen können diese beginnende Bewegung aufhalten und zeitweilig niederdrücken, nicht aber ertöten."[18]

„Nichts vermag die erhabenen Grundsätze der Revolution zu zerstören oder zu verwischen; diese großen und herrlichen Wahrheiten haben Ewigkeitsdauer: mit solchem Ruhm haben wir sie verklärt, mit solchen Wundern umgeben ... Sie sind bereits unsterblich. Sie leben in Großbritannien, erleuchten Amerika, sind zum Eigentum des Volkes in Frankreich geworden: von diesem dreiarmigen Leuchter wird das Licht der Welt ausstrahlen ... Diese Wahrheiten müssen zur Religion aller Völker werden, und diese ganze denkwürdige Ära wird, was man auch sagen möge, mit meinem Namen verknüpft bleiben, denn ich habe ihre Leuchte entzündet, ihre Anfänge erhellt, und nun haben die Verfolgungen mich für alle Zeiten zu ihrem Messias gemacht. Meine Freunde und meine Feinde werden sagen, daß ich der erste Soldat der Revolution war und ihr großer Führer. Und wenn ich nicht mehr bin, werde ich für die Völker immer noch der Stern ihrer Rechte bleiben, mein Name ihr Schlachtruf, ihre Hoffnung im Kampf."[19]

Nach Puschkins Wort:

‚Der Welt die Freiheit wollt' er schenken
Nach der Verbannung Finsternis.'

Ob dem so ist? Was hat er der Welt hinterlassen, Freiheit oder Knechtschaft?

Indem das Chaos der Revolution den niedern Kosmos vernichtet, kommt es in einem seiner Ausgangspunkte mit dem höheren Kosmos in Berührung: für einen Augenblick erstrahlt über dem halbtierischen, halbgöttlichen Antlitz der Revolution eine Flammenzunge – „das dreimal glühende Licht“[20]: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – Sohn, Vater, Geist. Doch der Augenblick vergeht, das Licht erlischt und das dritte Glied – die Brüderlichkeit, die Synthese der Freiheit und Gleichheit – fällt aus der dreigliedrigen Dialektik heraus: anstelle der Brüderlichkeit tritt der Brudermord, der Klang des Fallbeils in der Guillotine: „Brüderlichkeit oder Tod“.

Die These und Antithese – Freiheit und Gleichheit – bleiben in unlösbarer Antinomie bestehen: Freiheit in der Anarchie oder Gleichheit in der Knechtschaft; Macht des einen über alle oder aller über einen; Vernichtung der Gemeinschaft im Chaos oder Vernichtung der Persönlichkeit im fluchbeladenen Kosmos.

Napoleon hat diese Antinomie vielleicht unklar empfunden, jedoch nicht gelöst, sondern nur beseitigt, der Gleichheit die Freiheit geopfert.

‚Es ist besser, die Freiheit zu verletzen, als die Gleichheit. Diese ist die Leidenschaft des Jahrhunderts, ich aber will ein Sohn des Jahrhunderts sein.“[21] – „Gleichheit, nichts als Gleichheit – dies ist die Losung, die ihn mit der Revolution verbindet.“[22] – „Ich wollte ein System der allgemeinen Gleichheit einführen.“[23] – „Mein erster Grundsatz ist: Freie Bahn dem Talente, ohne Ansehen der Geburt und des Vermögens. Eben für dieses System der Gleichheit werde ich von eurer (der englischen) Oligarchie gehaßt.“[24] – „Freiheit ist das Bedürfnis weniger Auserwählter . . . Sie kann man ungestraft ein-

schränken, Gleichheit aber ist das, was die Mehrheit will!"[25]

Er irrte sich; er schränkte die Freiheit nicht ungestraft ein; sie rächte sich an ihm durch ewige Gefängnishaft – St. Helena. Nicht nur die wenigen ‚Auserwählten' wichen vor ihm zurück, erhoben sich für die Freiheit wider ihn, sondern ganze Völker. Das ‚Krämervolk' der Engländer, wie er es nannte, trat als Beschützer der Weltfreiheit auf.

So entstand ein für ihn verhängnisvolles Schema: tödlicher Zweikampf zwischen England, dem Meer, der Freiheit einerseits, Napoleon, dem Festland, der Gleichheit, andrerseits; zwischen These und Antithese. Die Synthese aber fiel weg: die universale Brüderlichkeit der Völker, die Vereinigung aller Kontinente der Erde, zu einer meerumschlungenen neuen Insel Atlantis, dem ‚verlorenen und wiedergefundenen Paradies', kam nicht zustande.

Und es scheint, daß er – um in der Menschensprache zu reden, die für ihn nicht ausreichend ist – seine ‚Schuld' gegenüber der Freiheit selbst einsieht.

„Ich schwöre, daß ich Frankreich nur deshalb nicht mehr Freiheit gebe, weil ich glaube, daß dies nützlicher für das Land ist."[26] – „Mein Despotismus? Der Historiker wird beweisen, daß die Diktatur unvermeidlich war, daß Eigenmächtigkeit, Anarchie, erhebliche Unruhen noch vor der Türe standen."[27] – „Ich konnte nur ein gekrönter Washington in der Heerschau der besiegten Herrscher sein. Das ließ sich aber nicht anders erreichen, als durch die Weltdiktatur; ich ging also auf diese los. Worin besteht nun mein Verbrechen?"[28] Und zwei Tage vor seinem Tode, fast schon in der Agonie, in einem Augenblick, da Menschen nicht lügen: „Ich habe alle Grundsätze (der Revolution) geweiht; ich habe sie in meine Gesetze, in

meine Taten umgegossen ... Leider waren die Verhältnisse hart und zwangen auch mich, in Erwartung besserer Zeiten, hart zu sein ... Nun kamen aber Fehlschläge, ich konnte den Bogen nicht lockern, und Frankreich wurde der freiheitlichen Institutionen beraubt, die ich ihm zugedacht hatte."[29]

Daß Napoleon unter irgendwelchen Umständen ein Washington geworden wäre, ist wenig wahrscheinlich. Immerhin ist seine ‚Schuld' gegenüber der Freiheit vielleicht geringer, als es seinen Zeitgenossen erscheinen mochte.

Freiheit und Gleichheit sind zwei Äußerungen derselben Kraft, wie Licht und Wärme von derselben Sonne kommen. Es gibt keine wahre Gleichheit ohne Freiheit, und sei es auch nur ein Funken von ihr, und Napoleons ‚freie Bahn den Talenten', die Grundlage der heutigen Demokratie, ist die echte Gleichheit. Im allgemeinen vertragen die Menschen kein großes Maß von Freiheit, können aber auch nicht ganz ohne sie leben. Ein sehr kleines Maß von Freiheit ist im Napoleonischen Kodex gegeben, dafür aber so sicher und fest, daß die ganze neueuropäische Zivilisation zusammenbrechen müßte, ehe sie den Menschen genommen würde.

Die Demokratie ist ein recht klägliches Paradies; wer aber in der Hölle geweilt hat, weiß, daß auch ein klägliches Paradies besser ist als die Hölle, und daß die geringe Freiheit der Demokraten im Vergleich zu der absoluten Sklaverei des Kommunismus dasselbe ist, wie die Frische eines Frühlingsmorgens im Vergleich zu dem Eiskreise der Danteschen Hölle oder der Kälte des Weltraums.

Vielleicht wissen die Russen von heute, die in der kommunistischen Hölle geweilt haben, über Napoleon manches, was die Europäer nicht wissen und was man aus vierzigtausend Büchern nicht erfahren kann.

„Ich hätte in Moskau siegen müssen."[30] – „Ohne diesen Brand (von Moskau) hätte ich alles erreicht."[31]

1812 und 1917! In jenem Jahr hat es begonnen, in diesem ist es zu Ende gekommen; vielleicht wäre dieses ohne jenes nicht gewesen. – „Ich hätte die Leibeigenschaft in Rußland aufgehoben."[32] Hätte er das getan – es wäre vielleicht nicht zur russischen Revolution, zur russischen Hölle gekommen.

Wer hat Moskau in Brand gesteckt? Russische ‚Söhne des Vaterlandes'? Nein, aus Gefängnissen freigelassene Diebe, Mörder und Räuber. „Menschen mit Teufelsfratzen in den tosenden Flammen – ein wahres Abbild der Hölle," erzählt Ségur.[33]

„Was für Menschen! Was für Menschen! Es sind Skythen," sagte Napoleon in prophetischem Entsetzen. Skythen, ‚mit schielenden und gierigen Augen",[34] bereit, sich auf Rom zu stürzen, wie Wölfe auf ein Aas. Napoleon wußte das als einziger von allen Europäern.

‚Sonne von Austerlitz, geh unter!
Moskau, Gewaltiges, flamm auf!'[35]

Moskau ging in Flammen auf, die Prophezeiung hatte sich erfüllt.

„Welch ein Unglück ist mein Sturz. Ich hatte den Schlauch mit den Winden zugebunden, aber ein feindliches Bajonett hat ihn wieder durchbohrt. Ich hätte mit Ruhe zur Erneuerung der Welt schreiten können, nun aber wird sie sich unter Stürmen vollziehen.[36] Ein Funke genügt vielleicht, um den Weltbrand zu entfachen." Den Feuerschein dieses Brandes erschaute er in Moskau.

„Die Russen sind Barbaren, die kein Vaterland besitzen und denen jedes Land besser erscheint als das, wo sie geboren sind."[37]

„Man wird an mich denken, wenn die russischen Bar-

baren sich Europas bemächtigt haben, was ohne euch, ihr Herren Engländer, nicht geschehen wäre."[38] Wir würden jetzt sagen: „Ohne euch, ihr Herren Europäer."

„Ihr werdet blutige Tränen um mich weinen!" – „Frankreich hatte mich nötiger, als ich Frankreich."[39] Diese Worte Napoleons sind für Frankreich immer noch ein Rätsel, nicht aber für Rußland.

Gegen die Russen war er nicht ganz gerecht: nicht alle sind ‚Barbaren'; es gibt auch solche unter ihnen, die Europa vielleicht mehr lieben und besser kennen als die Europäer selbst.

Auch jetzt sehen die Russen etwas, was die Europäer nicht sehen: furchtbar hoch über uns – an dieser Höhe können wir ermessen, in welche Tiefe wir hinabgesunken, in welchen Abgrund wir geraten sind – furchtbar hoch über uns, auf den Bergen des Westens, sehen wir einen Reiter, dessen schwarze Silhouette sich deutlich vom Himmel abhebt, der rot ist vom Feuerschein. Wer ist er? Wie könnte man ihn verkennen?

‚Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid'.

Er reitet im Schritt, blickt in die Ferne, nach Osten, den gezückten Degen in der Hand – und hält Wache. Was bewacht er und vor wem? Die Europäer wissen es nicht – Rußland weiß es: er bewacht das heilige Europa vor dem roten Teufel.

„Die Idee der universalen Einigung der Menschen ist die Idee der Menschheit Europas; ihr verdankt sie ihre Zivilisation, für sie allein lebt sie," sagt Dostojewskij im ‚Tagebuch eines Schriftstellers', und durch den Mund des Großinquisitors über die drei Versuchungen Christi in der Wüste – durch das Brot, das Wunder und die Macht: „Das Bedürfnis nach Einigung ist die letzte Qual des Menschen. Immer strebte die Menschheit in ihrer Gesamtheit danach, sich zu einer die ganze Welt umfassenden Einheit zusammenzuschließen. Es hat viele große Völker gegeben, aber je höher diese Völker standen, desto unglücklicher waren sie auch, denn stärker als die andern empfanden sie das Verlangen nach universaler Einigung der Menschen."

Dostojewskij hat recht: die ewige und größte Qual der Menschheit ist ihr unstillbares Verlangen nach universaler Einigung.

Wenn es auf den ersten Blick scheinen mag, als seien die einzig realen Wesenheiten der Geschichte die nationalen Einheiten – ‚Völker, Stämme, Sprachen' – so erweist es sich bei näherem Hinsehen, daß sie nichts anderes tun, als mit sich selbst und miteinander zu ringen, sich selbst und einander gegenseitig zu überwinden, um ein höheres Wesen, ein über den Nationen stehendes, universales Wesen zu erzeugen; daß sie alle sich selbst und eines das andere mehr oder weniger als ‚verstreute Glieder' - membra disjecta - dieses gewesenen und zukünftigen Körpers fühlen; alle regen und bewegen sich in der Geschichte, wie die Glieder einer zerhackten, aber nicht getöteten Schlange, um sich von neuem zu vereinigen und zusammenzu-

„Ich wollte die Weltmacht," bekennt er selbst, „und wer hätte sie an meiner Stelle nicht gewollt? Die Welt rief mich zur Macht. Herrscher und Untertanen strebten selbst, miteinander wetteifernd, unter mein Zepter."[3]

Er hätte von der Welt dasselbe sagen können, was er von Frankreich sagte: „Die Welt brauchte mich mehr als ich sie."

Wenn das ‚Herrschsucht', ‚Ehrsucht' ist, so ist sie von einer höheren, nicht von unserer Art, und durch die Sprache in der Tat nicht definierbar. Er weiß selbst nicht recht, ob er sie besitzt. „Ich habe keinen Ehrgeiz . . . Und wenn er doch vorhanden ist, dann ist er so natürlich, mir angeboren, mit meinem ganzen Wesen so verquickt, daß er wie das Blut ist, das in meinen Adern rinnt, wie die Luft, die ich atme."[4] – „Mein Ehrgeiz? . . . O ja, es ist vielleicht der größte und höchste, den es je gegeben hat. Er ging darauf hinaus, das Reich der Vernunft, die volle Offenbarung, den vollkommenen Triumph der menschlichen Kräfte zu befestigen und zu weihen."[5]

Das Reich der Vernunft ist ein Weltreich. Auf welchem Wege strebt er dahin?

„Einer meiner größten Gedanken war das Sammeln, die Vereinigung von Völkern, die geographisch einheitlich, jedoch durch Revolutionen und die Politik verstreut und zerstückelt waren . . . Ich wollte aus jedem einen nationalen Körper machen."[6] – „Dies ist der Anfang, das Ende aber: die Vereinigung der nationalen Körper in einen universalen – in den ‚europäischen Völkerbund' - association européenne."[7]

„Wie herrlich wäre es, in einem solchen Triumphzuge der Völker in die Nachwelt zu kommen, den Segen der Jahrhunderte zu empfangen! Erst dann, nach diesem ersten Ausgleich, könnte man sich dem herrlichen Traum der

Zivilisation hingeben; überall Einheit der Gesetze, der sittlichen Grundsätze, Ansichten, Gefühle, Gedanken und materiellen Vorteile."[8] – „Ein allgemein-europäisches Gesetzbuch, eine allgemein-europäische Gerichtsbarkeit; einerlei Währung, einerlei Gewicht, einerlei Maß, einerlei Gesetz." – „Alle Flüsse für alle schiffbar; alle Meere frei."[9] – Allgemeine Abrüstung, Ende der Kriege, Weltfrieden. „Ganz Europa – eine einzige Familie, so daß jeder Europäer, der es bereist, überall zu Hause wäre."[10]

„Dann hätte man vielleicht, im Lichte der universalen Aufklärung, an einen amerikanischen Kongreß oder an griechische Amphiktyonien für die große europäische Familie denken können. Was für Aussichten von Kraft, Ruhm, Glück und Wohlfahrt hätten sich da eröffnet!"

Dies alles war schon nahe, so nahe, wie nie zuvor: man brauchte nur die Hand danach auszustrecken. Und er hatte sie bereits zweimal ausgestreckt, zwei Versuche der allgemeinen ‚Erneuerung' gemacht: „den ersten, republikanischen, vom Süden aus, über England; den zweiten, monarchistischen, vom Norden aus, über Rußland. Beide hatten ein und dasselbe Ziel und hätten stetig, maßvoll und ehrlich verwirklicht werden können. Und wieviel Nöte, bekannte und noch unbekannte, wären dem unglücklichen Europa erspart geblieben! Nie war ein gewaltigerer und der Zivilisation förderlicherer Plan gefaßt worden; und nie war er der Verwirklichung näher gewesen. Und was das Auffälligste ist: mein Mißerfolg wurde nicht durch Menschen, sondern durch die Elemente verursacht; das Meer richtete mich im Süden zugrunde, im Norden der Brand Moskaus und der Frost. So zeigten sich Wasser, Luft und Feuer, die ganze Natur, der Welterneuerung feindselig, obgleich die Natur selbst sie verlangte. Die Geheimnisse der Vorsehung sind unerforschlich!"[11] – „Doch, wie dem auch sei, früher oder später wird diese Vereinigung der

„Ich wollte die Weltmacht," bekennt er selbst, „und wer hätte sie an meiner Stelle nicht gewollt? Die Welt rief mich zur Macht. Herrscher und Untertanen strebten selbst, miteinander wetteifernd, unter mein Zepter."[3]

Er hätte von der Welt dasselbe sagen können, was er von Frankreich sagte: „Die Welt brauchte mich mehr als ich sie."

Wenn das ‚Herrschsucht', ‚Ehrsucht' ist, so ist sie von einer höheren, nicht von unserer Art, und durch die Sprache in der Tat nicht definierbar. Er weiß selbst nicht recht, ob er sie besitzt. „Ich habe keinen Ehrgeiz . . . Und wenn er doch vorhanden ist, dann ist er so natürlich, mir angeboren, mit meinem ganzen Wesen so verquickt, daß er wie das Blut ist, das in meinen Adern rinnt, wie die Luft, die ich atme."[4] – „Mein Ehrgeiz? . . . O ja, es ist vielleicht der größte und höchste, den es je gegeben hat. Er ging darauf hinaus, das Reich der Vernunft, die volle Offenbarung, den vollkommenen Triumph der menschlichen Kräfte zu befestigen und zu weihen."[5]

Das Reich der Vernunft ist ein Weltreich. Auf welchem Wege strebt er dahin?

„Einer meiner größten Gedanken war das Sammeln, die Vereinigung von Völkern, die geographisch einheitlich, jedoch durch Revolutionen und die Politik verstreut und zerstückelt waren . . . Ich wollte aus jedem einen nationalen Körper machen."[6] – „Dies ist der Anfang, das Ende aber: die Vereinigung der nationalen Körper in einen universalen – in den ‚europäischen Völkerbund' - association européenne."[7]

„Wie herrlich wäre es, in einem solchen Triumphzuge der Völker in die Nachwelt zu kommen, den Segen der Jahrhunderte zu empfangen! Erst dann, nach diesem ersten Ausgleich, könnte man sich dem herrlichen Traum der

Zivilisation hingeben; überall Einheit der Gesetze, der sittlichen Grundsätze, Ansichten, Gefühle, Gedanken und materiellen Vorteile."[8] – „Ein allgemein-europäisches Gesetzbuch, eine allgemein-europäische Gerichtsbarkeit; einerlei Währung, einerlei Gewicht, einerlei Maß, einerlei Gesetz." – „Alle Flüsse für alle schiffbar; alle Meere frei."[9] – Allgemeine Abrüstung, Ende der Kriege, Weltfrieden. „Ganz Europa – eine einzige Familie, so daß jeder Europäer, der es bereist, überall zu Hause wäre."[10]

„Dann hätte man vielleicht, im Lichte der universalen Aufklärung, an einen amerikanischen Kongreß oder an griechische Amphiktyonien für die große europäische Familie denken können. Was für Aussichten von Kraft, Ruhm, Glück und Wohlfahrt hätten sich da eröffnet!"

Dies alles war schon nahe, so nahe, wie nie zuvor: man brauchte nur die Hand danach auszustrecken. Und er hatte sie bereits zweimal ausgestreckt, zwei Versuche der allgemeinen ‚Erneuerung' gemacht: „den ersten, republikanischen, vom Süden aus, über England; den zweiten, monarchistischen, vom Norden aus, über Rußland. Beide hatten ein und dasselbe Ziel und hätten stetig, maßvoll und ehrlich verwirklicht werden können. Und wieviel Nöte, bekannte und noch unbekannte, wären dem unglücklichen Europa erspart geblieben! Nie war ein gewaltigerer und der Zivilisation förderlicherer Plan gefaßt worden; und nie war er der Verwirklichung näher gewesen. Und was das Auffälligste ist: mein Mißerfolg wurde nicht durch Menschen, sondern durch die Elemente verursacht; das Meer richtete mich im Süden zugrunde, im Norden der Brand Moskaus und der Frost. So zeigten sich Wasser, Luft und Feuer, die ganze Natur, der Welterneuerung feindselig, obgleich die Natur selbst sie verlangte. Die Geheimnisse der Vorsehung sind unerforschlich!"[11] – „Doch, wie dem auch sei, früher oder später wird diese Vereinigung der

Völker durch die Macht der Dinge stattfinden: der Anstoß ist gegeben, und ich kann mir nicht denken, daß nach meinem Sturz und dem Zusammenbruch meines Systems ein anderes großes Gleichgewicht in Europa möglich wäre, als der Zusammenschluß und das Bündnis der großen Völker."[12]

‚Aber wozu das alles?' fragen Sie vielleicht, wie der Ratgeber des Pyrrhus. Ich will Ihnen antworten: um eine neue Gesellschaft zu gründen und großes Unheil zu verhüten. Ganz Europa wartet darauf, verlangt danach; die alte Ordnung ist zusammengebrochen, die neue noch nicht genügend gefestigt, und sie wird es auch nicht ohne lange und furchtbare Erschütterungen."[13]

Noch nie hatten diese Worte Napoleons einen so prophetischen Klang wie in unseren Tagen. 1814–1914! Dieses Jahr entsprach jenem: in jenem fiel Napoleons Imperium, der Beginn des Weltreichs, in diesem brach der Weltkrieg aus. Eine ‚furchtbare Erschütterung' ist soeben über die Menschheit dahingegangen, und vielleicht ist die furchtbarste im Anzug, wiederum nach seinem prophetischen Wort: „Ein Funke wird vielleicht genügen, um einen neuen Weltbrand zu entfachen." Und unser einziger Schutz ist der elende Schatten der Universalität, die Seele des ungeborenen Kindes, die in den Limbi umherirrt, oder die lebensunfähige Frühgeburt – der Völkerbund.

Um bis zum Ende zu verstehen, was die Universalität für Napoleon bedeutet, muß man begreifen, daß sie für ihn nicht etwas Abstraktes ist, sondern Fleisch und Blut; nicht etwas, was für ihn erst kommen soll, sondern was bereits in ihm ist; man muß begreifen, daß Napoleon nicht ein Mensch mit der Idee der Universalität ist, sondern bereits ein Universalmensch oder, um mit Dostojewskij zu

reden, ein „allzufrüh erschienener Allmensch". Und darin ist er, wie in vielem andern, ein „Wesen, das nicht seinesgleichen hat", nach dem tiefen Eindruck der Frau von Staël.

Er ist nicht Zeitgenosse seiner Zeit, sondern einer unendlich fernen Vergangenheit, als ‚auf der ganzen Erde nur eine Sprache und eine Mundart war' – eine Menschheit; oder einer unendlich fernen Zukunft, da ‚eine Herde und ein Hirt' sein wird. Er ist gleichsam das Geschöpf einer anderen Schöpfung; allzu alt und allzu neu; vorsintflutlich oder apokalyptisch.

Ein Mann ohne Vaterland, aber nicht aus innerem Mangel, sondern aus innerem Überfluß. In der Jugend liebte er sein Heimatland Korsika und wollte ein ‚Patriot' sein, nach dem Vorbild des korsischen Helden Paoli oder der klassischen Helden Plutarchs. Doch das schlug ihm fehl: seine Landsleute vertrieben ihn alsbald und stempelten ihn zum ‚Feind des Vaterlands'.

Er fühlt das selbst in seinem Innern und ist im Zweifel: er weiß bis ans Ende seines Lebens tatsächlich nicht, was er ist. „Ich bin eher Italiener oder Toskaner, als Korse."[14] „Ich wollte durchaus Franzose sein. Wenn man mich den ‚Korsen' nannte, war das für mich die empfindlichste aller Beleidigungen."[15] – „Ein Bürgermeister – ich glaube, es war in Lyon – sagte mir, in der Meinung, es sei ein Kompliment: ‚Es ist erstaunlich, daß Ew. Majestät, ohne Franzose zu sein, Frankreich so liebten und soviel für das Land getan haben.' Mir war, als hätte er mir einen Stockhieb versetzt."[16]

„In welcher Sprache Napoleon auch reden mochte, stets schien es, als sei diese Sprache ihm fremd; er mußte ihr Gewalt antun, um seine Gedanken auszudrücken."[17] – „Wenn er französische Reden hielt, fielen allen die Mängel seiner Aussprache auf. Die Reden wurden vorher für ihn auf-

gesetzt, mit großen Buchstaben umgeschrieben, und man brachte ihm die Aussprache der Wörter bei; sobald er aber zu reden begann, vergaß er die Lektion und las mit dumpfer Stimme, den Mund kaum öffnend, vom Blatt ab, mit einer mehr fremdartigen, als fremdländischen Aussprache, was einen bedrückenden Eindruck hervorrief: Ohr und Sinn wurden von diesem unleugbaren Beweis seiner nationalen Fremdheit unangenehm berührt."[18]

Das eben hieß: ein Mann ohne Sprache, ohne Volk, ohne Heimat.

Ob er Frankreich liebte? Oh, gewiß liebte er es! Aber selbst ein so scharfer Geist wie Stendhal irrte in der Annahme, er liebe es wie sein Vaterland. Napoleon irrte hierin auch selber: „Ich schwöre, daß ich alles, was ich tue, nur für Frankreich tue."[19] – „Im Glück und im Unglück, auf den Schlachtfeldern, im Staatsrat, auf dem Thron und in der Verbannung war Frankreich der stete Gegenstand meiner Gedanken und Handlungen."[20] – „Alles für das französische Volk," ermahnt er den Sohn in seinem Testament. Hatte er ihm aber selbst alles gegeben?

Was ist das ‚Vaterland'? Der heimatliche Boden, der durch Grenzen von den fremden Ländern getrennt ist. Doch das alleinige Ziel der Napoleonischen Kriege war ja, die Grenzen Frankreichs unendlich zu erweitern und schließlich zu verwischen. „Wenn Frankreich Europa sein wird, wird es kein Frankreich mehr geben," warnt man ihn.[21] Doch das will er gerade: an Frankreichs Stelle soll die Welt treten.

„Was für herrliche Truppen!" sagt der preußische Marschall Möllendorf begeistert, anläßlich einer 1807 im soeben eroberten Berlin abgehaltenen französischen Parade. – „Ja, sie sind herrlich," entgegnete Napoleon, „wenn man sie nur dahin bringen könnte, daß sie ihr Vaterland vergäßen."[22]

„Er hatte die Natur der französischen Armee so verdorben, daß sie ganz verlernt hatte, national zu denken," sagt eine Zeitgenossin.[23] Der ‚kleine Korporal' war für seine Soldaten mehr als Frankreich: wo er war, da war das Vaterland. Napoleons Armee war, wie er selbst, ein universales Wesen.

Übrigens irrt er nicht immer bezüglich seiner Liebe zum Vaterland. „Ich habe nur eine Leidenschaft, eine Geliebte – Frankreich: ich schlafe mit ihr - je couche avec elle. Sie ist mir nie untreu gewesen; sie verschwendet ihr Blut und ihr Gold an mich."[24] So sprechen Menschen nicht von ihrer Heimat: sie ist ihnen Mutter, nicht Geliebte: nicht die Heimat opfert sich für sie, sondern sie opfern sich für die Heimat.

Im besten Fall ist Frankreich ihm die Geliebte, im schlimmsten ein Schlachtroß, jene wunderbare Stute, von der der Dichter spricht. Ein wahnwitziger Reiter hat sie zu Tode gejagt:

‚Mourante, elle tomba sur un lit de mitraille
Et du coup te cassa les reins.'[25]

Und das ist das Erstaunlichste: hätte man das in den letzten Zügen liegende Frankreich gefragt, ob es Napoleon, seinen wahnwitzigen Reiter, nicht lieber ganz entbehrt hätte, so hätte die Antwort vielleicht gelautet: „Nein das möchte ich nicht!" Und darin liegt die Größe Frankreichs.

Kein Korse, kein Italiener, kein Franzose, vielleicht auch kein Europäer.

Europa ist für ihn nur der Weg nach Asien. „Ein alter Kramladen, ein Maulwurfshaufen ist euer Europa! Nur im Osten, wo sechshundert Millionen Menschen leben, werden große Reiche gegründet und große Revolutionen vollzogen."[26]

Der Drang nach dem Osten geht durch sein ganzes Leben.

In Ägypten liegt der junge General Bonaparte vor dem syrischen Feldzug stundenlang auf dem Boden über großen ausgebreiteten Landkarten und träumt von einem Feldzug über Mesopotamien nach Indien, auf den Spuren Alexanders des Großen.[27] Hätte sein Traum sich erfüllt, so wäre der letzte Gründer einer Weltmonarchie nach fünfundvierzig Jahrhunderten dem ersten begegnet, dem babylonischen König Sargon: ihr Weg war derselbe, nur daß der eine ihn von Osten nach Westen, der andere von Westen nach Osten zurücklegte.

„Ich ziehe mit einer zahllosen Armee in Konstantinopel ein, stürze die türkische Herrschaft und errichte ein großes Kaiserreich im Osten, das meinen Namen in den kommenden Jahrhunderten unsterblich machen wird," schwärmt er, wenn er sich abends am Meeresufer bei St. Jean d'Acre ergeht.[28]

„Wäre St. Jean d'Acre genommen worden, so hätte sich die Armee auf Damaskus und Aleppo geworfen und in kürzester Zeit den Euphrat erreicht ... Sechshunderttausend Mann (Christen) hätten sich uns angeschlossen, und wer kann wissen, was daraus entstanden wäre? Ich wäre bis nach Konstantinopel, bis nach Indien gegangen; ich hätte das Antlitz der Erde verändert," träumt er noch auf St. Helena.[29]

Kaum hat er die Macht am 18. Brumaire an sich gerissen, als er dem Zaren Paul I. einen Feldzug nach Indien vorschlägt, und später, auf der Höhe seiner Macht, nach der Schlacht bei Tilsit, macht er Alexander I. denselben Vorschlag.

„Dieser lange Weg ist zu guter Letzt der Weg nach Indien," sagt er im Jahre 1811, ein paar Monate vor dem

russischen Feldzug. „Alexander (von Makedonien) ist, um an den Ganges zu gelangen, von einem ebenso fern liegenden Ausgangspunkt aufgebrochen, wie ich aus Moskau ... Ich muß Asien vom äußersten Ende Europas aus in den Rücken fallen, um England zu treffen (in Indien) ... Das ist natürlich ein gigantisches, im XIX. Jahrhundert jedoch mögliches Unternehmen."[30]

Im kaiserlichen Wagenzug, der nach Moskau ging, befand sich ein besonderer gedeckter Packwagen, der ein Krönungsornat enthielt – Zepter, Krone und Purpurmantel. Es hieß, daß Napoleon sich in der heiligen Stadt Delhi, am Ufer des Ganges, zum zweitenmal krönen werde – als Kaiser des Ostens und des Westens.

Am Vorabend der Schlacht bei Borodino erhält er aus Paris ein Bildnis seines Sohnes und Thronerben; der Knabe liegt halb aufgerichtet in der Wiege und hält ein Spielzeug in den Händen – ein von der Erdkugel gekröntes kaiserliches Zepter.

Im Jahre 1811 übersendet der Kaiser dem Marineminister Decrès einen Entwurf zur Ausführung: es sollen im Laufe von drei Jahren zwei Flotten gebaut werden: eine Ozean- und eine Mittelmeerflotte; die Basis der ersten soll Irland sein, die der zweiten Ägypten und Sizilien; geplant sind Expeditionen nach dem Kap der Guten Hoffnung, nach Surinam, Martinique und anderen überseeischen Ländern; die Flotten werden auf beide Halbkugeln verteilt, um die Weltherrschaft nicht nur über Europa und Asien, sondern über den ganzen Erdball zu befestigen. „In fünf Jahren bin ich der Herrscher der Welt," sagt er in demselben Jahr 1811.[31]

„Der Kaiser ist wahnsinnig geworden, ganz und gar wahnsinnig!" ruft Decrès entsetzt.[32] Dieser Plan sieht in der Tat wie Wahnsinn aus. Noch nie hatte ein Mensch, weder Sargon, noch Alexander, noch Cäsar mit so furcht-

barer Klarheit an die Weltherrschaft gedacht, sie in so furchtbarer Nähe erblickt.

Mitunter scheint es, als fürchte er sich selbst vor diesen Gedanken. ‚Sich fürchten' ist übrigens ein seinem Wesen nicht angemessenes, allzu menschliches Wort. In jedem Fall fühlt er die schicksalhafte Schwere seiner Träume.

Alles, was er tut, tut er nur dafür, aber er spricht fast nie davon. „Ich verstand sehr wohl," sagte er auf St. Helena, als er schon wußte, daß alles zu Ende, alles verspielt war, „ich verstand sehr wohl, daß ich das Geheimnis nicht entbehren konnte. Das Geheimnis umgab mich mit jenem Nimbus des Rätselhaften, der die Menschen so berückt; es weckte jene verborgenen Gedanken, die die Geister so erregen; es bereitete jene plötzlichen und glänzenden Lösungen vor, welche die Menschen so begeistern und uns eine so große Macht über sie verleihen. Das eben bewog mich leider, mich allzu hastig nach Moskau zu stürzen: bei langsamerem Vorgehen hätte ich alles Unheil verhütet. Ich durfte aber den Feinden keine Zeit zum Überlegen lassen. Nach dem, was ich schon getan hatte und noch zu tun beabsichtigte, war es mir Bedürfnis, daß mein Schicksal, mein Erfolg etwas Übernatürliches in sich berge."[33]

Er brauchte das ‚Geheimnis', brauchte das ‚Übernatürliche'; das heißt: er brauchte die Religion. Als er in seinen Gedanken über die Weltherrschaft an einem der äußersten Punkte angelangt war, begriff er plötzlich, daß er der Religion nicht entraten könne, daß es keine universale Einigung der Menschen geben könne, ohne einen innerlich vereinigenden Mittelpunkt, eine absolute Einheit — Gott.

„Ich war dabei, eine Religion zu schaffen. Ich sah mich auf dem Wege nach Asien, auf einem Elefanten reitend, einen Turban auf dem Kopf, in der Hand einen neuen, von mir verfaßten Koran."[34] Das ist natürlich spöttisch ge-

meint. Er ist klug genug, um zu begreifen, daß Korane nicht verfaßt, Religionen nicht geschaffen werden.

Überhaupt muß man im Auge behalten, daß er über diesen Gegenstand fast immer nachlässig oder unbeholfen spricht, weil er von außen an ihn herantritt. Er ist auch hier nicht oberflächlich – nein, im Gegenteil, mitunter sogar sehr tief – aber er sieht das Problem doch nur von außen, nur von einer Seite, und mit jenem leichten Spott, der an das Zähnefletschen des Totenkopfes von Ferney erinnert. Voltaire liebt und achtet er übrigens nicht. „Ein böser, ein schlechter Mensch. Er ists, der uns soweit gebracht hat," hätte er über ihn noch lieber gesagt, als über Rousseau. Von der Voltaireschen Religionsspötterei kann er sich aber nicht freimachen. Indes fühlt man auch durch diesen Spott hindurch, daß die Religion für ihn keine leere und leichte Sache ist, sondern eine sehr wichtige, schwere und sogar – um wieder mit einem seinem Wesen nicht angemessenen, allzu menschlichen Wort zu reden – eine furchtbare.

Wie dem auch sei, sobald er erfaßt hatte, daß in der Weltherrschaft nicht ohne Religion auszukommen sei, begriff er auch, daß die Weltherrschaft in ihrem religiösen Aufbau einer Pyramide gleicht, die sich allmählich nach oben zu verengt und schließlich in eine einzige Spitze ausläuft, in einen einzigen mathematischen Punkt, wo die Erde mit dem Himmel in Berührung kommt, der Mensch mit Gott. Oder mit anderen Worten: der Mensch muß, auf dem Gipfel der Weltherrschaft angelangt, ob er will oder nicht, die furchtbaren, oder einfach absurden, ‚wahnsinnigen' Worte sprechen: „Ich bin Gott" - „Divus Caesar Imperator". Die römischen Kaiser sagten das nicht aus Dummheit – gab es unter ihnen doch so gescheite Menschen wie Julius Cäsar –, auch nicht aus ‚satanischem Stolz' – waren doch auch Heilige unter ihnen wie Antoninus und Marc Aurel –, sondern weil die innere Logik der

Weltherrschaft sie dazu zwang; wenn der Mensch auf dieser Höhe angelangt ist, muß er das sagen – sonst bricht die ganze Pyramide zusammen.

Das begreift auch Napoleon mit der seinem Verstande eigenen geometrischen Klarheit. „Sobald der Mensch zum Herrscher wird, ist er sofort von allen andern Menschen getrennt. Ich habe in dem Gedanken Alexanders, seine göttliche Abkunft zu verkünden, stets den richtigen politischen Instinkt erkannt."[35] Größer als alle Siege Alexanders ist seine ‚große Politik' – der Besuch des Ammontempels, wo das Orakel ihm ins Ohr flüsterte: „Du bist der Sohn Gottes".[36]

Alexander und Cäsar konnten das vor der Geburt Christi tun; war es aber auch später noch möglich? Das weiß Napoleon nicht so recht. Mitunter erscheint es ihm möglich. „Wäre ich als Sieger aus Moskau heimgekehrt, hätte die ganze Welt sich mir von neuem zugewendet, mich bestaunt und gesegnet. Und ich hätte damals nur in geheimnisvoller Weise zu verschwinden brauchen, dann hätten die Völker die Sage von Romulus wieder aufleben lassen; sie hätten geglaubt, daß ich zum Himmel aufgefahren sei und meinen Platz im Reigen der Götter eingenommen habe."[37]

Bisweilen scheint es ihm aber, als ließe sich das jetzt nicht mehr machen.

„Ich bin zu spät in die Welt gekommen: es läßt sich jetzt nichts Großes mehr vollbringen," sagt er am Tage seiner Krönung, dem 2. Dezember 1804, zu demselben Decrès, der fürchtet, der Kaiser sei wahnsinnig geworden. „Gewiß, meine Laufbahn ist glänzend, mein Weg herrlich. Was ist dies aber im Vergleich zum Altertum! Dort erklärt Alexander, nachdem er Asien erobert hat, er sei der Sohn Jupiters, und mit Ausnahme seiner Mutter Olympia, die genau Bescheid weiß, des Aristoteles und einiger Athe-

ner Pedanten, glaubt ihm der ganze Osten. Fiele es mir aber ein, mich als Sohn Gottes des Vaters zu bezeichnen und ein Tedeum aus diesem Anlaß anzusagen, so fände sich wohl kein einziges Fischweib in Paris, das mich nicht auspfiffe. Nein, heutzutage sind die Völker viel zu zivilisiert; es läßt sich nichts machen!"[38]

Einmal geht es, dann wieder nicht. Hier läßt ihn die geometrische Klarheit des Verstandes im Stich; die ‚dunkle Hemisphäre des Himmels' tritt ihre Herrschaft an, wo das Licht, von dem Goethe spricht („Er befand sich in einem Zustand dauernder Erleuchtung"), plötzlich erlischt, so daß er tastend weitergehen muß, um nicht ins ‚Lächerliche' zu geraten. „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt." Jetzt vermag der Pfiff eines Fischweibes den Herrscher der Welt zu stürzen.

Undeutlich sieht er oder hört es nur, daß irgendwo, ganz nahe von ihm, gleichsam neben ihm, eine zweite Pyramide der Weltherrschaft errichtet wird. Hätte er schärfer gesehen, so wäre ihm klar geworden, daß sie nicht neben ihm, sondern über ihm errichtet wurde, und daß die zwei Pyramiden einander entgegengesetzt sind: die eine, seine Pyramide, das heidnische Rom, erhebt sich von der Erde zum Himmel; die andere, die christliche, die Stadt Gottes, läßt sich vom Himmel auf die Erde nieder, so daß ihre Spitzen sich an einem Punkt berühren, wo nach dem Sinne der unteren Pyramide der Mensch zum Gott wird, nach dem Sinne der oberen der Gott zum Menschen; jener opfert die Welt seiner Person, dieser opfert sich der Welt. Daß Napoleon diese Gegensätzlichkeit erfaßt oder wenigstens unklar empfindet, geht aus seinen Worten hervor, die er, ohne jeglichen Spott, in furchtbarem Ernst ausspricht, als er selbst auf dem Felsen von St. Helena gekreuzigt wird: „Jesus Christus wäre kein Gott, hätte er nicht den Kreuzestod erlitten."

Er hätte eine der beiden Pyramiden wählen müssen. Doch er tut es nicht, denn er fürchtet sich: hier scheint dieses menschliche Wort auf ihn anwendbar. Er will beide Pyramiden vereinen. Das Konkordat ist der Versuch einer solchen Vereinigung.

„Es war der glänzendste Sieg über den Geist der Revolution; alle anderen sind nur Folgen dieses einen, wichtigsten. Der Erfolg des Konkordats zeigte, daß Bonaparte besser als alle, die ihn umgaben, erriet, was sich in der Tiefe der Herzen verbarg," urteilt ein Zeitgenosse.[39]

Ja, er verstand, daß Religionen nicht geschaffen, Korane nicht verfaßt werden; er wollte nicht die ‚ungeheuerliche Mischung eines Propheten mit einem Scharlatan' sein, wie Carlyle ihn mit so brutalem Leichtsinn bezeichnet. „Wollt ihr etwa, daß ich eine neue, den Menschen bisher unbekannte Religion nach meiner Phantasie erfinde? Nein, ich sehe die Sache anders an: ich brauche die alte, katholische Religion; sie allein lebt unausrottbar in der Tiefe der Herzen, sie allein kann mir die Herzen gewinnen und alle Hindernisse beseitigen."[40]

Daß aber das wesentlichste Hindernis in ihr, in der Religion selbst liegt, das weiß er schon längst. „Das Christentum ist mit dem Staat unvereinbar," schreibt der siebzehnjährige Knabe Bonaparte in sein Schulheft. „Das Reich Christi ist nicht von dieser Welt. Es stellt die Obergewalt Gottes an die Stelle der Obergewalt des Volkes." ‚Und des Herrschers', hätte er hinzufügen können. „Es zerstört die staatliche Einheit."[41]

Um die beiden Pyramiden der Weltherrschaft, Staat und Kirche, zu vereinigen, muß irgend etwas im Christentum eine wesentliche Änderung erfahren. Was aber? „Ich war bemüht, nicht an das Dogma zu rühren," sagt Napoleon offenherzig, wie ein Kriegsmann über unkriegerische Dinge spricht.[42] Aber es war schwer, nicht an das Dogma

zu rühren, schwerer, als er gedacht: zum innersten Kern des Dogmas gehört ja gerade die Frage: wer ist der wahre Herrscher der Welt – der Gottmensch oder der Menschengott?

Dennoch ging er an dieses schwere Werk heran: er erklärte, es gäbe nicht zwei Stellvertreter Christi, den Papst und den Kaiser, sondern nur einen einzigen – den Kaiser. Nach Napoleons Katechismus hieß es: „Gott machte den Kaiser zum Statthalter seiner Macht und zu seinem Ebenbild auf Erden."[43] Nur zum Ebenbild? Der Erzbischof von Rouen spielt in gotteslästerlicher Weise mit dem Wort ‚christos' - der Gesalbte - und nennt den Kaiser den ‚Christus der Vorsehung - le christ de la Providence'.[44]

„Ich hoffte, den Papst beherrschen zu können; welch ein Einfluß, welch ein Hebel zur Weltmacht wäre das gewesen!" Dieses ‚Geheimnis' lüftet Napoleon wiederum erst auf St. Helena, als bereits alles zu Ende und das Spiel verloren ist.[45] „Ich hätte die geistige Welt ebenso leicht beherrscht wie die politische."[46] – „Ich hätte den Papst ins Unermeßliche erhöht ... ihn mit solchen Ehren, mit solchem Prunk umgeben, daß er aufgehört hätte, der weltlichen Macht nachzutrauern. Ich hätte ein Götzenbild aus ihm gemacht; er hätte neben mir gelebt; Paris wäre die Hauptstadt der christlichen Welt geworden, und ich hätte die geistliche Welt ebenso regiert wie das weltliche Reich." Das wiederholt er immer von neuem, immer wieder kommt er darauf zurück.[47]

Trotzdem weiß er nicht ganz genau, ob dies leicht oder schwer gewesen wäre. „Die geistliche Macht des Herrschers war der Gegenstand aller meiner Gedanken und aller Wünsche ... Ohne sie kann man nicht regieren ... Aber das war schwer zu verwirklichen; bei jedem Versuch sah ich Gefahren. Ich war mir klar darüber, daß das Volk mich verlassen hätte, wäre ich an dieses Werk so heran-

gegangen, wie es sich gehörte."[48] Der ‚Pfiff des Fischweibes' wäre dazwischengefahren.

Schlimmer als alles ist, daß er nicht recht weiß, was er mit dem Papst anfangen soll. Er kämpft mit eisernem Schwert gegen ein Phantom. Bald hätschelt, bald verletzt er ihn. „Pius VII. ist ein richtiges Lämmchen, ein vollkommen guter Mensch; ich achte und liebe ihn sehr."[49] So heißt es zu Anfang, zum Schluß aber: „Der Papst ist ein rasender Narr, den man einsperren muß."[50] Und er sperrt ihn erst in Savona, dann in Fontainebleau ein.

Der Papst aber wollte kein ‚Götzenbild' werden. Das Lamm erwies sich als Löwe, das weiche Wachs als harter Fels, als derselbe, von dem gesagt ist: „Auf diesem Fels will ich meine Kirche gründen."

„Wir haben alles um des guten Einvernehmens willen getan," schrieb Pius VII. über das Konkordat. „Wir sind bereit, noch mehr zu tun, wenn nur jene Grundlagen unangetastet bleiben, die für uns unverrückbar sind. Hier geht es um unser Gewissen, und man wird nichts von uns erreichen, selbst wenn man uns die Haut abzöge."[51]

Es läßt sich nicht ausdenken, welchen Ausgang dieser Krieg, vielleicht der größte aller Napoleonischen Kriege, genommen hätte, wäre das jähe Ende nicht plötzlich hereingebrochen, wäre die Pyramide der Weltherrschaft nicht zusammengebrochen, nicht verflogen wie ein Traum, aus dem Napoleon plötzlich nackt auf dem nackten Felsen von St. Helena erwachte.

Hat er Den gesehen, mit dem er rang, wie Jakob im Traum? „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Gott hat Napoleon durch den Mund des Heiligen Vaters, Pius VII., gesegnet: „Wir dürfen nicht vergessen, daß die Religion neben Gott hauptsächlich ihm (Napoleon) ihre Wiedererrichtung verdankt ... Das Konkordat ist eine christliche und heroische Rettungstat."[52] Besser, weiser

kann das nicht ausgedrückt werden: „christlich und heroisch", göttlich und menschlich zugleich; dies eben ist der Punkt, wo die zwei Pyramiden sich berühren.

Er hat sie nicht vereinigt, ist unter ihrer Last zusammengebrochen; aber seine Größe besteht eben darin, daß er als einziger in den zwei Jahrtausenden der christlichen Geschichte immerhin den Versuch gemacht hat, diese Last emporzuheben.

Wußte er, wer ihn versuchte? Wenn er es wußte, so nicht in wachem Zustand, sondern nur in prophetischen Träumen.

„Und der Teufel führte ihn auf einen hohen Berg und zeigete ihm alle Reiche der ganzen Welt in einem Augenblick und sprach zu ihm: Diese Macht will ich dir alle geben und ihre Herrlichkeit; denn sie ist mir übergeben, und ich gebe sie, welchem ich will. So du nun willst mich anbeten, so soll es alles dein sein."[53]

Napoleon betete den Teufel nicht an, und die Reiche der Welt gingen von ihm.

Was hat ihn zerschmettert? Er meinte – das Schicksal; aber nicht das Schicksal wurde ihm untreu, sondern er sich selber: er, der Starke, wurde plötzlich schwach vor dem Angesicht des Stärksten, und vielleicht ist der Große in dieser Schwäche am größten.

So starb er auch, ohne zu wissen, wer ihn besiegt hatte, und er konnte nicht einmal sagen wie der Abtrünnige des Altertums: „Du hast gesiegt, Galiläer!" Er neigte nur schweigend das Haupt, als die unsichtbare Hand sich nach ihm ausstreckte, ihm die Kaiserkrone vom Scheitel nahm und die Dornenkrone darauf drückte.

Die Mutter Napoleons, Maria Lätitia Buonaparte, hatte ihn, noch vor seiner Geburt, der Heiligen Jungfrau geweiht, als hätte sie gewußt, daß das Kind Ihres heiligen Schutzes bedürfen werde. Und der Knabe wurde am 15. August, am Tage Mariä Himmelfahrt, geboren.

Ob Napoleon sich wenigstens einmal im Leben dieser Weihe erinnerte? Wohl kaum. Und wäre diese Erinnerung ihm gekommen, so hätte er sich vielleicht gewundert, so wie wir uns wundern: Wie kam dieser Schützling zu dieser Patronin?

Doch es zeigte sich, daß die Weihe nicht vergeblich war, wenn auch nicht in dem Sinne, wie die ‚guten Katholiken' und sogar die Christen im allgemeinen es verstehen könnten, sondern in jenem, wie die vorchristlichen Anbeter der Großen Mutter der Götter - Magna Mater deorum - es aufgefaßt hätten; denn sie herrschte hier, auf der Insel Korsika, wie überhaupt auf allen Inseln und an allen Gestaden des Mittelmeeres, schon lange vor der christlichen Zeit. An dieser Wiege der europäischen Menschheit hatte sie von alters her, vielleicht schon in vorgeschichtlichen Zeiten, ihr Kind mit dem Liede der Wellen in den Schlaf gesungen. Die ägyptische Mutter Isis, die babylonische Istar-Mami, die kanaanäische Astarte, die Virgo Coelestis der Karthager, die Rhea-Kybele Kleinasiens, die griechische Demeter, die Mutter Erde, und Urania, die Himmelsmutter – immer ist sie es, die Heilige Jungfrau, unter zahllosen Namen, in zahllosen Gestalten.

‚Antiquam exquirite Matrem.'
‚Suchet die uralte Mutter.'

Dieses Gebot des Stammvaters Äneas hat Napoleon befolgt wie kein anderer: er hat sie mit seiner Gunst umfangen, sie liebgewonnen, sie ganz in seine Arme schließen wollen – nicht das kleine Korsika, nicht das kleine Frankreich, nicht das kleine Europa, sondern die ganze große Mutter Erde.

Daß die Mutter Erde aber auch die Himmelsmutter ist, das wußte er nicht oder hatte es vergessen. Indes tönte ihr geheimnisvolles Gebetläuten sein ganzes Leben lang über ihm.

„Ich habe das Glockengeläute der Dorfkirchen stets geliebt," sagte er auf St. Helena.[1] „Das Läuten der Glocken machte einen ungewöhnlichen Eindruck auf Napoleon, den ich mir nie habe erklären können," erzählt sein Schulkamerad Bourrienne. „Er lauschte ihm mit Genuß. Wie oft geschah es, daß das Geläute der Dorfkirche unsere Unterhaltung über die wichtigsten Dinge unterbrach, wenn wir beide in Malmaison in der Allee, die zur Ebene von Rueil führte, spazierengingen. Er blieb stehen, damit das Geräusch der Schritte keinen einzigen dieser bezaubernden Klänge übertöne, und er war ärgerlich, weil ich nicht ebenso empfand wie er. Die Wirkung, die diese Klänge auf ihn ausübten, war so stark, daß ich eine tiefe Bewegung in seiner Stimme vernahm, wenn er mir sagte: ‚Das erinnert mich an meine Kinderjahre in der Schule zu Brienne. Ich war glücklich damals!'"[2]

Mehr als alle Klänge der Welt liebte er diese zwei entgegengesetzten – den Donner der Kanonen und die Glocken der Dorfkirche.

Wenn die verzauberten Pilger der christlichen Legenden, in der Wüste umherirrend, ein aus unbekannten Fernen tönendes Gebetläuten hören, gehen sie auf den Klang zu. Napoleon geht ihm nicht nach, er begreift nicht einmal, daß die Glocke ihn ruft; er weiß von sich selbst nicht,

was seine Mutter bereits vor seiner Geburt von ihm wußte.

„Napoleon, der ganz in der Idee lebte, konnte sie doch im Bewußtsein nicht erfassen; er leugnet alles Ideelle durchaus und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er eifrig es zu verwirklichen trachtet," sagt Goethe.

Wie seltsam! Napoleon, einer der klügsten Menschen – und wenn man den Verstand nach der Tiefe mißt, mit der er die Wirklichkeit erfaßt, der allerklügste, zum mindesten in den zwei letzten Jahrtausenden –, Napoleon sieht und kennt seine eigene Idee nicht, erfaßt sie nicht mit dem Bewußtsein, diese Idee, die so riesengroß ist, daß er ‚ganz in ihr lebt'. Kann das überhaupt sein?

‚Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!'

Eine Tagesseele und eine Nachtseele. Die Gedanken der Nachtseele verlöschen in der Tagesseele wie die Sterne im Sonnenlicht. Und die Sonne muß untergehen, damit die Sterne erstrahlen. Napoleons Sonne geht aber niemals unter. „Er befand sich in einem Zustand fortwährender Erleuchtung," sagt wiederum Goethe. Daher sieht er auch seine nächtlichen Gedanken – die Sterne – nicht. Vielleicht aber sind sie es, an die das Glockenläuten ihn gemahnt.

Am 13. Oktober 1809, nach der Schlacht bei Wagram, wurde bei der Parade im Schloßhof von Schönbrunn bei Wien ein achtzehnjähriger Jüngling, fast noch ein Knabe, erfaßt, ‚mit einem sehr weißen und zarten mädchenhaften Gesicht'; es war Friedrich Staps, der Sohn eines evangelischen Pfarrers in Naumburg. Aus der Seitentasche seines Rocks ragte ein großes, ungeschickt in Papier gewickeltes Küchenmesser hervor. Mit diesem hatte er Napoleon ermorden wollen, was er ihm bei dem Verhör unumwunden eingestand.

„Weshalb wollten Sie mich ermorden?"

„Weil Sie meinem Vaterland Böses zufügen . . ."

„Sie sind wahnsinnig, krank. Man rufe Corvisart!"

Corvisart, Napoleons Leibarzt, untersuchte Staps und erklärte, daß er vollkommen gesund sei.

„Ich werde Sie begnadigen, wenn Sie mich um Verzeihung bitten," sagte Napoleon.

„Ich will Ihre Verzeihung nicht, ich bedaure sehr, daß es mir nicht gelungen ist, Sie zu töten," erwiderte Staps.

„Zum Teufel! Das Verbrechen scheint für Sie gar keine Bedeutung zu haben?"

„Sie zu töten, ist kein Verbrechen, sondern eine Pflicht."

„Nun, und wenn ich Sie trotzdem begnadige, werden Sie es mir danken?"

„Nein, ich würde Sie trotzdem ermorden."

„Napoleon war starr," berichtet ein Augenzeuge.

„Das sind die Früchte der Illuminatenlehre, die Deutschland verseucht hat! Dagegen läßt sich nichts tun: man kann Sekten nicht durch Kanonen vernichten," sagte er zu seiner Umgebung, als Staps fortgeführt wurde. „Erfahren Sie, wie er sterben wird, und berichten Sie mir darüber."

Staps starb wie ein Held. Als er zum Richtplatz geführt wurde, rief er: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutschland! Tod dem Tyrannen!" Und sank tot zusammen.

Napoleon konnte ihn lange nicht vergessen. „Dieser Unglückliche will mir nicht aus dem Sinn. Wenn ich an ihn denke, werde ich ganz irre . . . Das geht über meinen Verstand! - Cela me passe!"[3]

Was ging denn eigentlich über seinen Verstand, über seinen nahezu allumfassenden Geist an diesem achtzehnjährigen Knaben ‚mit dem sehr weißen, zarten, mädchenhaften Gesicht', dem Gesicht eines antiken Helden und christlichen Märtyrers? Was machte ihn ‚erstarren'? Am Ende gar die Ähnlichkeit mit dem jungen Bonaparte, dem Jakobiner von 1793, der dasselbe sagte, was Staps auf die

Frage: „Das Verbrechen bedeutet für Sie gar nichts?" hätte antworten können: „Sonderbare Frage! Es gibt keine Pflicht, kein Gesetz, wo es keine Freiheit gibt ... Mit ewigen Lettern hat der Schöpfer in das Herz des Menschen die Menschenrechte geschrieben!"[4] – „Wenn mein eigener Vater Tyrann werden wollte, würde ich ihn mit meinem Dolche durchbohren."[5] Vielleicht hatte auch das ihn erschüttert, aber es war nicht das allein. Er ‚war starr', weil er sich plötzlich seiner Ohnmacht gegenüber einer ihm fremden, unbekannten Macht bewußt wurde. Wie ein Blitz erhellte sie seine eigene Nachtseele, die nächtliche Hemisphäre des Himmels, wo ihm einst über St. Helena das auf der Tageshemisphäre unsichtbare Sternbild des Kreuzes aufgehen sollte.

Goethe, der große Heide, wäre erstaunt gewesen und hätte es nicht geglaubt, wenn man ihm gesagt hätte, jene gewaltige Idee, in der Napoleon ganz lebte, ohne sie doch im Bewußtsein erfassen zu können, sei eine wenigstens zur Hälfte ‚christliche' Idee gewesen. Noch erstaunter und noch ungläubiger wäre Napoleon selbst gewesen. Denn trotz aller Segenssprüche des Papstes – was war ihm schließlich das Christentum?

„Mönchische Demut wirkt ertötend auf jegliche Tugend, jegliche Kraft, jede Macht. Möchte doch ein Gesetzgeber dem Menschen sagen, daß alle seine Taten das Glück hier, auf Erden, zum Ziele haben müßten." – „Die Theologie ist die Kloake allen Aberglaubens und aller Verwirrungen." – „Das Volk braucht an Stelle des Katechismus einen kurzen Leitfaden der Geometrie."[6] Das alles sind Aussprüche des Artillerieleutnants Bonaparte, des Jakobiners von 1793.

Sehen wir nun, was der Oberbefehlshaber der ägyptischen Armee fünf Jahre später sagt oder denkt. „Paris ist eine Messe wert!" Das heißt: „Die Eroberung Asiens

ist das Christentum wert." Bonaparte war in Ägypten bereit, den Islam anzunehmen. „Und die Armee hätte spaßeshalber mit mir zusammen die Religion gewechselt. Denken Sie aber, was daraus entstanden wäre: ich hätte Europa vom andern Ende gepackt; die alte europäische Zivilisation wäre eingekreist worden, und wer hätte es danach gewagt, sich der Mission Frankreichs und der Erneuerung der Welt entgegenzustemmen?"[7] „Wäre ich im Osten geblieben, ich hätte sicherlich, wie Alexander, ein Weltreich gegründet, nachdem ich eine Pilgerfahrt nach Mekka unternommen."[8] – „Ich sah mich auf dem Wege nach Asien, einen Turban auf dem Kopf, einen neuen, von mir verfaßten Koran in der Hand."

„Von Anbeginn der Welt stand es in den Sternen geschrieben, daß ich von Westen kommen würde, um meine Bestimmung zu erfüllen – alle Feinde des Islams zu vernichten und alle Kreuze zu stürzen," sagt er in dem Aufruf an die muselmanischen Scheichs. „So hielt ich sie zum besten!" Auf dieselbe Art machte er sich auch über die Katholiken in Italien lustig: „Ich habe mit den ungläubigen Türken gekämpft; ich bin schon fast ein Kreuzfahrer."[9] „Das war Scharlatanerie, jedoch von allerhöchstem Schwung." Mit diesen Worten scheint er Carlyles „ungeheuerliche Mischung eines Propheten mit einem Scharlatan"[10] geflissentlich zu verspotten.

„Warum kämpfst du mit mir?" fragt er den gefangenen Mustafa-Pascha nach dem Siege bei Abukir. „Du müßtest gegen die Russen kämpfen, gegen diese Ungläubigen, die drei Götter anbeten. Ich aber glaube, ebenso wie dein Prophet, an den einigen Gott." – „Gut, wenn du das im Herzen hast," antwortete ihm Mustafa sehr treffend und sehr bissig. Napoleons ganzes Unglück bestand ja gerade darin, daß er selbst nicht wußte, was er im Herzen hatte.[11]

Wenn er später das Christentum oder vielmehr den

Katholizismus annimmt, so nur äußerlich, als Werkzeug zur Macht.

„Wir beide besitzen natürlich nur wenig Religion, aber das Volk hat sie nötig."[12] – „Könnte eine Staatsordnung ohne Religion bestehen? Die Gesellschaft kann nicht ohne Ungleichheit des Besitzes bestehen, die Ungleichheit nicht ohne Religion. Wenn ein Mensch vor Hunger stirbt neben einem, der übersatt ist, könnte er sich unmöglich damit abfinden, gäbe es nicht eine Macht, die ihm sagt: ‚Das ist Gottes Wille; hier auf Erden muß es Arme und Reiche geben, dort, in der Ewigkeit, wird es anders sein.'"[13]

Ist das Atheismus? Nein. Mit genialem Scharfblick sieht er bereits, was wir nach so vielen furchtbaren Erfahrungen immer noch nicht sehen: „Der furchtbarste Feind ist augenblicklich nicht der Fanatismus, sondern der Atheismus – Ce n'est pas le fanatisme qui est à craindre maintenant, mais l'athéisme."[14] „Ich habe die Religion wieder errichtet; das ist ein Verdienst, dessen Folgen nicht abzusehen sind; denn gäbe es keine Religion, so würden die Menschen einander um der süßesten Birne und um des schönsten Mädchens willen morden."[15]

Doch wenn er das Christentum auch äußerlich annimmt, innerlich kämpft er nicht einmal mit ihm, wenigstens nicht in seinem Tagesbewußtsein, in seiner Tagesseele; er geht einfach an ihm vorüber.

In der Jugend hatte er, an Hand der Enzyklopädie, eine Parallele zwischen Jesus Christus und Apollonius von Tyana aufgestellt und dem Apollonius den Vorzug gegeben. Doch als ihn sein Bruder Lucien während des Konsulats daran erinnerte, rief er lachend: „Genug, vergessen Sie das! Sonst entzweie ich mich mit Rom und muß öffentlich Buße tun, damit mein Konkordat nicht als das Werk Beelzebubs erscheint!"

„Der Papst glaubt wahrhaftig an Christus!" staunt er

aufrichtig. „Hat Christus existiert? Ich glaube doch, daß keiner der Geschichtschreiber, nicht einmal Josephus Flavius, seiner Erwähnung tut."

„Ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß Jesus niemals gelebt hat." Vielleicht zweifelte er übrigens weniger daran, ob Christus gelebt habe, sondern daran, ob es nötig sei, daß er gelebt habe.

Und plötzlich wieder, wie ein Blitz: „Ich verstehe mich auf Menschen, und ich sage Ihnen: Jesus Christus war kein Mensch!"[16] – „Gut, wenn du das im Herzen hast."

In seinem Herzen lebte eine immerwährende Frage, vielleicht auch eine immerwährende Qual: „Wer bin ich? Woher komme ich? Wohin gehe ich? . . . Ich habe den Glauben mit dreizehn Jahren verloren. Vielleicht komme ich noch einmal dazu, blind zu glauben. Gebe es Gott! Ich werde mich nicht dagegen auflehnen, ich wünsche es selbst, denn ich verstehe, daß es ein großes Glück ist . . ."[17] „Mein Verstand läßt mich nicht glauben, aber die Erinnerungen meiner Kindheit und Jugend führen mich zur Ungewißheit zurück."[18] Sind diese Erinnerungen in der Tiefe seines Herzens nicht am Ende das geheimnisvolle Glockengeläute?

„Sei es! Ich glaube an alles, woran die Kirche glaubt . . . Aber es gibt so viele Religionen, daß man nicht weiß, welches die wahre ist . . . Hätte es von Anbeginn der Welt nur eine einzige gegeben, ich würde sie für die richtige halten."[19] Von Anbeginn der Welt – von der Mutter Erde des Altertums her.

‚Antiquam exquirite Matrem.'

Er suchte sie, fand sie aber nicht. Was hinderte ihn daran? Sicher nicht die ‚Laster der Geistlichen', nicht der Katechismus, an dessen Stelle ‚der dem Volke nötigere kurze Leitfaden der Geometrie' treten sollte.

Einst wurde er beim Bohnenpflanzen auf St. Helena auf die wunderbare Konstruktion ihrer Ranken aufmerksam und sprach über die Existenz Gottes des Schöpfers.[20] „Die Gottesidee ist immerhin die allereinfachste: wer hat das alles gemacht?"[21]

Als ihm seine gelehrten Begleiter, die Mitglieder des Instituts, auf der Fahrt von Frankreich nach Ägypten, in einer sternenhellen Nacht auf dem Deck der Fregatte ‚Orient' beweisen wollten, daß es keinen Gott gebe, streckte er plötzlich die Hand aus und wies ihnen die Sterne: „Und wer hat das alles erschaffen?"[22] Das war natürlich aus der Tiefe des Herzens heraus gesagt.

Und hier ein noch tieferes Wort: „Es gibt keine Wunder – alles ist ein Wunder."[23] – „Was ist die Zukunft? Was ist die Vergangenheit? Und was sind wir selbst? Welch ein magischer Nebel umgibt uns und verhüllt unsern Blicken, was wir am nötigsten wissen müßten? Wir werden geboren, wir leben und sterben inmitten des Wunderbaren."[24]

Auf St. Helena saß er einst, bereits krank, in der Badewanne und las das Neue Testament; plötzlich rief er: „Ich bin durchaus kein Atheist! ... Der Mensch braucht das Wunderbare ... Niemand kann sagen, was er in seinen letzten Augenblicken tun wird."[25]

In den letzten Augenblicken verlangte er nach einem katholischen Priester, „um nicht zu sterben wie ein Hund". Und als Doktor Antommarchi über seine an den Beichtvater gerichteten Worte: „Ich will sterben wie ein guter Katholik," lächelte, wies er ihn aus dem Zimmer.[26]

„Ich sterbe in der apostolisch-römischen Religion, in deren Schoß ich geboren bin," heißt es in Napoleons Testament. Ist das wahr oder nicht? Er weiß es selbst nicht. Es unterliegt aber nicht dem geringsten Zweifel, daß seine ganze Nachtseele, jene ungeheure Idee, in der ‚er ganz

lebte', sich um dieses eine bewegt, das nicht der Katholizismus, nicht einmal das Christentum, sondern Christus selbst ist – denn mit wem kämpft er, wenn nicht mit Ihm, wen wollte er besiegen, wenn nicht Ihn, um zum „größten Menschen auf Erden", zum Herrscher der Welt zu werden?

„Stets einsam inmitten der Menschen, kehre ich nach Hause zurück, um, mit mir allein, zu träumen und mich der Melancholie hinzugeben," schreibt der siebzehnjährige Artillerieleutnant Bonaparte in seinem ärmlichen Zimmerchen in der Kaserne von Auxonne, am 3. Mai 1776, in sein Tagebuch. „Wovon werde ich heute träumen? Vom Tode. In der Morgenröte meiner Tage könnte ich doch noch hoffen, lange zu leben und glücklich zu sein. Welch ein Wahnwitz treibt mich dazu, das Ende zu wünschen? Freilich, was soll ich in dieser Welt?... Wie weit die Menschen von der Natur entfernt sind! Wie gemein, wie niedrig und verächtlich sie sind ... Das Leben ist mir zur Last, denn die Menschen, mit denen ich lebe und wohl immer leben werde, gleichen mir so wenig wie das Mondlicht dem Sonnenlicht."[27]

Was hatte dieser kleine Leutnant denn geleistet, um die Menschen so zu verachten? Und was heißt das: alle Menschen sind das ‚Mondlicht', und er allein ist das ‚Sonnenlicht'? Wir wissen es nicht, doch Nietzsche weiß es: „Napoleon war die letzte Inkarnation des Sonnengottes Apollo". Auch Goethe weiß es: „Napoleons Leben war das eines Halbgottes; es war strahlend" – sonnig. Am besten aber wußte es vielleicht jener alte Grenadier, der bei zwanzig Grad Kälte, an der Beresina, neben dem Kaiser herschritt. „Frierst du, mein Freund?" – „Nein, Sire, wenn ich Sie ansehe, ist mir warm!" Er weiß, er fühlt es mit seinem ganzen erstarrenden Körper, daß alle Menschen kalt sind wie das ‚Mondlicht', nur der Kaiser allein ist warm, ist das ‚Sonnenlicht'.

Der 7. September, der Tag von Borodino, der das Schicksal des russischen Feldzugs, vielleicht auch das des ganzen Napoleonischen Imperiums entschied, fiel mit dem Beginn des Herbstäquinoktiums zusammen, da die Sonne sich dem Winter zuneigt. Napoleon war an diesem Tage krank. „Die ersten Tage des Äquinoktiums übten eine schlechte Wirkung auf ihn aus," berichtet Ségur.[28] Er fühlte stets einen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen seinem Körper und der Sonne. „Dein Leib ist das Sonnenlicht; deine Glieder sind die herrlichsten Strahlen. Wahrlich, du bist aus der Sonne hervorgegangen, wie das Kind aus dem Mutterleib!" wurde beim Frühgebet des ägyptischen Herrschers Echnaton, des Sonnensohnes, verkündigt. Und dreieinhalb Jahrtausende später huldigten die Soldaten mit einer flammenden Vigilie einem andern ‚Sonnensohn' – der ‚Sonne von Austerlitz' – dem Kaiser selbst.

Dort, in der Kaserne von Auxonne, schreibt er ein paar Jahre nach jenen Zeilen über die ‚Mond- und Sonnenmenschen' eine seltsame Novelle nieder, die wie ein Fieberwahn anmutet; vielleicht ist sie es in der Tat: er litt damals an einem durch die Sümpfe von Auxonne verursachten Wechselfieber.

Die Novelle handelt von der korsischen Blutrache, der Vendetta, die an einem ganzen Volke, den Franzosen, geübt wird. Er haßte sie damals wegen der Unterjochung Korsikas und liebte seine künftigen schlimmsten Feinde, die Engländer, weil sie den Korsen in ihrem Befreiungskriege beistanden.

Ein Engländer, der Held der Ich-Erzählung, wird auf der Seereise von Livorno nach Spanien auf eine unbewohnte kleine Insel in der Nähe von Korsika verschlagen, einen unzugänglichen Felsen, ewig umbrandet von grimmigen Wogen. Viele haben hier schon Schiffbruch gelitten, so daß die Insel vielleicht aus diesem Grunde ihren unheil-

kündenden Namen ‚Gorgona' erhalten hat. Doch der Engländer, ein schwermütiger Mensch, ist von dem wilden Reiz des Ortes entzückt. „Noch nie hat ein Mensch ein so einsames Asyl bewohnt ... Hier könnte ich, wenn auch nicht glücklich, so doch weise und ruhig sein." Mit solchen Gedanken schläft er nachts in seinem Zelt ein; plötzlich wird er durch den Schein einer Flamme und den Schrei: „Stirb, Unglücklicher!" aufgeschreckt. Das Zelt geht in Flammen auf. Er rettet sich mit knapper Not und erfährt, daß ein junges Mädchen, die Tochter eines Greises, des einzigen Bewohners von Gorgona, ihn hatte verbrennen wollen. Als der Alte erfährt, daß der Fremde ein Engländer ist, nimmt er ihn auf wie einen erwünschten Gast, und erzählt ihm seine Lebensgeschichte.

Er ist Korse; viele Jahre hatte er mit den Unterdrückern von Korsika, den Genuesern, Österreichern, Franzosen gekämpft. Als letztere sich der Insel endgültig bemächtigten, ihm Vater, Mutter, Weib und alle Kinder erschlugen, bis auf eine Tochter, die spurlos verschwand, verließ er Korsika und ließ sich auf der Insel Gorgona nieder, wo er nach manchen Abenteuern seine Tochter wiederfand. Hier lebten sie nun, wie Wilde, in den Ruinen eines alten Klosters, nährten sich von Eicheln und Fischen. „Mein Unglück hat mir das Sonnenlicht verhaßt gemacht. Die Sonne strahlt mir niemals mehr. Ich schöpfe nur in den Nächten frische Luft, um mein Herz nicht durch den Anblick der Berge zu zerfleischen, wo einst meine freien Vorfahren lebten ... Ich habe vor meinem Altar geschworen (er meint offenbar den Altar der Klosterkapelle in den Ruinen, die sie bewohnten), ich habe geschworen, keinen einzigen Franzosen zu verschonen. Wenn ihre Schiffe an den Felsen Gorgonas zerschellen, retten wir die Ertrinkenden, weil sie Menschen, und erschlagen sie, weil sie Franzosen sind.

Im vergangenen Jahr ist ein französisches Postschiff hier nahezu gestrandet. Die furchtbaren Hilferufe der Todgeweihten erregten mein Mitleid ... Ich entfachte ein großes Feuer an der Stelle, wo sie landen konnten, und rettete sie dadurch ... Und wie, glauben Sie wohl, dankten sie es mir?

Als sie erfuhren, daß ich ein Korse bin, packten sie mich und legten mich in Ketten ... So war ich für meine Schwachheit bestraft worden. Die erzürnten Ahnen nahmen Rache an mir für ihre ungerächten Seelen. Doch Gott, der meine Reue sah, rettete mich. Das Schiff wurde sieben Tage lang aufgehalten. Der Wasservorrat ging zu Ende. Sie mußten wissen, wo ein Brunnen zu finden sei, und versprachen mir die Freiheit, nahmen meine Fesseln ab. Diesen Augenblick benutzte ich und stieß einem meiner zwei Begleiter den Dolch in die Brust. Da erblickte ich zum erstenmal die Sonne – wie strahlend sie war! Meine Tochter war gebunden auf dem Schiff geblieben. Ich zog die Kleider des einen von mir getöteten Soldaten an, bewaffnete mich mit zwei Pistolen, die er bei sich gehabt, einem Säbel und meinen Dolchen und begab mich auf das Schiff. Der Kapitän und der Schiffsjunge fielen mir als erste zum Opfer. Dann erschlug ich alle die übrigen ... Wir schleppten die Leichen an den Fuß des Altars und verbrannten sie. Dieser neue Weihrauch schien Gott wohlgefällig zu sein."*[29]

Ein neuer Weihrauch? Nein, ein sehr alter. Nur die urerschaffenen Felsen Gorgonas erinnern sich noch der Zeiten, da dem Moloch, dem Baal, dem Thamus und andern, noch älteren Sonnengöttern – vielleicht aus der vorchristlichen, vorsintflutlichen Zeit – Menschenopfer dargebracht

* Es ist uns nur ein ziemlich unorthographisches, in schlechtem Französisch abgefaßtes Konzept der Novelle erhalten geblieben. Ich habe es etwas vereinfachen und erläutern müssen: sonst wäre die furchtbare Kraft des Gedankens und des Gefühls nicht deutlich geworden.

wurden. Nun hatte dieses blutige Opfer den christlichen Altar geschändet, wo einst nur unblutige Opfer dargebracht worden waren. Der Mensch sah die Sonne nicht, lebte in der Finsternis bis zu dem Augenblick, da er, wie ein Priester des Moloch, das Messer in das Herz eines Menschenopfers stieß: erst da erstrahlte die leuchtende Sonne ihm wieder.

„Wenn ich mir eine Religion wählen müßte, würde ich die Sonne als Gott verehren, denn sie belebt alles. Sie ist der wahre Gott der Erde," sagt Napoleon auf St. Helena. Diese Worte kommen nachlässig, wie zufällig von seinen Lippen, in Wahrheit aber dringen sie aus den tiefsten Tiefen seines Herzens.[30]

Wie blaß und blutlos war die ‚mondkalte' Göttin der Vernunft, der Robespierre und Marat gleichfalls Menschenopfer dargebracht hatten, im Vergleich zu diesem Sonnengott Napoleons! „Ein Mensch, wie ich, pfeift auf das Leben einer Million Menschen." Eine Million Menschenopfer hatte er schon gebracht, wie viele hätte er noch geopfert, wenn er der Herr der Welt geworden wäre?

Es ist mehr als begreiflich: ein Mensch, dem solche Gedanken, gemahnend an rotglühende Metallblöcke, durch die Seele jagen wie Meteore in der Nacht, ist kein Korse und kein Italiener, kein Franzose, überhaupt kein Europäer, ja nicht einmal ein Mensch unseres welthistorischen, vielleicht auch nicht unseres kosmischen Zeitalters, unseres Äons. Als Sprößling anderer, ‚sonniger' Zeitalter meint er in diesem ‚mondkalten' Jahrhundert zu ersticken, wo auch die alternde Sonne blaß ist wie der Mond. Unbewußt lastet er durch seine ungefüge Größe auf den Menschen, wie ein vorsintflutliches Ungeheuer.

„Ein wenig ist die Zivilisation stets sein persönlicher Feind," sagt Talleyrand über Napoleon.[31] Von außen gesehen nur ‚ein wenig', innerlich vielleicht in sehr hohem Maße.

Jede Zivilisation, besonders aber die europäische, bedeutet ‚Konvention', ‚Schicklichkeit', ‚gute Erziehung'. – „Wie schade, daß ein so großer Mann so schlecht erzogen ist!" erwiderte einmal Talleyrand, natürlich hinter seinem Rücken, auf seine ungebührlichen Schimpfreden.[32] „Es fehlt ihm an Erziehung und guten Manieren," sagte Frau Rémusat, Talleyrands Vertraute. „Er versteht ein Zimmer weder mit Anstand zu betreten, noch zu verlassen, weder eine Verbeugung zu machen, noch sich zu setzen oder aufzustehen. Alle seine Bewegungen sind schroff und eckig; ebenso seine Sprechweise . . . Überhaupt ist ihm jede feststehende Regel unerträglich; jede Ungebundenheit freut ihn wie ein Sieg; er wollte sich nie in etwas fügen, nicht einmal in die Grammatik."[33] Nicht einmal in die Kleidung; er versteht nicht sich anzuziehen: der Kammerdiener kleidet ihn an wie ein Kind, und wenn er sich zur Nacht auszieht, so reißt er sich die Kleider ungeduldig vom Leibe und wirft sie zu Boden, wie eine ungewohnte und unnötige Last; der natürliche Zustand seines Körpers ist die keusche Nacktheit des Altertums, die keine falsche Scham kennt.[34]

Zivilisation bedeutet ‚guten Geschmack'. – „Aha, der gute Geschmack, das ist auch eine jener klassischen Redensarten, die ich nicht gelten lasse!"[35] – „Der gute Geschmack ist Ihr persönlicher Feind. Wenn Sie ihn durch Kanonen loswerden könnten, würde er schon lange nicht mehr existieren," sagte ihm Talleyrand.[36] Talleyrand meint, daß Napoleon nicht ‚zivilisiert' sein könne; vielleicht wollte er es aber gar nicht. „Sie, mein Herr, sind nichts als Mist in einem seidenen Strumpf," sagte er zu Talleyrand. Vielleicht war aber die ganze europäische Zivilisation für Napoleon ebensolcher ‚Mist'. „Wenn ich an diesem ganzen Unsinn vorübergehe, packt mich mitunter das Verlangen, alles einfach am Schwanz zu fassen und zum Teufel zu schmeißen!" hätte er mit Raskolnikow sagen können.

„Freier Flug im Weltenraum – das ists, was diese Fittiche brauchen. Hier stirbt er; er muß fort von hier," bemerkt eine Zeitgenossin kurz vor seiner Abreise nach Ägypten. Er sieht auch selbst ein, daß er fliehen muß: „Paris bedrückt mich wie ein bleierner Mantel."[37] Nicht nur Paris, sondern die ganze europäische Zivilisation.

Darum zieht es ihn auch so nach Osten. „In Ägypten fühlte ich mich frei von den Fesseln der beengenden Zivilisation . . . Es war die schönste Zeit meines Lebens, weil es die idealste war. Doch das Schicksal entschied anders . . . Ich mußte in die Wirklichkeit der sozialen Ordnung zurückkehren." In die europäische Zivilisation – den ‚seidenen Strumpf voll Mist'.

Darum liebt er auch den Krieg. „Der Krieg ist der ‚natürliche Zustand'- état naturel -, die Entblößung, Befreiung von dem ‚bleiernen Mantel' der Zivilisation."[38]

Darum liebt er auch die Revolution – er haßt sie, schlägt sie nieder und liebt sie dennoch. „Marat . . . ich liebe ihn, weil er aufrichtig ist. Er sagt immer, was er denkt. Er ist ein Charakter. Er kämpfte allein gegen alle."[39]

Napoleon, der Bändiger und Ordner des revolutionären Chaos, fühlt ein brodelndes Chaos in seinem eigenen Innern, ein größeres vielleicht als die Revolution, und es ist seine größte Heldentat, daß er nicht nur jenes äußere Chaos gebändigt hat, sondern auch dieses, das innere Chaos, ‚das Schrecknis von Gorgona'. Er selbst hätte sich übrigens nicht davor erretten können. Die Mutter Erde rettete ihn, vielleicht auch die Himmlische Mutter.

Was bedeutet also sein Haß gegen die Zivilisation? Wohin will er ihr entfliehen? In den ‚natürlichen Zustand' – so schien es ihm in der Jugend, als er für Rousseau schwärmte. Aber er war viel zu klug und nüchtern für solche Schwärmereien. Jean-Jacques' Torheit fiel bald von

ihm ab. „Rousseau wurde mir besonders zuwider, als ich den Osten kennen lernte: ein Naturmensch ist ein Hund."[40]

Wenn er also nicht in die ‚Natur' fliehen wollte – wohin sonst? In eine andere Zivilisation, oder genauer gesagt, in ein anderes welthistorisches, vielleicht aber auch kosmisches Zeitalter? Aus unserem ‚Mondzeitalter' in das ‚Sonnenzeitalter'? Wie ist dieses ‚Sonnenzeitalter' beschaffen?

‚Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!'

Vielleicht verstehen wir die für uns so tragische Bedeutung dieser zwei Seelen noch immer nicht richtig.

Zwei Seelen sind zweierlei Bewußtsein: ein waches, oberflächliches Tagesbewußtsein, und ein schlafendes, tiefes Nachtbewußtsein. Das erste bewegt sich nach dem Gesetz der Identität in Syllogismen und Induktionen und verleiht, auf die Spitze getrieben, dem ganzen Gebäude der Kultur jenes tote ‚mechanische' Aussehen, das wir alle so gut kennen; das zweite bewegt sich, nach den Gesetzen einer uns unbekannten Logik, in Ahnungen, Hellsicht, Intuitionen und verleiht der Kultur ein lebendiges, organisches oder, wie die Alten gesagt hätten, ‚magisches' Gesicht.

‚Magie', ‚Theurgie' – diese Worte haben ihren wirklichen Sinn für uns schon längst verloren. Um ihn in Erinnerung zu bringen, können wir nur auf eine so schwache und grobe Analogie hinweisen wie den ‚tierischen Instinkt'. Die Ameisen am Flußufer wissen, wo sie ihren Bau anlegen müssen, wenn das Hochwasser ihn nicht überschwemmen soll; die Schwalben wissen, wohin sie zu fliegen haben, um das vorjährige Nest, das tausend Meilen entfernt ist, wiederzufinden. Und dieses Wissen, das ebenso authentisch ist, wie das durch Induktionen und Syllogismen erworbene, erscheint uns ‚wunderbar', ‚ma-

gisch'. Wir könnten auch auf das weniger grobe, aber noch schwächere Analogon der genialen Ahnungen und Intuitionen im wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffen hinweisen, die sich ja auch nicht auf der Leiter der Syllogismen und Induktionen bewegen, sondern in plötzlichem, ‚wunderbarem' Aufschwung, so daß eben dieses ‚Wunderbare' des Genies seine Besonderheit ausmacht, seine Inkommensurabilität mit unserer alltäglichen gewöhnlichen ‚Mechanik'. Doch das alles sind lediglich schwache Hinweise auf eine ungeheure, für uns verschwundene Wirklichkeit, kleine Bruchteile eines uns unbekannten riesengroßen Ganzen.

Wenn wir die Reihe der in die Tiefe der Vorzeit versinkenden großen Kulturen von diesem Gesichtspunkt aus betrachten, so bemerken wir, daß das Mechanische des Tagesbewußtseins im Maße ihrer Entfernung abnimmt und das Organische des Nachtbewußtseins zunimmt – jenes für uns so dunkle Gebiet, das die Alten ‚Magie', ‚Theurgie' nennen. Führen wir die Reihe jedoch bis ans Ende, so stoßen wir auf unsern äußersten Antipoden, unsern uns entgegengesetzten und doch ähnlichen Doppelgänger – entgegengesetzt in bezug auf die Wege, ähnlich in bezug auf das Ziel: die titanische Macht über die Natur, jene vollkommen organische ‚magische' Kultur, die der Mythus des Plato als ‚Atlantis' bezeichnet.

„Es war einst eine Insel jenseits der Herkulessäulen; ein Land, größer als Libyen und Kleinasien zusammengenommen. Diese Insel hieß Atlantis," erzählt in Platos ‚Timäus' ein alter Priester von Saïs dem Athener Solon eine der ältesten ägyptischen Sagen. „Es ereigneten sich gewaltige Erdbeben und Überschwemmungen, und an einem Tage, in einer Nacht versank die Insel Atlantis in der Meerestiefe."

Die Sage vom Untergange der Insel Atlantis konnten die gelehrten Begleiter Bonapartes, die Mitglieder des Instituts, ihm erzählt haben, als er sich 1799 an Bord der Fregatte ‚Muiron' auf der Heimfahrt aus Ägypten nach längerer Lektüre in der Bibel mit ihnen von der wahrscheinlichen Zerstörung der Welt durch eine neue Sintflut oder einen Brand unterhielt.[41] Oder sie konnten ihm schon früher in Ägypten von den ‚Atlantiern' gesprochen haben, die ihre Herrschaft bis an die Grenzen Ägyptens ausgedehnt hatten.[42]

Was mußte Napoleon beim Anhören dieser Sage empfinden? Berührte das Wehen eines verwandten Gedankens seine Seele?

Die erste Weltherrschaft hatten die Atlantier gegründet, er wollte die letzte errichten.

Die Atlantier sind Söhne des Ozeans, er war es auch.

‚Es trug sein Antlitz deine Züge,
Er war ein Werkzeug deiner Macht,
Gleich dir unbändig, ungefüge,
Und tief und finster wie die Nacht.'[43]

Die Atlantier sind Insulaner; er auch: geboren ist er auf der Insel Korsika, gestorben auf der Insel St. Helena; sein erster Sturz führte ihn auf die Insel Elba; und er kämpfte sein ganzes Leben lang mit der Insel England, dem derzeitigen kleinen ‚Atlantis', um das künftige große, das alle meerumspülten Kontinente der Erde umfassen sollte.

Vielleicht ist die innere Ähnlichkeit aber noch größer als diese äußerliche.

Mutter – die Erde, Vater – die Sonne, Sohn – der Mensch, – dies ist die Religion der Atlantier, nach den Fragmenten zu urteilen, die uns die babylonischen und sumerisch-akkadischen Ureltervater unserer Geschichte hinterlassen haben –

‚In den alten Keilschrifttafeln
Weiser Männer aus der Urzeit.‘

„Wenn ich mir eine Religion wählen müßte, würde ich die Sonne anbeten. Sie ist der wahre Gott der Erde.“ Mutter die Erde, Vater die Sonne, Sohn der Mensch, das ist vielleicht jene ‚Religion von Anbeginn der Welt‘, die er suchte.

Die Atlantier sind ‚organisch‘; er auch. In der Gesetzgebung ersetzt er die abstrakten Schemata der ‚Ideologen‘ durch die lebendige geschichtliche Erfahrung; in der Strategie alle mechanischen Theorien durch zweierlei organisches Wissen: Erfassen der lebenden Seele des Soldaten und der lebenden Natur des Geländes, wo die Schlacht stattfindet.

So im Großen, so auch im Kleinen. Er glaubt den Ärzten, den Mechanikern des Körpers, ebensowenig, wie den Ideologen, den Mechanikern des Geistes; er denkt nicht in Syllogismen und kuriert sich nicht mit Arzneien; er denkt hellseherisch, in ‚Intuitionen‘, kuriert sich mit ‚Magie‘, ‚Autosuggestion‘.

Er akzeptiert notgedrungen das Maß des Mechanischen, das in der europäischen Zivilisation gegeben ist; ein höheres Maß ist ihm aber nicht erwünscht. Als er 1803 eine Truppenlandung in England vorbereitete, bot ihm der Amerikaner Fulton seine Erfindung an – das Dampfschiff. Er wies ihn zurück und hatte natürlich unrecht: das Dampfschiff hätte ihm den Sieg über die englische Segelflotte geben können, den Schlüssel zur Weltherrschaft.[44] Aber dieses eine Beispiel zeigt uns seinen Widerwillen gegen alles Mechanische.

Nach der zyklopischen Baukunst der Atlantier zu schließen, von der Plato uns berichtet, war ihre Technik nicht weniger vollkommen, ja vielleicht weit vollkommener als unsere; nach unserer Religion, dem Christentum, zu ur-

teilen, ist unsere Intuition nicht weniger tief als die der Atlantier, ja vielleicht noch viel tiefer.

Wodurch unterscheiden wir uns von ihnen? Durch den Willen, durch das Bewußtsein: wir tun nichts anderes, als unsere Intuition der Mechanik unterwerfen, unser Nachtbewußtsein durch das Tagesbewußtsein verdrängen; umgekehrt die Atlantier: sie verdrängen ihr Tagesbewußtsein durch das Nachtbewußtsein, ordnen die Mechanik der Intuition unter.

Napoleon ist auch in diesem Sinne ein Atlantier, unser Antipode: für uns ist die Mechanik ein Flügel, der uns emporhebt, für ihn eine Last, die er auf den Flügeln der Intuition hinaufträgt.

Die Seele der Atlantis ist die ‚Magie', Napoleons Seele auch. „Wie groß meine materielle Macht auch sein mochte, die geistige war noch größer: sie grenzte an Magie." – „Es war mir Bedürfnis, daß mein Geschick, meine Erfolge etwas Übernatürliches an sich hätten." Nach Waterloo sagt er: „Das Wunderbare in meinem Geschick ist im Abnehmen."[45]

„Er war mit einer Art magnetischen Voraussehens - prévision magnétique - seiner künftigen Geschicke begabt," erzählt Bourrienne.[46] „Ich hatte ein inneres Gefühl für das, was mich erwartete," äußert er sich selbst.[47] Man kann sagen, daß Napoleons ganzes Genie in diesem ‚inneren Gefühl', in der ‚magnetischen', magischen ‚Voraussicht' steckt: sie ist es, die ihm eine so grenzenlose, in der Tat fast ‚zauberhafte' Macht über die Menschen und die Ereignisse verleiht.

„Sire, vous faites toujours des miracles! - Majestät, Sie vollführen stets Wunder!" Diese treuherzigen und tiefen Worte sagt ihm der Gehilfe des Bürgermeisters von Mâcon, ein Zeuge des Wunders von Elba, des Triumphmarsches des Kaisers nach Paris, im Jahre 1815.[48]

„So, nun hat man ihn in die Luft gesprengt!" sagte einer im Jahre 1801 erfreut, als es hieß, eine Höllenmaschine sei unter dem Wagen des Ersten Konsuls explodiert. „Wie? Man hat ihn in die Luft gesprengt?" rief ein alter österreichischer Militär, ein Zeuge der ‚Wunder' des italienischen Feldzuges. „Nein, meine Herren, Sie kennen ihn nicht ... Ich wette, daß er sich im Augenblick wohler befindet als wir alle ... Ich kenne seine Kunststücke seit langer Zeit!"[49] Das heißt – ‚Zauberkunststücke', ‚Magie'.

Die Kraft der ‚Magie' ist die Kraft der Beeinflussung. „Wenn er jemand für sich gewinnen wollte, lag ein unüberwindlicher Zauber in seinen Worten, eine Art magnetischer Kraft," erzählt Ségur.[50]

Einen „weisen Zauberer" nennt ihn der russische Dichter Tiutschew, die ägyptischen Mamelucken aber nannten ihn einen „Hexenmeister"[51].

„Dieser diabolische Mensch hat eine solche Macht über mich, daß ich es selbst nicht begreifen kann," gesteht General Vandamme seinem Freund. „Ich fürchte weder Gott noch Teufel, aber wenn ich in seine Nähe komme, könnte ich zittern wie ein Kind; er könnte mich zwingen, durch ein Nadelöhr zu kriechen, um mich ins Feuer zu stürzen!"

„Überall, wo ich war, gebot ich ... Ich bin dazu geboren," sagt er selbst.[52] Und die Menschen wissen das.

‚Hoch oben, wie ein Gott fürwahr
Schien über allem er zu schweben,
Mit seinen Augen wunderbar
Beherrschte er das untere Leben.'[53]

Mit dem Auge des ‚Hexenmeisters', „das den Kopf durchbohrt" - ses regards qui traversent la tête.[54] Eine furchtbare Kraft der Beeinflussung – ‚Magie' – lag in diesen Augen.

Ja, ein ‚Zauberer' war er, ein ‚großer Magier', der sein

eigenes Leben und das Leben der Menschen nach seinem Willen gestaltete, der Weltgeschichte schuf wie ein unaufhörliches Wunder.

Das alles bedeutet eben: die Seele Napoleons ist die Seele von Atlantis, ist Magie.

Der Mißbrauch der ‚Mechanik' bedroht uns mit dem Untergang; der Mißbrauch der ‚Magie' stürzte die Atlantier ins Verderben. Unser Weg ist ein anderer, das Ziel aber das gleiche wie bei ihnen: die titanische Gewalt über die Natur und als ihr Höhepunkt der Mensch, der zum Gotte wird. Die Atlantier sind nach der Sage bei Plato ‚Göttersöhne'. „Als die Götternatur der Menschen sich aber durch die Vermischung mit der Menschennatur allmählich erschöpfte und die Menschennatur schließlich die Oberhand über die Götternatur gewann, verdarben die Menschen ... Die Weisen sahen, daß sie schlecht geworden waren, die Unklugen aber wähnten, sie hätten den Gipfel der Tugend und des Glückes erreicht, während eine wahnwitzige Gier nach Reichtum und Macht sie verblendete ... Da beschloß Zeus, das verderbte Menschengeschlecht zu bestrafen."[55] Und Atlantis versank in der Meerestiefe.

Der Titanenwahn stürzte die Atlantier ins Verderben; er vernichtete auch Napoleon. Er hatte das Gefühl für das göttliche Maß wie kein anderer; als er aber die Höhe der Macht erreicht hatte, büßte er dieses Gefühl ein oder opferte es der titanischen Maßlosigkeit.

Was ist ‚Atlantis'? Eine Sage oder eine Prophezeiung? War es oder wird es sein? Warum fühlen wir gerade jetzt, mehr denn je, eine für uns unabweisbare Wirklichkeit in diesem ‚Mythus'?

„Der Mensch wird durch den Geist eines göttlichen, titanischen Stolzes groß werden – und der Menschengott erscheint."[56] Von wem ist das gesagt? Von den Atlantiern

oder von uns? Sind wir denn nicht auch eben solche todgeweihte, von wahnwitzigem Hochmut und Machtgier verblendete ‚Göttersöhne', die sich gegen Gott erhoben haben? Und erwartet uns nicht dasselbe Ende?

„Gleich aber, wie es zu der Zeit Noahs war, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohns. Denn gleichwie sie waren in den Tagen vor der Sintflut: sie aßen, sie tranken, sie freieten und ließen sich freien bis an den Tag, da Noah zu der Arche einging. Und sie achteten es nicht, bis die Sintflut kam, und nahm sie alle dahin: also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes."[57]

Atlantis und die Apokalypse – das Ende der ersten Menschheit und das Ende der zweiten. Darum ist Napoleon der Mann aus Atlantis und der ‚apokalyptische Reiter' – beides zugleich.

Und darum ist er in die Welt gesandt worden – den Menschen zu sagen: „Vielleicht ist das Ende nahe."

‚Napoleon, der Mann aus Atlantis' – das trifft nicht ganz genau zu; richtiger müßte es heißen: ein Mann aus Atlantis steckt in ihm.

Daß ein Wesen, das nicht seinesgleichen hat, das, nach dem tiefen Eindruck, den Frau von Staël von ihm empfangen, mehr oder auch weniger ist als ein Mensch, daß ein gottähnliches oder dämonisches Wesen wirklich in Napoleons menschlichem Wesen eingeschlossen ist, – dies zu verstehen fällt uns sehr schwer, die Alten hingegen hätten es ganz leicht verstanden.

„Napoleon ist die letzte Verkörperung des Sonnengottes Apollo" – dies ist für uns, wenn nicht ein leeres Wort, so doch nur ein poetisches Bild oder eine abstrakte Idee; für die Alten jedoch ist der Begriff ‚Alexander, die letzte Verkörperung des Gottes Dionysos' eine lebendige welthistorische, bewegende Macht, die Grundlage einer so gewaltigen Wirklichkeit, wie die hellenistische Weltkultur; genau ebenso ist das Divus Cäsar Imperator die Grundlage der römischen Universalität.

Für unsern philosophischen Idealismus – die pseudochristliche, geistige Unkörperlichkeit – ist Gott für den Menschen transzendent, er kann sich im Menschen nicht verkörpern; für den religiösen Realismus der Alten hingegen ist er verkörpert, immanent. In diesem Sinne ist das sogenannte ‚Heidentum' – die vorchristliche Menschheit – auf seinen Höhepunkten, in den Mysterien des leidenden Gottessohnes, dem Wesen des Christentums näher als wir. Denn worin bestände dieses Wesen, wenn nicht in der Bestätigung der göttlichen Immanenz, der Möglichkeit einer

Menschwerdung Gottes? „Das Wort ist Fleisch geworden".

Die Alten wußten, daß ‚die Götter den Wuchs der Menschen' hatten; besonders gut wußten es die Griechen, die, wie niemand sonst, die Göttlichkeit des menschlichen Körpers empfanden. Die Riesen sind keine Götter, sondern Titanen; ihre über das Maß hinausgehende ungeheure Größe bedeutet Schwäche; die Macht der Götter liegt in ihrem menschlichen Maß.

Das wissen auch die Propheten Israels. „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich sein annimmst? Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott."[1] – „Ich habe wohl gesagt: Ihr seid Götter und allzumal Kinder des Höchsten; aber ihr werdet sterben wie die Menschen."[2] Wer sind nun diese sterblichen Götter, wenn nicht jene göttergleichen Menschen, jene Helden, die von den Alten ‚Söhne der Götter' genannt werden?

Und der Engel der Apokalypse mißt die Mauer des neuen Jerusalems „mit einem güldenen Rohr, nach Menschenmaß, das der Engel hat".[3] Dies eben bedeutet, obwohl die religiöse Erfahrung sich hier natürlich in einer andern Kategorie vollzieht: ‚Die Götter haben Menschenmaß.'

Anscheinend hat dieser oder jener der Zeitgenossen Napoleons diesen göttlichen oder titanischen ‚Einschlag' – ‚den Mann aus Atlantis' – in ihm erblickt, obgleich das Wort selbst natürlich niemandem in den Sinn kam. So mancher hat ihn ebenso deutlich gesehen, wie das eingelegte Elfenbein auf dem Deckel einer Kassette von Ebenholz, hat in ihm von weitem den ‚Übermenschen' gefühlt, wie Hunde den Wolf wittern. Doch für uns ist dieses körperlich Sichtbare in Napoleons Antlitz bereits unwiederbringlich verloren. Selbst die besten Bildnisse geben es nicht wieder.

Es scheint überhaupt, daß seine Bildnisse sich zu seinem lebenden Gesicht so verhalten wie die Asche zur Flamme. Die Flamme läßt sich weder in der Malerei, noch in der Plastik darstellen: ebenso Napoleons Gesicht. Das Wort hätte ihn eher erfassen können, wenn dieser Dionysos seinen Orpheus gefunden hätte.

Hier eines seiner treffendsten Bildnisse, entworfen von einer Frau, die einst fast verliebt in ihn gewesen, dann über dieses Gefühl plötzlich erschrocken und ihm gram geworden war. „Bonaparte ist mittelgroß, nicht ganz ebenmäßig gebaut: sein Oberkörper ist zu lang. Er hat dunkles kastanienbraunes Haar und graublaue Augen; die Gesichtsfarbe war anfänglich, in seiner Jünglingszeit, als er sehr mager war, gelb, später, mit den Jahren, wurde sie mattweiß, ohne jegliche Röte. Seine Gesichtszüge sind wunderschön und erinnern an antike Medaillen. Der Mund ist etwas flach, wird aber sehr angenehm, wenn er lächelt; das Kinn wirkt etwas kurz, der Unterkiefer schwerfällig und viereckig. Hände und Füße sind edel geformt; er ist stolz auf sie. Die Augen sind gewöhnlich matt und verleihen seinem Gesicht, wenn es ruhig ist, einen melancholischen, nachdenklichen Ausdruck; doch wenn er sich ärgert, wird ihr Blick mit einemmal streng und drohend. Das Lächeln steht ihm sehr gut, es macht ihn plötzlich ganz jung und gütig; es ist dann schwer, ihm zu widerstehen, so sehr verschönt und verändert er sich . . .“[4]

Doch auch dieses beste aller Bildnisse ist nur Asche statt Feuer. Das Wichtigste fehlt – jenes Etwas, das den furchtlosen General Vandamme „jedesmal, wenn er auf Napoleon zuging, erzittern ließ, wie ein Kind“, und das ihn zwingen konnte, für den Kaiser „durch ein Nadelöhr zu kriechen, um sich ins Feuer zu stürzen“.

Viel besser hat das ein belgischer Bauer, Napoleons Führer auf dem Felde von Waterloo, mit schlichten Worten

wiedergegeben. Als man ihn fragte, wie ihm der Kaiser erschienen sei, antwortete er ebenso kurz wie seltsam: „Selbst wenn sein Gesicht ein Zifferblatt gewesen wäre, hätte man nicht den Mut gehabt, es anzublicken, um zu sehen, wie spät es sei"- „Son visage aurait été un cadran d'horloge qu'on n'aurait pas osé regarder l'heure".[5]

Doch nun etwas noch Seltsameres.

Die Alten haben viel über die mannweibliche Natur der Götter nachgedacht: sogar bei einem so männlichen Gott wie dem Pythischen Apollo schimmert die Weiblichkeit durch, und bei Dionysos, dem leidenden Gottessohn der Mysterien, erreicht sie ihren Höhepunkt. Um das titanische Ungestüm der ersten Menschen, der Androgynen, zu zähmen, zerhackten die Götter, nach dem Mythus des Plato, jeden von ihnen in zwei Hälften, in einen Mann und ein Weib, „so wie man Eier, die man auf Vorrat in Salz legt, mit einem Haar in zwei Hälften schneidet"[6], und obwohl in dem Mythus nicht die Rede davon ist, kommt einem unwillkürlich der Gedanke, ob der Titanismus der Atlantier nicht mit ihrer androgynischen Natur im Zusammenhang stehe.

„Seine (Napoleons) Körperfülle ist nicht unseres Geschlechts," bemerkt Las Cases, ohne zu ahnen, was für geheimnisvolle Tiefen in Napoleons Wesen er hier berührt.[7] Die Weiblichkeit offenbart sich bei diesem männlichsten aller Menschen mitunter nicht nur im Körperlichen, sondern auch im Seelischen. „Er ist schwächer und empfindsamer, als man glaubt," bemerkt die Kaiserin Josephine, die diese weiblichen Züge sehr gut an ihm kannte.[8] — „Man hat meine Charakterstärke oft gerühmt," sagt er selbst, „doch ich war ein Jammerlappen, besonders meinen Verwandten gegenüber, und sie wußten das sehr gut. War mein erster Zornesausbruch verrauscht, so trug ihre Hartnäckigkeit und Beharrlichkeit immer den Sieg davon, so

daß sie zu guter Letzt mit mir machten, was sie wollten."[9] Er weinte oft und leicht wie eine Frau; befiel ihn eine plötzliche Übelkeit, so mußte man ihn mit Zuckerwasser und fleurs d'orange wieder zu sich bringen, wie eine richtige Marquise aus dem XVIII. Jahrhundert.[10]

„Sehen Sie doch, Doktor," sagte er auf St. Helena zu dem Arzt Antommarchi, als er nach seiner allmorgendlichen Abreibung mit Kölnisch Wasser ganz nackt vor ihm erschien, „sehen Sie doch, was für schöne Arme, was für runde Brüste ich habe, wie weiß und glatt meine Haut ist, ohne das geringste Härchen. Manche Schöne könnte mich um solch eine Brust beneiden!"[11]

Wenn ihm jemand gesagt hätte, daß der größte und furchtbarste seiner Gedanken – wie Alexander der Große zum Eroberer Indiens, zum ‚zweiten Dionysos', dem weiblichsten aller Götter zu werden –, daß dieser Gedanke in ihm auf irgendeine mystische Weise mit der ‚Fülle, die nicht unseres Geschlechtes ist', in Verbindung stehe, hätte er natürlich nichts begriffen und wäre in Gelächter ausgebrochen. Jenem alten Österreicher aber, der alle seine ‚Kunststückchen', seine ganze ‚Magie' genau kannte, wäre es vielleicht nicht lächerlich erschienen, hätte man ihm dergleichen erzählt. „Wie hat dir die neue Kaiserin gefallen?" fragte man einen eben erst aus der Provinz eingetroffenen Lakai, der die Kaiserin Marie Luise in einem vergoldeten, achtfenstrigen Galawagen hatte ausfahren sehen. „Sie ist sehr hübsch, sehr!" antwortete er gerührt. „Und so gut! Sie hat ihre alte Gouvernante in ihrem Wagen mitgenommen!" Wer diese ‚Gouvernante' war, verstand man erst, als er erklärte, sie habe ein volles, sehr blasses Gesicht gehabt und auf dem Kopfe eine himbeerfarbene Sammettoque mit großen weißen Federn – der Paradehut des Kaisers: er selbst war es gewesen.[12]

Man muß sich zu dieser ‚alten Gouvernante' die Augen

des Hexenmeisters hinzudenken, „die den Kopf durchdringen", in einem Gesicht, das „wenn es ein Zifferblatt gewesen wäre, man nicht den Mut gehabt hätte, anzublicken, um zu sehen, wie spät es sei" – um den Schreck des armen Österreichers zu verstehen. „Das ist noch so eines von seinen ‚Kunststückchen': der verfluchte Hexenmeister, der Werwolf, hat sich in ein Weib verwandelt."

Was ist das nun schließlich – etwas Ungeheures oder Ungeheuerliches? Was ist dieses Wesen in Napoleon, das ‚nicht seinesgleichen' hat – ist es göttlich oder dämonisch, böse oder gut?

Nietzsche hätte vielleicht dieselbe Antwort gegeben wie Frau von Staël: nicht gut und nicht böse, sondern jenseits von Gut und Böse. Eine solche Erwiderung ist aber allzu ausweichend: denn auch ‚jenseits' des menschlichen Gut und Böse gibt es noch ein anderes, ein ‚übermenschliches', göttliches. Außer unsern armseligen sittlichen Maßen, unsern hölzernen Meterstäben, gibt es noch ein ‚güldenes Rohr', mit dem der Engel der Apokalypse die Mauer der Stadt Gottes mißt – ‚nach Menschenmaß, das der Engel hat'. Was ist Napoleon, nach diesem Maß gemessen?

Dies zu wissen ist sehr wichtig für uns, denn wenn er – trotz allem unser letzter Held – ein ‚Ungeheuer' war, was sind dann wir? Denn so, wie der Held, der Mensch ist, ist auch die Menschheit.

„Bonaparte hat eine angeborene böse Natur, eine angeborene Neigung für das Böse, sowohl im Großen, als auch im Kleinen." – „Wie es scheint, ist ihm jede großmütige Tapferkeit fremd." – „Dieser Mann war der Mörder jeder Tugend," beurteilt ihn Frau Rémusat, jene Frau, die erst verliebt in ihn war und ihn später haßte.[13]

„Napoleon war keineswegs böse, er besaß im Gegenteil eine natürliche Güte," sagt ein Mann, der selbst sehr gut und ehrlich war und Napoleon aufrichtig liebte – sein

letzter Sekretär Baron Fain.[14] Dies bestätigt auch sein erster Sekretär und Schulkamerad, Bourrienne, ein Mensch ohne Güte und persönlich gegen Napoleon erbittert: „Ich glaube, ihn streng genug zu beurteilen, so daß man mir aufs Wort glauben kann – und so sage ich denn: außerhalb der Politik war er empfindsam, gütig und mitleidig."[15] Auch sein früherer Freund und späterer Feind, der Kaiser Alexander von Rußland, bestätigt das im Jahr 1810: „Man kennt ihn nicht und beurteilt ihn allzu streng, vielleicht sogar ungerecht . . . Als ich ihn näher kennenlernte, sah ich, daß er ein guter Mensch ist."[16]

„Oh, Napoleon, in dir ist nichts Zeitgemäßes, du bist ganz und gar aus dem Plutarch!" rief einst der alte korsische Held Paoli beim Anblick des neunzehnjährigen Bonaparte.[17] „Ganz und gar aus dem Plutarch," das heißt: ganz und gar aus Bronze oder Marmor, ein vollkommener Held, ein Mensch von vollkommener Tugend. Und als der junge Löwe ein paar Jahre später seine Krallen zeigte, rief derselbe Paoli: „Seht ihr diesen kleinen Mann? In ihm stecken zwei Mariusse und ein Sulla!"[18] Das heißt: zwei Räuber und ein Usurpator.

Ja, nach den Worten und nach den stummen Gefühlen der Menschen ist es schwer, über das Gute und das Böse in Napoleon zu urteilen. „Alle liebten und alle haßten mich." Die Strahlen der Liebe und des Hasses kreuzen sich in allzu blendendem Licht auf seinem Antlitz.

Doch hier sein eigenes Geständnis, eine zufällige Beichte, die er seinem bösen Geist und Verführer, Talleyrand, in einer geschäftlichen Unterredung, fast unmittelbar nach der furchtbaren Niederlage bei Leipzig, im Jahre 1814 unter vier Augen ablegte. Es war von dem König Ferdinand VII. von Spanien die Rede, den sie beide nach der französischen Festung Bayonne in eine Falle gelockt und wie ‚echte Räuber auf der Landstraße' beraubt hatten; sie hatten ihn

gezwungen, zugunsten des französischen Kaisers dem Thron zu entsagen, was den langjährigen spanischen Krieg zur Folge hatte, der, hoffnungslos und unabsehbar, zu einer der Ursachen von Napoleons Untergang wurde. Talleyrand, der eigentliche Urheber dieser bösen Tat, riet Napoleon jetzt, da es bereits zu spät war, alles gutzumachen – Ferdinand aus der französischen Gefangenschaft zu befreien und die Truppen aus Spanien zurückzuziehen.

„Sie sind noch zu stark, als daß man diesen Schritt für eine Feigheit halten könnte," schloß er zweideutig.

„Niedertracht*?" entgegnete Napoleon. „Sie müssen wissen, daß ich vor keiner Niedertracht zurückschrecken würde, wenn sie mir von Nutzen sein könnte. Im Grunde genommen gibt es auf der Welt ja weder Edles noch Gemeines; in meinem Charakter ist alles enthalten, was ich brauche, um meine Macht zu befestigen und alle zu täuschen, die mich gut zu kennen meinen. Ich gestehe offen, ich bin niederträchtig, im innersten Kern niederträchtig, - je suis lâche, essentiellement lâche. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich keinerlei Abscheu vor dem empfinden würde, was die Leute eine ‚ehrlose Handlungsweise' nennen. Meine geheimen Neigungen, die schließlich ganz natürliche sind und jener geheuchelten Größe, mit der ich mich schmücken muß, zuwiderlaufen, bieten mir unendliche Möglichkeiten, die Menschen in allem zu täuschen, was sie von mir denken. Und so brauche ich jetzt nur zu wissen, ob das, was Sie mir vorschlagen, meiner augenblicklichen Politik entspricht, und ebenso," fügte er mit einem satanischen Lächeln hinzu, „ob für Sie kein heimlicher Vorteil heraussprингt, wenn Sie mich in diese Sache hineinstoßen."[19]

Um diese seltsame Beichte zu verstehen, muß man zuerst den Beichtvater kennen. Talleyrand ist ein in seiner

* ‚Lâcheté' bedeutet sowohl ‚Feigheit' als ‚Niedertracht'.

Art ebenfalls ungewöhnliches Geschöpf: ein Mann von großem, doch vollkommen leerem, totem Geist, denn jeder lebendige Geist wurzelt im Herzen. Er aber hat an Stelle des Herzens nur ein Häuflein Grabesasche oder jenes Staubes, in den ein fauliger Bovist zerfällt. Er weiß das selbst, er fühlt seine bodenlose, innere Leere, sein Nichtsein, und ein böser, gieriger Neid erfüllt ihn gegen alles Lebende, alles Wirkliche – besonders gegen Napoleon, weil dieser im wahrsten Sinn des Wortes ein Wirklicher und Lebender ist.

Was verbindet die beiden? Das, was Napoleon in Talleyrand als tätiger Realismus, als genialer Mangel an Widerwillen gegen die übelriechendste aller menschlichen Küchen, die Politik, erscheint. Ja, das wohl, aber noch etwas anderes, Tieferes, Transzendentes. Sie scheinen wie Faust und Mephisto miteinander verbunden zu sein, der Mensch und sein jenseitiger ‚Schatten': das Allerunwirklichste hat sich an das Wirklichste gekettet.

Und das Erstaunlichste ist, daß Napoleon, für einen Augenblick wenigstens, Talleyrand zu lieben scheint, oder, was vielleicht noch erstaunlicher ist – ihn bedauert; aus einer transzendenten Höflichkeit oder Vorsicht heraus behandelt er diesen ‚Teufel' wie einen Schutzengel. Wie sollte man eine Szene wie die folgende sonst erklären? Im Jahre 1806, acht Jahre vor jener seltsamen Beichte, begibt sich Napoleon anläßlich des ersten preußischen Feldzugs geradeswegs vom Schloß an die Front. Beim Abschied umarmt er im letzten Augenblick die Kaiserin Josephine und Talleyrand, drückt sie beide gleichzeitig zärtlich und fest an die Brust und weint: „Wie schwer ist es doch, zwei Wesen zu verlassen, die man mehr als alles in der Welt liebt!" Er weint so heftig, daß ihm übel wird, und er, wie gewöhnlich, Zuckerwasser mit fleurs d'orange nehmen muß.[20]

Dieser Augenblick ging natürlich vorüber, und er begriff, mit wem er es zu tun hatte; doch auch da kann er nicht von ihm loskommen, wie Faust von Mephisto, nur mit dem Unterschied, daß die ‚Magie' hier nicht dem Teufel, sondern dem Menschen eigen ist.

„Mein Herr, Sie sind nichts als ‚Mist in einem seidenen Strumpf'!" das ist nur einer jener unzähligen leichten Fußtritte, die er dem allzu zärtlichen Pudel-Mephisto versetzt. Und nun noch ein echter, ja, man kann sagen, blutiger Peitschenhieb ins Gesicht.

Der Auftritt spielte sich im Jahre 1809 im Thronsaal der Tuilerien, im Kreise der ersten Würdenträger ab, als der Kaiser, der von Talleyrands Verschwörung gegen ihn erfahren hat, sich genötigt sah, aus dem noch nicht abgeschlossenen spanischen Feldzug in aller Eile nach Paris zurückzukehren.

Napoleon schreit Talleyrand in ungeheuchelter Wut an, was ihm sehr selten widerfuhr; der aber steht in seiner gewohnten Pose da, den Arm auf einen Vorsprung des Kamins gestützt, um sein hinkendes Bein zu entlasten – er hinkt wie der Teufel –, hört seelenruhig zu und empfängt die Peitschenhiebe ins Gesicht, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Sie sind ein Dieb, ein Schuft, ein Mensch ohne Gewissen, Sie glauben nicht an Gott! Sie haben Ihr Lebtag nichts anderes getan, als Ihre Pflicht verletzen, alle betrügen und verraten. Nichts ist Ihnen heilig, Sie würden Ihren eigenen Vater verkaufen. Ich habe Sie mit Gnadenbeweisen überschüttet, Sie aber sind zu jeder Schandtat gegen mich bereit. Seit zehn Monaten bereits hetzen Sie gegen mich; Sie haben in dem Glauben, daß meine Sache in Spanien schlecht stehe, die Schamlosigkeit, jedem, der Sie anhören will, zu sagen, daß Sie dieses Unternehmen immer verurteilt haben, wo Sie doch der erste waren, der mir diesen

Gedanken eingab und mich hartnäckig in dieses Unternehmen stieß ... Welches sind Ihre Pläne? Was wollen Sie? Worauf hoffen Sie? Wagen Sie doch, mir dies ins Gesicht zu sagen! Sie verdienen, daß ich Sie zerbreche wie dieses Glas, doch ich verachte Sie zu sehr, um meine Hände an Ihnen zu beschmutzen!"

Napoleon beschmutzte seine Hände nicht: Talleyrand blieb heil und ganz und wurde sogar bald darauf „bei Besprechung besonders wichtiger Angelegenheiten in den Rat berufen".[21] Und er hatte das im voraus gewußt, schon damals, als er Napoleons Schimpfreden anhörte, und alle Hiebe nicht an ihm vorbei, sondern durch ihn hindurch gingen, wie durch den Leib eines Gespenstes. Es ist schwer zu sagen, wer in diesem furchtbaren Auftritt schrecklicher, stärker, in seiner Art unsterblicher ist – Napoleon oder Talleyrand, der Wirkliche oder der Unwirkliche.

Und dann: einem solchen Beichtvater eine solche Beichte abzulegen! Kann man das glauben? Man kann es. Talleyrand ist viel zu klug, um plump zu lügen; er weiß viel zu gut, daß eine plumpe Lüge sehr bald aufgedeckt wird. Er aber will, daß sie nie an den Tag komme, daß der große Mann mit dem unauslöschlichen Brandmal der ‚Niedertracht', das er sich selbst auf die Stirn gedrückt hat, in der Nachwelt fortlebe. Talleyrand bedient sich der raffiniertesten, wahrhaft ‚satanischen' Lüge, die beinahe Wahrheit ist, jener Lüge, die nur um Haaresbreite von der vollen Wahrheit abweicht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er Napoleons Worte mit möglichster Genauigkeit wiedergibt; nur daß er ihren Sinn ein ganz klein wenig verschiebt, den Ton – die ‚Musik' – verändert: in diesem Kontrapunkt der Lüge ist Talleyrand ein Genie.

Konnte Napoleon sagen: „Ich bin niederträchtig, im innersten Kern niederträchtig"? Wenn er es auch sagen konnte, so natürlich nicht zu jenem Zweck, wie Talleyrand

dies zu verstehen gibt – nicht, um zynisch mit seiner ‚Niedertracht' zu prahlen, seine Seele vor einem solchen Spiegel zu entblößen. In der Tat, wo wäre in der ganzen Welt ein Schuft, der von sich selbst sagte: „Ich bin gemein"? Welcher Schuft besäße nicht genügend Verstand, um das äußere Dekorum zu wahren und um so anständiger zu erscheinen, je gemeiner er ist?

Oh, natürlich verachtet Napoleon das moralische Urteil Talleyrands und aller ihm Gleichgesinnten, mit ihrer ganzen ‚Zivilisation' – ‚dem Mist im seidenen Strumpf'. „Meine geheimen Neigungen sind letzten Endes natürliche - qui viennent de la nature"... Diese Worte hätte Talleyrand bei all seiner genialen Verlogenheit nicht erfinden können; hier hört man Napoleons Stimme, das Brüllen des ‚vorsintflutlichen Ungeheuers'. Wahrscheinlich sind auch diese Worte authentisch: „Im Grunde genommen gibt es in der Welt weder Edles noch Gemeines." Man müßte nur hinzufügen: „In Ihrer Welt, Herr Talleyrand." Ist dies etwa keine absolute Wahrheit für Talleyrand? Wessen Gesicht spiegelt sich hier wider wie in einem blanken Glase – Napoleons oder Talleyrands eigenes?

Nein, diesmal ist der Mann, der alle andern in genialer Weise zu narren verstand, selbst zum Narren geworden, und er scheint dies sogar vorausgefühlt zu haben. „Dieser teuflische Mensch täuscht uns in allem," klagt er seiner Freundin, Frau Rémusat. „Selbst in seinen Leidenschaften ist er nicht zu fassen, weil er sich auch hierin zu verstellen vermag, obwohl er echte Leidenschaften besitzt."[22] Man sollte meinen, es sei ganz klar, welche Leidenschaften dies sind. Ehrgeiz, Machtgier? Nein, Talleyrand weiß oder ahnt undeutlich, daß der Gegenstand der echten Leidenschaften Napoleons oder, genauer gesagt, seiner einzigen Leidenschaft etwas Tieferes, Ursprünglicheres ist. Was aber? Das weiß er nicht. Auch wir wissen es nicht oder können

es zumindest nicht benennen; wir können es nur andeuten: die Fülle des Seins – nicht das Leben, sondern das, woraus alles Leben entspringt und wohin es wieder zurückkehrt, das Sein in seinen höchsten Ausmaßen; jenes Wirkliche, das Napoleon selbst, nach Nietzsches Worten, zum ‚realsten Wesen' - ens realissimum - macht und das Talleyrand – dem Unwirklichen – unzugänglicher ist als allen andern. Dies ist der Gegenstand der echten, einzigen Leidenschaft Napoleons, und das ist es, was Talleyrands Neid und Haß ihm gegenüber so unstillbar und hilflos macht.

Doch wenn selbst dieser ‚böse Geist', sein ‚Verleumder' im wahrsten Sinne des Wortes, nicht jenes ursprünglich Böse, für das der Mensch den Namen ‚Bösewicht' verdient, in ihm finden kann, wo ist es dann?

„Andere werden durch ihren Sturz erniedrigt, mich aber erhöht er unendlich," sagt Napoleon auf St. Helena. „Jeder Tag reißt mir die Haut des Tyrannen, des Mörders und Bösewichts ab."[23] Wie ist ihm diese Haut gewachsen? Gab es in seinem Leben nicht wenigstens eine einzige vollkommen böse Tat, nicht ein Verbrechen?

Er selbst scheint aufrichtig zu glauben, daß es keines gab. „Meiner Natur liegt jede böse Tat fern; während meiner ganzen Regierungszeit gab es keine einzige Handlung, die ich nicht hätte vor Gericht verantworten können, nicht nur, ohne mich zu schämen, sondern, meine ich, auch noch mit einer gewissen Ehre für mich."[24] „Ich habe in meinem ganzen politischen Leben kein einziges Verbrechen begangen; ich könnte dies angesichts des Todes bestätigen; wäre ich eines Verbrechens fähig gewesen, so befände ich mich jetzt nicht hier (auf St. Helena)." „Wozu würde es mir auch nützen? Ich bin viel zu sehr Fatalist in dieser Hinsicht und verachte die Menschen viel zu sehr."[25]

Und der Fall des Herzogs von Enghien? Hatte er ihn vergessen oder dachte er daran, hielt sich aber für unschuldig?

Diese Begebenheit hatte sich, wie folgt, zugetragen. Anfang 1804 wurden vierzig Verschwörer, zum größten Teil Söldlinge der englischen Regierung, verhaftet, die einen Anschlag auf das Leben des Ersten Konsuls beabsichtigt hatten, darunter George Cadoudal, einst der Führer der ‚Chouans' in der Bretagne und Royalist, und zwei Generäle, Pichegru und Moreau, der berühmte Sieger von Hohenlinden, Bonapartes einstiger Rivale. In den letzten drei Jahren, seit dem Attentat in der Rue Nicaise, war der Erste Konsul dauernd von Mördern umgeben. „Die Luft ist voller Dolche," warnte ihn der frühere Polizeiminister Fouché.[26] Er fühlte es auch selbst. „Bin ich denn ein Hund, den jeder Vorübergehende auf der Straße erschlagen darf?"[27] „Ich besaß das natürliche Recht des Selbstschutzes," sagte er auf St. Helena, „ich wurde in jedem Augenblick von allen Seiten überfallen ... Luftgewehre, Höllenmaschinen, Verschwörungen, alle Arten von Fallen ... Schließlich wurde ich dieser Dinge müde und benutzte die Gelegenheit, um den Terror nach London zurückzuwerfen ... Krieg für Krieg ... Blut für Blut." – „Mein Blut ist doch auch kein Dreck. Mein großer Grundsatz ist der, daß das Böse im Krieg und in der Politik verzeihlich ist, soweit es unumgänglich notwendig ist; alles, was darüber hinausgeht, ist Verbrechen."[28]

Man nahm an – fälschlich, wie es später unanfechtbar bewiesen wurde –, daß der Herzog von Enghien, Louis Bourbon Condé, einer der letzten Sprößlinge des alten Königshauses von Frankreich, an der Verschwörung beteiligt und sogar eine Zeitlang in Paris gewesen wäre. Der Herzog war ein kränklich aussehender Mann von dreißig

Jahren, mit dem stillen und traurigen Gesicht des ‚armen Ritters' in Puschkins Gedicht. In dem kleinen Städtchen Ettenheim, in der Markgrafschaft Baden, nicht weit vom Rhein und der französischen Grenze, führte er ein einsames Leben, beschäftigte sich wenig mit Politik, ging auf die Jagd und gab sich Liebesträumen hin.

„Ich erinnere mich wie heute," erzählte Napoleon auf St. Helena, „wie ich eines Tages, nach dem Mittagessen, bei einer Tasse Kaffee saß; plötzlich kommt jemand herein und berichtet mir von einer neuen Verschwörung des Herzogs von Enghien ... Ich wußte nicht einmal ganz genau, wer er eigentlich war ... Aber alles war vorbereitet gewesen."[29] Talleyrand hatte das besorgt. Er war es auch, der auf der Verhaftung des Herzogs bestand, die, dem Völkerrecht entgegen, auf fremdem Boden vorgenommen wurde.

Am 15. März überschritt eine Abteilung französischer Gendarmen die Grenze, stieß nach Ettenheim vor, umzingelte in aller Stille das Haus des Herzogs, drang mit gezückten Säbeln und mit Pistolen ein, verhaftete den Herzog und brachte ihn unter Bedeckung erst nach Straßburg, dann nach Paris in die Festung Vincennes.

Der Erste Konsul wollte Murat, der damals Gouverneur von Paris war, mit dieser Angelegenheit betrauen. Doch Murat lehnte schroff ab: „Man will meinen Soldatenrock beschmutzen, ich lasse das aber nicht zu."[30] Bonaparte nahm alles auf sich, natürlich aber stand sein ‚Schutzengel' Talleyrand unentwegt hinter ihm. Der Polizeiminister Savary war nur ein blindes Werkzeug dieser beiden.

Ein Feldgericht sollte den Herzog aburteilen. „Es muß alles heute nacht erledigt werden," hieß es in dem Befehl. „Wenn es, woran ich kaum zweifle, zu einem Todesurteil kommt, so muß es unverzüglich vollstreckt und der Schul-

dige in einem der Festungshöfe begraben werden. – Bonaparte."[31]

Beim ersten Verhör stellte sich die völlige Unschuld des Herzogs heraus. „Ich bitte inständig um eine persönliche Unterredung mit dem Ersten Konsul," schrieb er unter den Fragebogen. „Mein Name, mein Rang, meine Gesinnung und meine entsetzliche Lage lassen mich hoffen, daß er mir diese Bitte nicht abschlagen wird."[32]

Die Bitte wurde nicht weitergeleitet: Talleyrand hielt sie zurück.

Am 21. März, um zwei Uhr nachts, wurde der Herzog vor das Gericht gebracht. Das zweite Verhör fügte dem ersten nichts Neues hinzu. Der Angeklagte antwortete mit Würde; er verhehlte nicht – übrigens wußten das auch ohnedies alle –, daß er bereit sei, sich unter die Fahnen der Mächte zu begeben, die gegen die ungesetzliche Regierung Bonapartes kämpften, „weil mein Rang und das Blut der Bourbonen, das in meinen Adern fließt, dies von mir fordern". Den Gedanken an ein Attentat auf das Leben des Ersten Konsuls wies er hingegen entrüstet von sich.

Sobald der Angeklagte abgeführt worden war, sprachen die Richter das Todesurteil über ihn aus; da sie aber nicht recht wußten, nach welchem Gesetzesparagraphen sie ihn zu richten hätten, ließen sie für diese Eintragung eine Stelle in der Zeile frei. Die Unschuld des Herzogs war für sie so offenbar, daß sie beschlossen, zugleich mit seiner Bitte um eine Unterredung dem Ersten Konsul ihr Gesuch um Begnadigung zu überreichen. Sie kamen zu spät.[33]

Um halb drei Uhr nachts – die Sitzung hatte also weniger als eine halbe Stunde gedauert – kamen Gendarmen in die Zelle des Herzogs. Als man ihn die Treppe hinabführte, um ihn in den Laufgraben der Festung zu bringen, fragte er, wohin man ihn führe. Niemand antwortete ihm. Kälte wehte von unten herauf. Er packte

einen seiner Begleiter am Arm und fragte wiederum: „Ins Gefängnis?" Als er jedoch eine Abteilung Soldaten mit Gewehren in der Hand erblickte, verstand er alles. Er schnitt eine Strähne seines Haares ab, zog einen Ring vom Finger und bat, beides seiner Angebeteten, der Prinzessin Rohan-Rochefort, als Andenken zu schicken. Dann fragte er: „Wird man mir denn keinen Geistlichen bewilligen?" – „Er will wohl als Kapuziner sterben?" ertönte eine spöttische Stimme vom Festungswall her – sie schien dem Minister Savary zu gehören. Der Herzog kniete nieder, betete, erhob sich und sagte: „Wie furchtbar ist es, durch die Hand von Franzosen zu sterben!" Man wollte ihm die Augen zubinden, doch er bat, das nicht zu tun. Eine Salve krachte, und er fiel tot zu Boden.[34]

Der Erste Konsul hatte den ganzen vorhergehenden Tag in seinem Arbeitszimmer eingeschlossen gesessen. Josephine drang bei ihm ein, fiel ihm tränenüberströmt zu Füßen und bat um Gnade für den Herzog. Bonaparte stieß sie grob mit dem Fuß zurück und sagte: „Gehen Sie! Sie sind ein Kind und verstehen nichts von Politik!"

Am nächsten Morgen aber, um fünf Uhr, weckte er sie, die neben ihm im Bett lag, und sagte: „Der Herzog von Enghien ist jetzt nicht mehr unter den Lebenden." Sie schrie auf und brach in Tränen aus. „Laß gut sein, schlafe!" sagte er kalt und fügte wieder hinzu: „Du bist ein Kind."[35]

Ist das Gefühllosigkeit? Kaum. Zwei Tage vor der Hinrichtung hatte Chateaubriand den Ersten Konsul bei einem großen Empfang in den Tuilerien gesehen: sein Gesicht war so furchtbar gewesen, daß Chateaubriand, nach Hause zurückgekehrt, zu den Seinigen sagte: „Bonaparte ist entweder krank, oder es ist ihm etwas Ungewöhnliches zugestoßen, von dem wir nichts wissen."[36]

„Was hast du getan, mein Freund, was hast du getan?" klagte Josephine am Tage der Hinrichtung. — „Ja, die

Unseligen haben sich gar zu sehr beeilt," sagte er nachdenklich und fügte dann hinzu: „Es ist nichts zu machen, man muß die Schuld auf sich nehmen: sie auf andere abwälzen, wäre gemein."[37]

Graf Ségur sah ihn drei oder vier Tage später bei der Messe in der Tuilerienkapelle. „Ich betrachtete ihn gespannt... Ich glaubte, das blutige Opfer vor dem Altar zu sehen ... Ich suchte in seinem Antlitz einen Zug von Reue oder wenigstens Bedauern ... doch nichts in diesem Gesicht hatte sich verändert ... es war ruhig ..."

Nach der Messe schritt der Erste Konsul durch die Reihen der Würdenträger und unterhielt sich mit ihnen über die Hinrichtung des Herzogs; offenbar wollte er sich über den Eindruck unterrichten; doch die einzige Antwort, die er erhielt, war plumpe Schmeichelei oder düsteres Schweigen. Da verfinsterte sich sein Gesicht, er verstummte und entfernte sich eilends.[38]

„Wir sind zu den Schrecknissen des Jahres 1793 zurückgekehrt. Dieselbe Hand, die uns herausriß, stößt uns jetzt wieder in sie hinein," sagte Graf Ségur und gab in diesen Worten der damaligen Meinung der Besten Ausdruck. „Ich bin vernichtet. Früher war ich stolz auf den großen Mann, dem ich diente; er war für mich der vollkommene Held, und jetzt..." Er hat nicht den Mut, zu Ende zu sprechen: „Jetzt ist er kein Held mehr, sondern ein Bösewicht."

Bonaparte erhielt alsbald die Belohnung für diesen Mord – dreieinhalb Millionen Stimmen billigten den Vorschlag des Senats, ihn zum Kaiser auszurufen. Er bestieg den Thron über den noch nicht erkalteten Leichnam Enghiens hinweg.

So vollzog sich das Schrecknis von Gorgona – die Darbringung eines Menschenopfers: der Priester stieß das Messer in das Herz des Opfers und „erblickte die Sonne – wie strahlend sie war!"

„Diese Leute wollten die Revolution in meiner Person töten," sagte der Kaiser zu seiner Umgebung. „Ich mußte sie verteidigen. Ich habe gezeigt, wessen sie fähig ist." – „Wenn sich alles beruhigt haben wird, wird man mich nicht mehr verurteilen – man wird verstehen, daß diese Hinrichtung eine große politische Tat war." – „Ich habe sowohl die Jakobiner als auch die Royalisten für immer zum Schweigen gebracht."[39]

„Ach, Sire, wir wollen lieber nicht davon sprechen, sonst fange ich an zu weinen," sagte Frau Rémusat eines Tages zu ihm, als die Rede auf den Herzog kam. – „Ah, Tränen! Das einzige Argument der Frau!" lachte er.[40]

Das furchtbarste ist, daß er in der Tat nicht zu verstehen scheint, wovon die Rede ist. Ein Kind hätte es verstanden, und er, der klügste aller Menschen, versteht es nicht.

„Wie? Man erinnert sich dieser alten Geschichte noch immer? Welch eine Kinderei!" ruft er im Jahre 1807 erstaunt, als er erfährt, daß man in Petersburg noch an den Herzog von Enghien denkt.[41]

Doch auch er selbst erinnert sich seiner sehr gut, und je länger, desto besser. Wieviel Blut hatte er in den Kriegen vergossen und es vergessen, dieses Blutes jedoch erinnert er sich genau!

Man kann nicht sagen, daß er seine bösen Taten niemals bereut oder sie wenigstens nicht eingestanden hätte. „Ich habe diese Sache sehr schlecht angepackt," äußert er sich über den spanischen Thronraub, die Ursache jenes endlosen Krieges, in dem er wie in einem Sumpf versank, ohne je wieder herauskommen zu können. „Das Unmoralische war zu offenbar, die Ungerechtigkeit zu zynisch, und das Ganze hatte ein abscheuliches Aussehen, weil ich einen Mißerfolg erlitten hatte; dank diesem Umstand trat der Anschlag in seiner ganzen abstoßenden Nacktheit zutage... Diese Wunde hat mir das Dasein verleidet."

Und dann bei einem andern Anlaß: „Man kann sich nicht auf das Lager der Cäsaren legen, ohne von ihrem Wahnsinn angesteckt zu werden. Auch ich wurde wahnsinnig."[42]

Er bereut seine bösen Taten, doch diese, seine schlimmste, bereut er nicht; wenigstens kommt es ihm und den andern so vor.

Las Cases wagt auf St. Helena nicht, über den Herzog von Enghien zu sprechen, und errötet, als Napoleon ganz ruhig, „mit einer unabwendbaren und hinreißenden Logik" die Rede auf ihn bringt. – „Als er geendet hatte, war ich betroffen, betäubt . . . Ich bin überzeugt, daß er ihm jetzt verzeihen würde." So nahm es sich in Unterhaltungen unter vier Augen aus; waren aber Zeugen zugegen, so „änderte sich plötzlich alles: Napoleon sagte, daß diese Angelegenheit ihm wohl Bedauern, aber keine Gewissensbisse, nicht einmal den Schatten eines Zweifels - scrupule - hinterlassen habe".[43] Und dennoch ist ein Zwiespalt in seinen Gedanken. „Talleyrand, dieser Schuft, gab mir den Brief des Herzogs erst zwei Tage nach seinem Tode."[44] Wäre es früher geschehen – „hätte ich ihm natürlich verziehen," sagte er einmal; ein andermal aber, als wende er sich an die Nachwelt: „Wenn das alles noch einmal getan werden müßte, so würde ich es wieder tun."[45] Offenbar weiß er selbst nicht recht, was er in solchem Falle getan, ob er ihn hingerichtet oder ihm verziehen hätte.

Drei Tage vor seinem Tode, als die Qualen des Todeskampfes bereits begonnen hatten, verlangte er nach dem versiegelten Paket, das sein Testament enthielt, öffnete es, fügte, heimlich vor allen andern, etwas hinzu, versiegelte es wiederum und gab es ab. Die von ihm hinzugefügten Worte lauten: „Ich befahl, den Herzog von Enghien zu verhaften und vor Gericht zu stellen, weil dies für die Sicherheit, das Wohl und die Ehre des französischen Volkes unbedingt notwendig war, da der Graf von Artois zu jener

Zeit, seinem eigenen Geständnis zufolge, sechzig Mörder in Paris unterhielt. Unter ähnlichen Umständen würde ich wiederum so handeln."[46] Soll das nicht heißen: „Vor dem Angesicht des Todes, vor dem Angesicht Gottes bin ich unschuldig"? Ja, das heißt es; doch es bedeutet noch etwas, etwas ganz anderes.

„Ich glaube, daß er, entgegen seinen Behauptungen, Gewissensbisse verspürt hat: sie verfolgten ihn bis an das Grab. Die quälende Erinnerung bewog ihn, seinem Testament diese Worte hinzuzufügen," sagt der Kanzler Pasquier, der Napoleon gut kannte und in dieser Angelegenheit genau Bescheid wußte.[47] So wird es wohl auch sein: diese Qual marterte ihn sein ganzes Leben lang, in ihr starb er auch – Gewissensbisse ohne Reue.

Am schlichtesten und am besten äußert sich Lord Holland darüber, Napoleons aufrichtiger Freund: „Man muß zugeben, daß er dieses Verbrechens schuldig ist; es läßt sich durch nichts rechtfertigen; es wird ein ewiger Fleck auf seinem Andenken bleiben."[48] Doch wenn man fragte: „Napoleon hat eine böse Tat begangen; war er demnach ein böser Mensch?" – so würde Lord Holland antworten, wie sein ganzes Buch über Napoleon es tut: „Nein, er war ein guter Mensch."

Kann ein guter Mensch ‚Schandtaten' begehen? Möge jeder von uns, ehe er diese Frage beantwortet, darüber nachdenken, ob es in seinem Leben nicht auch einen ‚Enghien' gibt. Vielleicht antworten nicht die schlechtesten, sondern die besten von uns: Ja. Jeder von uns hat seinen Enghien – den Pestfleck, durch den sich in jeder menschlichen Seele das offenbart, was die Christen die ‚Erbsünde' nennen: die kleinen Sünden bilden einen kleinen Fleck, die mittleren einen mittelgroßen, die großen einen großen. Auch der demütige König David hatte ihn: das Blut Urias, des Hethiters. Zwischen David und Na-

poleon ist natürlich ein großer Unterschied: David bereute seine Tat, Napoleon wollte oder konnte nicht bereuen oder wußte selbst nicht, daß er Reue empfand.

„Alle liebten und alle haßten mich." Doch nie hat ihn jemand bemitleidet, und vielleicht war es gerade dies, was er am meisten brauchte, denn, so seltsam es auch klingen mag, er war bei all seiner Größe bemitleidenswert. Um das zu verstehen, denke man nur an das eine: der geringste aller Menschen kann beten, er aber konnte es nicht.

Und dennoch ist er ein ‚guter Mensch'. Das weiß der arme Toby, der alte Gärtner auf St. Helena, ein alter malayischer Sklave. Napoleon hätte ihn gern aus der Sklaverei losgekauft. Doch der Gouverneur der Insel, Hudson Lowe, gestattete es nicht. Napoleon empfand Mitleid mit dem armen Toby, vielleicht weil er etwas Gemeinsames in ihrer beider Schicksal sah: sie waren beide Opfer der europäischen ‚Zivilisation'. Toby war als freier, wilder Mensch geboren, die Europäer aber hatten ihn ‚aufgeklärt', betrogen, aus der Heimat fortgeschafft und als Sklaven verkauft. Auch Toby gewann Napoleon lieb: er nannte ihn nie anders als den „guten Herrn" - good gentleman - oder noch besser: „den guten Menschen" - good man.[49]

Das wußten auch die Pestkranken in Jaffa. Am 11. März 1799, während des syrischen Feldzugs, besuchte der junge General Bonaparte, um die verängstigten Ärzte zu beschämen und die Soldaten zu beruhigen, indem er ihnen bewies, daß die Pest nicht so furchtbar sei, wie sie dachten, das Lazarett der Pestkranken, ging lange zwischen ihnen herum, tröstete sie, nahm sie bei der Hand und half einen Kranken in ein anderes Bett tragen.*

Das wissen auch jene Verwundeten, denen der General

* Entgegen dem Zweifel Bourriennes I, 372, bestätigen dieses nicht nur die Ärzte Larrey und Desgenettes, sondern auch Napoleon selbst in seinem Gespräch mit O'Meara III, 210.

Bonaparte beim Rückzug von Acre, in der schrecklichen Syrischen Wüste, wo die Leute im Sonnenbrand sterben, alle Pferde, Maulesel und Kamele überläßt, auch sein eigenes Pferd. Als sein Reitknecht, der diesem Befehl nicht glauben will, ihn fragt, welches Pferd er für ihn satteln solle, schlägt Bonaparte ihn mit der Peitsche ins Gesicht und schreit: „Alle gehen zu Fuß, alle, zum Teufel, und ich als erster!"

Das wissen auch jene französischen Bauern, die ihm auf seinem letzten Wege von Niort nach Rochefort – nach St. Helena – nachlaufen und mit tränenerstickter Stimme rufen: „Es lebe der Kaiser! Bleiben Sie, bleiben Sie bei uns!"[50] Es war zur Zeit der Heuernte, und die hohen Heuschober erinnerten die Leute an die Entwässerungsarbeiten, die auf Napoleons Befehl im Jahre 1807 ausgeführt worden waren und diese ganze sumpfige, einstmals unfruchtbare und fieberverseuchte Gegend in blühende Wiesen verwandelt hatten. „Sehen Sie, wie dankbar das Volk mir ist für das Gute, das ich ihm getan habe!" bemerkt er zu seinen Begleitern.[51] Ja, alles wird vergehen, vergessen werden, dies aber wird bleiben – der trockengelegte Sumpf, ‚das geordnete Chaos'.

Das wissen auch jene Tausende von Menschen, die mit dem begeisterten Ruf: „Es lebe der Kaiser!" auf den Schlachtfeldern für ihn sterben. Sie wissen oder fühlen, daß er das Gute will, denn sein Hauptwille gilt der universalen Einigung der Menschen, dem in Wahrheit größten aller Güter.

Hier fallen einem wiederum, wie schon so oft, Goethes weise Worte ein: „Napoleon lebte ganz in der Idee, konnte sie jedoch im Bewußtsein nicht erfassen. Er leugnet alles Ideale durchaus und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er eifrig es zu verwirklichen trachtet." Das eben

bedeutet: seine Gedanken und Worte können böse sein, doch der Wille ist gut. Er ist besser, als er selbst über sich spricht und denkt: das Böse ist nur äußerlich, im Innern das Gute.

Deshalb darf man diesem unbeweglichen, unerbittlichen, wie aus Bronze gegossenen oder aus Marmor gemeißelten Gesicht auch nicht allzu sehr glauben. „Ich könnte vom Tode meiner Frau, meines Sohnes, aller mir Nahestehenden erfahren, ohne mit der Wimper zu zucken; mein Gesicht würde gleichgültig und gefühllos aussehen; doch wenn ich allein bleibe, bin ich wieder Mensch und leide."[52] Verschämte Leiden, verschämte Güte – sie sind fast immer miteinander verbunden – sind ihm in höchstem Maße eigen. „In mir wohnen zwei Menschen: der eine ist nur Kopf, der andere nur Herz."[53] „Glauben Sie nicht, daß mein Herz weniger gefühlvoll ist als das anderer Menschen; ich bin sogar gut, doch ich habe diese Seite der Seele von meiner frühesten Kindheit an in mir unterdrückt, und jetzt ist sie in mir erstickt."[54] Vielleicht hat nicht er selbst sie unterdrückt, sondern das Leben: bei der Schwerarbeit des Lebens hat seine Seele Schwielen bekommen wie Arbeitshände, und sie ist hart geworden, aber nicht erstickt.

„Nach jeder Schlacht galt seine erste Sorge den Verwundeten," berichtet Baron Fain. „Er schritt selbst das Schlachtfeld ab und befahl, die eigenen Leute und die Feinde mit der gleichen Sorgfalt zu bergen; er überwachte selbst, daß allen Verbände angelegt würden, die noch keine hatten, und daß alle, bis zum letzten Mann, in fliegende Feldlazarette oder in die nächstliegenden Hospitäler gebracht würden." – „Manche empfahl er der besonderen Pflege seines Leibchirurgen, erkundigte sich dann voller Besorgnis nach den geringsten Kleinigkeiten im Verlauf der Behandlung, nach der Art der Verwundung,

nach der Hoffnung auf Genesung, nach der Gefahr – er wollte alles wissen. Dank diesen Erkundigungen tat er in aller Stille viel Gutes, Gott allein weiß wieviel." – „Sein Geldbeutel, den er im Felde bei sich trug, schien ein Loch zu haben, so freigebig spendete er seine Gaben."[55]

Auf dem Schlachtfeld von Borodino streifte Napoleons Pferd einen Verwundeten mit dem Huf; der Mann bewegte sich und stöhnte. Der Kaiser schrie seine Stabsoffiziere zornig an und beschimpfte sie mit den niedrigsten Worten, weil sie sich nicht um die Verwundeten kümmerten. „Es ist ja ein Russe, Majestät," bemerkte einer von ihnen, um ihn zu beruhigen. – „Was macht das aus?" rief er noch zorniger, „Sie wissen wohl nicht, mein Herr, daß es nach dem Sieg keine Feinde gibt – alle sind Menschen!"[56]

Bei der Besichtigung des Schlachtfeldes von Ligny, zwei Tage vor Waterloo, erblickte er einen schwerverwundeten preußischen Offizier und rief einen belgischen Bauern herbei. – „Glaubst du an die Hölle?" – „Ja." – „Kümmere dich um diesen Verwundeten, wenn du nicht in die Hölle kommen willst; ich übergebe ihn deiner Obhut. Andernfalls wirst du in der Hölle brennen. Gott will, daß wir barmherzig seien."[57] Das ist kein Gebet, es ist aber vielleicht viele Gebete wert.

Auf St. Helena erinnerte er sich einst, wie er vor zwanzig Jahren, im ersten italienischen Feldzug, nach einer großen Schlacht – welche es gewesen war, hatte er bereits vergessen – mit einigen Begleitern in einer stillen Mondnacht das Schlachtfeld abgeschritten hatte, auf dem die Toten noch nicht geborgen waren. Plötzlich gewahrte er einen Hund, der neben der Leiche seines Herrn stand und heulte. Als sie herankamen, stürzte das Tier auf sie zu; dann rannte es wieder zu dem Leichnam und leckte das Gesicht seines toten Herrn; und wieder lief der Hund zu ihnen zurück und wiederholte das viele Male, wobei er unausgesetzt

winselte, „als riefe er um Hilfe oder fordere Rache". – „Nichts hatte je auf einem Schlachtfeld einen solchen Eindruck auf mich gemacht ... Dieser Mensch, dachte ich, ist von allen verlassen, außer von seinem Hunde. Welch eine Lehre gibt die Natur den Menschen in Gestalt dieses Tieres. In der Tat, was ist der Mensch und welches Geheimnis bergen seine Gefühle? Ich, der in so vielen Schlachten befehligt und den Untergang so vieler Menschen ruhig mit angesehen hatte, war erschüttert durch das klägliche Winseln eines Hundes."[58]

Er wehklagt selbst wie ein Hund, wie Achilles über Patroklus, als dem Tapfersten der Tapfern, Marschall Lannes, bei Eßling beide Beine durch ein Geschoß zerschmettert werden. Und nachts, als er allein im Kaiserzelt sitzt und man ihm das Abendessen bringt, ißt er mit Überwindung und weint, und die Tränen tropfen ihm in die Suppe.[59]

„Ein furchtbarer Anblick!" wiederholt er immer wieder beim Abschreiten des Schlachtfeldes von Eylau. „Das hier müßte den Herrschern die Liebe zum Frieden und den Abscheu vor dem Kriege einflößen."[60] Lügt er, sind diese Worte nur für die Nachwelt bestimmt? Das ist leicht zu entscheiden – und leicht ists, sich dabei zu irren.

Doch hier keine Worte mehr, sondern eine Tat. Vor der zweiten Abdankung 1815 wußte er, daß er nur ein Wort zu sagen, nur ein Zeichen zu geben brauchte, um einen Bürgerkrieg zu entfachen, durch den, wenn nicht Frankreich, so doch er persönlich hätte gerettet werden können. Er wollte es aber nicht. „Das Leben eines Menschen ist einen solchen Preis nicht wert," sagte er und unterschrieb die Abdankung.[61]

Wenn man diesen Ausspruch in die eine Wagschale legt und in die andere jene furchtbaren Worte: „Ich pfeife auf

das Leben einer Million Menschen" – welche Wagschale wird das Übergewicht haben?

Er liebte es überhaupt, furchtbare Worte zu sprechen – die auf sein eigenes Haupt zurückfielen: voller Gier hören ihm die zwei Spinnen Talleyrand und Metternich zu, wie dem Summen einer Fliege, die in ihr Netz geraten ist; auch der kluge Taine hört ihm zu, und der gütige Tolstoj, und vierzigtausend Richter: „Er ist so klein wie wir, so gemein wie wir!"

„Mag er in Wirklichkeit gesagt haben: ‚Wenn mein großer politischer Wagen dahinsaust, muß er freie Bahn haben, und wehe dem, der unter seine Räder gerät!' – das sind nur Theaterphrasen," bemerkt Baron Fain, „ich höre den großen Schauspieler, doch ich erkenne Napoleon besser, wenn er sagt: ‚Lassen Sie die Nacht über die gestrige Beleidigung hingehen.' – Oder: ‚Man kann nicht sagen, daß die Menschen im innersten Kern unedel wären.' Und das wurde doch auf St. Helena gesagt."[62]

„Er schrie, doch er schlug nicht," berichtet de Pradt. „Ich habe selbst gehört, wie er einst, nach einem starken Wutausbruch gegen einen seiner Getreuen, sagte: ‚Der Unglückliche! Er zwingt mich, Dinge zu sagen, die ich gar nicht denke, und die zu sagen mir nie eingefallen wäre.' Hatte er jemand weggeschickt, so rief er ihn nach einer Viertelstunde zurück und wandte sich denen, die er beleidigt hatte, wieder zu; das weiß ich aus Erfahrung."[63]

„Ich ärgere mich nur bis zu dieser Stelle," sagte Napoleon zu de Pradt und fuhr mit der Handfläche über den Hals.[64] „Sie müssen wissen, daß der Mensch, der wahrhafte Mensch, keines Hasses fähig ist," sagte er zu Las Cases. „Sein Zorn und sein Unwillen gehen nicht über die erste Minute hinaus ... es ist nur ein elektrischer Funken... Ein Mensch, der für Staatsgeschäfte, für die Macht geschaffen ist, sieht nicht auf die Person; er sieht nur die

Dinge, ihr Gewicht und die Folgen." – „Ich glaube, er hätte der Verbündete seiner schlimmsten Feinde werden und mit einem Menschen leben können, der ihm das größte Übel zugefügt hat," berichtet Las Cases voller Verwunderung.

Napoleon selbst glaubt, daß er den Menschen nur aus Verachtung so leicht verzeiht. Vielleicht ist es aber nicht nur das.

„Sie kennen die Menschen nicht," sagt er zu seinen Schicksalsgenossen auf St. Helena, als sie ihren Unwillen über seine unzähligen Verräter äußern. „Es ist schwer, die Menschen zu kennen und zu beurteilen. Kennen sie sich denn selbst? Und dann – ich wurde eher verlassen als verraten; es war mehr Schwäche um mich als Verrat. Es ist die Verleugnung des Petrus; Reue und Tränen können ihr sehr nahe sein." Und er schließt mit seinem vielleicht gütigsten und weisesten Ausspruch: „Die Mehrzahl der Menschen ist nicht schlecht."[65]

Unsere ‚christliche' Zivilisation besitzt kein Wort für das, was die Alten ‚virtus' nannten. Es ist nicht unsere ‚Tugend', sondern eher Heldenmut, Tapferkeit und gleichzeitig Güte, als höchste Stärke und Festigkeit des Geistes. Eine solche Güte besitzt Napoleon. Auf diesem ‚heiligen Stein' – Pietra Santa, wie eine seiner korsischen Urgroßmütter hieß – ist sein ganzes Wesen gegründet.

Dankbarkeit – die unauslöschliche Erinnerung an das empfangene Gute, die unerschütterliche Treue, die man dem Guten bewahrt – ist eine vorzugsweise männliche Tugend: deshalb ist sie in Napoleon so stark entwickelt.

„Ich verachte die Undankbarkeit als das abscheulichste Laster des Herzens," sagte er aus tiefster Seele. Dankbarkeit ist heimliche Güte, sie ist wie die Wärme tiefer Gewässer. Deshalb verbirgt er sie so keusch: „Ich bin nicht

gut. Nein, ich bin nicht gut, ich bin es nie gewesen, aber ich bin treu.“[66]

Napoleons Testament ist eines der schönsten Denkmäler dieser menschlichen ‚Treue‘.

Er denkt an alle, die ihm im Leben Gutes erwiesen haben; er, der Sterbende, läßt die längst Verstorbenen in seinem Gedächtnis auferstehen, dankt ihnen in ihren Kindern und Enkeln und fürchtet immerfort, jemanden zu vergessen. Zehn Tage vor seinem Tode, als ihn die furchtbaren Qualen der Auflösung schon umfangen halten, schreibt er eigenhändig einen vierten Zusatz zu seinem Testament, „weil wir in den früheren Paragraphen nicht alle Verpflichtungen erfüllt haben“. Es folgen dreißig neue Paragraphen. „Dem Sohn oder Enkel des Generals Dugommier, des früheren Oberfehlshabers der Armee von Toulon, vermache ich hunderttausend Franken, im Gedenken an die Achtung, Anhänglichkeit und Freundschaft, die dieser heldenmütige und furchtlose General uns erwiesen hat. – Hunderttausend Franken dem Sohn oder Enkel Gasparins, Mitglied des Konvents, dafür, daß er unsern Plan für die Belagerung von Toulon gebilligt hat. – Hunderttausend Franken der Witwe, dem Sohn oder Enkel unseres Adjutanten Muiron, der vor Arcole an unserer Seite fiel, da er uns mit seinem Leibe deckte.“

Und in einem der ersten Paragraphen vermacht er dem ersten Feldchirurgen Larrey hunderttausend Franken, weil er „der tugendhafteste Mann ist, den ich je gekannt habe“.[67] Der Gute kennt den Guten.

Daß er seiner alten Amme, Camilla Ilari, der Frau eines armen korsischen Bootführers, zeit seines Lebens Wohltaten erweist, nimmt nicht weiter wunder; verwunderlicher ist, daß er der Amme des Königs Ludwig XVI. und zwei alten Frauen, den Schwestern Robespierres, aus seiner eigenen Schatulle in aller Stille eine Pension auszahlt.[68] So

schlicht und wunderbar hat er in seinem Herzen den Henker mit dem Opfer versöhnt.

Das menschliche Herz wird in kleinen Dingen häufiger überrumpelt und besser erkannt als in großen; man sieht einen Helden durch eine Triumphpforte oft schlechter, als durch ein Schlüsselloch.

„Ich kann von ihm nur als von einem halb Angekleideten sprechen, und in diesem Zustand war er fast immer gut," erzählt Napoleons Kammerdiener Constant in seinen Erinnerungen.[69]

Während eines der rheinischen Feldzüge war Constant nach mehreren schlaflosen Nächten im Lehnsessel des Kaisers fest eingeschlafen; er hatte die Arme auf den Schreibtisch gelegt, der mit Papieren und Kriegskarten bedeckt war, sein Kopf war auf die Arme gesunken. Plötzlich kam Napoleon mit dem Marschall Berthier und dem Mamelucken Rustan herein. Die beiden wollten den Schlafenden wecken, der Kaiser gestattete es aber nicht; da kein zweiter Stuhl im Zimmer war, ließ er sich auf den Rand seines Feldbettes nieder und setzte das Gespräch mit Berthier über die morgigen Dispositionen fort. Da wurde eine Karte benötigt. Napoleon ging zum Tisch und versuchte, die Karte behutsam unter Constants Ellbogen hervorzuziehen, um ihn nicht zu wecken. Constant erwachte aber doch, sprang auf und stammelte Entschuldigungen.

„Herr Constant, ich bedaure sehr, Sie geweckt zu haben. Verzeihen Sie mir," sagte Napoleon mit freundlichem Lächeln.[70]

Viele seiner soldatischen Grobheiten – wie Josephines rosafarbenes Kleid, das er absichtlich mit Tinte begoß, weil es ihm nicht gefiel, und sogar jener berühmte, wenn auch nicht ganz authentische Stoß mit dem Knie in den Bauch des Philosophen Volney, wegen einer dummen

Gotteslästerung – das alles kann man Napoleon um dieser königlichen Höflichkeit willen verzeihen.

Ein Page aus dem Gefolge, ein ganz junger Knabe, ritt bei strömendem Regen neben der Wagentür der kaiserlichen Karosse. Beim Verlassen des Wagens bemerkte Napoleon, daß der Junge bis auf die Knochen naß war; er befahl ihm, über Nacht dazubleiben, und fragte ihn dann viele Male, ob er sich nicht erkältet habe. Der Page schrieb es seiner Mutter, und diese erfuhr, als sie den Brief las, vielleicht manches über Napoleon, was seine vierzigtausend Richter nicht wissen.[71]

Der Arzt O'Meara wurde auf St. Helena von einem Unwohlsein befallen und fiel bewußtlos zu Napoleons Füßen nieder; als er zu sich kam, sah er, daß der Kaiser, der neben ihm kniete, sich über ihn beugte, ihm ins Gesicht blickte und seine Schläfen mit Kölnisch Wasser befeuchtete. „Ich werde jene ärztliche Besorgnis, die ich in seinen Augen erblickte, niemals vergessen," berichtet O'Meara.[72]

Das Beste in dem Menschen ist das Schlichteste, das Kindliche. „Böse Menschen empfinden selten Liebe zu Kindern, Napoleon aber liebte sie," berichtet Bourrienne.[73]

Der Erste Konsul spielt, auf dem Fußboden sitzend, mit seinem Neffen, dem kleinen Napoleon, und wird selbst zum Kind; in diesem Augenblick zeigt sein Gesicht seinen wahren Ausdruck. Als er eine Minute darauf den englischen Gesandten, Lord Witworth, empfängt, ihn anschreit, mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen droht – da legt er eine furchtbare Maske vor.[74]

„Ich habe diese zwei Tage bei dem Marschall Bessières verbracht; wir spielten zusammen wie fünfzehnjährige Knaben," schreibt er 1806, zwischen Austerlitz und Jena.

Die vierzehnjährige Betsy Balcombe, Tochter des Besitzers der Villa ‚The Briars' auf St. Helena, wo Napoleon

die ersten Monate seiner Gefangenschaft verbrachte, hatte von Kindheit an von ihm als von einem menschenfressenden Ungeheuer gehört, das besonders lüstern nach kleinen Mädchen sei; sie hatte furchtbare Angst, ihm zu begegnen; nach der ersten Begegnung gewöhnte sie sich aber so rasch an ihn, daß sie nach ein paar Tagen mit ihm spielte und scherzte, wie mit einem Altersgenossen. Und nach langen Jahren, als alte Frau, sah sie ihn in ihrer Erinnerung nur als kleinen Knaben, den Kameraden ihrer Kinderspiele.[75]

General Gourgaud, einer seiner freiwilligen Mitgefangenen auf St. Helena, trug sich mit der Absicht, den Kaiser zu verlassen, schämte sich aber, es ihm zu sagen. Eines Tages ging Napoleon mit ihm im Garten spazieren; der Kaiser erblickte eine Stecknadel auf dem Wege, hob sie auf und reichte sie Gourgaud mit einem kindlichen Lächeln: „Hier, Gorgo, Gorgotto, eine kleine Stecknadel – ich schenke sie Ihnen!“[76] Einen spitzen Gegenstand schenken, bedeutet Streit. Gerade das will Gourgaud. „Tue schnell, was du tun willst,“ scheint Napoleon ihm damit sagen zu wollen. Trauer, Vorwurf, Zärtlichkeit, Spott, Verzeihung – hier ist alles beisammen, und alles ist kindlich. Doch Gourgaud verstand nichts von alledem, so wie auch der hoffnungslos-erwachsene Taine und der hoffnungslos nach der Kindheit trauernde Tolstoj nichts von Napoleons Kindlichkeit verstehen.

„So ihr nicht werdet wie die Kinder . . .“ Das bedeutet: das Kindliche ist von Gott. Darum eben ist im Helden, im Menschen Gott und Kind vereint.

Solcher Art ist das Gute und das Böse in Napoleon. Wie ist er nun selbst – gut oder böse? Wollte man sagen: er ist vollkommen gut, ‚ein Heiliger‘, so wäre das eine ebenso grobe Unwahrheit, wie zu sagen: er ist ein ‚Bösewicht‘.

Das Gute und das Böse kämpfen in ihm. Doch auch in diesem Kampf, wie in vielem andern, ist er ein Wesen nicht von unserer Art, das Geschöpf einer andern Schöpfung – ‚der Mann aus Atlantis'. Sein Herz ist ein Kelch, der eine Mischung enthält: ein Tropfen Opferblut, das dem Blut von Golgatha noch nicht ganz gleichkommt, ist in eine Ambrosia, die noch nicht ganz die olympische ist, gefallen, und es entstand eine brodelnde Mischung, eine wilde Gärung – das, was wir das ‚Napoleonische Genie' nennen. Um ihn aber schlechtweg als ‚Bösewicht' zu bezeichnen, müssen wir sein, die wir sind – Kinder des gottlosesten aller Jahrhunderte.

Einen Helden, den Menschen beschimpfen, heißt die ganze Menschheit beschimpfen. Seit hundert Jahren schon beschimpfen wir Napoleon. Ist es nicht endlich an der Zeit, zu sagen: Der verleumdetste von allen Helden ist er!

Sein totes Antlitz ist eines der schönsten menschlichen Gesichter.*[77] Es ist klar und rein, wie der Himmel. Dieses Gesicht zeigt uns, daß er, wenn nicht im Leben, so doch im Tode, das Böse durch das Gute besiegt hat; er hat „das Menschenmaß, das der Engel hat", erfüllt. Ein schlafender Halbgott und ein Engel zugleich; ein Cherub der Kraft und des Lichts, vom Himmel auf die Erde gefallen. Wir aber haben ihn nicht erkannt, und sehet, was wir mit ihm gemacht haben!

* Vgl. die Skizze des englischen Kapitäns Marryat: Napoleon auf dem Totenbett, gezeichnet noch am Todestage des Kaisers, 5. Mai 1821.

Vereinigung der Gegensätze – so läßt sich Napoleons Genie bestimmen; so bestimmt er es auch selbst.

„Die Vereinigung aller Eigenschaften, die ein großer General braucht, ist sehr selten und sehr schwer zu finden. Das wünschenswerteste, das den Menschen mit einem Schlag auf den ersten Platz stellt, ist das Gleichgewicht von Verstand und Charakter, von Talent und Tapferkeit." Das heißt nach Napoleons Ausdruck: ‚Quadratisch sein', sowohl in der Höhe, als auch in der Grundfläche."[1] Die Basis des Quadrats ist Tapferkeit, Willen, seine Höhe – Verstand. „Bonapartes Verstand hält seinem Willen die Wage - La partie intellectuelle balance la volonté", ist ein tiefsinniges Wort des Abbé Sieyès.[2] Dieses Gleichgewicht von Verstand und Willen ist das ‚Quadrat des Genies'.

Wir Menschen der heutigen europäischen Zivilisation leiden alle mehr oder weniger an der Krankheit Hamlets – der Loslösung des Verstandes vom Willen, der Betrachtung von der Tat; Napoleon ist unter Kranken der einzige Gesunde. In uns allen sind die beiden Seelen, die Nacht- und die Tagesseele, auseinandergerissen; nur in ihm sind sie vereint. Wir alle haben nur vom Baum der Erkenntnis gekostet – und sterben; er allein hat vom Baum der Erkenntnis und des Lebens gekostet – und lebt. Wir alle vergrößern unsern Verstand auf Kosten unseres Willens; er allein vereinigt einen unendlichen Verstand mit einem unendlichen Willen. Wir alle sind breite, niedrige Rechtecke im Wollen, oder hohe, schmale Rechtecke im Denken; er allein ist ein vollkommenes Quadrat.

Wie sein ganzes Wesen diese zwei entgegengesetzten Grundlagen vereint, so vereint jede von ihnen einzeln genommen – Verstand und Willen – entgegengesetzte Eigenschaften in sich.

Gedächtnis und Phantasie sind das erste Paar der geistigen Gegensätze bei ihm; die Dynamik der Phantasie wendet sich der Zukunft zu, die Statik des Gedächtnisses – der Vergangenheit.

„Ich habe ein erstaunliches Gedächtnis. In meiner Jugend kannte ich die Logarithmen von mehr als dreißig oder vierzig Zahlen; ich kannte nicht nur die Namen sämtlicher Offiziere in allen Regimentern Frankreichs, sondern auch die Orte, wo diese Regimenter rekrutiert worden waren, wo sich jedes von ihnen ausgezeichnet hatte, und sogar den politischen Geist jedes einzelnen."[3]

Wenn er in späteren Jahren, schon als Kaiser, die militärischen Berichte - états de situation - über Hunderttausende von Menschen, von Danzig bis Gibraltar, überprüfte, entdeckte er sofort die geringsten Ungenauigkeiten. „Warum haben fünfzehn Gendarmen auf der Insel Walcheren keine Waffen?" – „Warum sind die beiden vierzölligen Geschütze, die in Ostende stehen, nicht erwähnt?"[4] 1813 erinnert er sich, daß er vor drei Jahren zwei Schwadronen vom 20. berittenen Jägerregiment nach Spanien geschickt hat. Er kennt fast alle militärischen Berichte auswendig, so daß er jedem vom Wege abgeirrten Soldaten nach der Nummer seines Regiments den Standort des Korps hätte nennen können.[5]

Doch das Gedächtnis ist ihm nur der unerschöpfliche Steinbruch, dem die Phantasie die Steine für ihre gigantische Baukunst entnimmt.

„Der Kaiser ist ganz Phantasie," bemerkt de Pradt.[6] Man könnte sagen: „Und ganz Gedächtnis," wie er überhaupt immer diejenige geistige Eigenschaft ganz war, die

er im gegebenen Augenblick brauchte, wenn sie auch der Eigenschaft, die er im Augenblick vorher ganz gewesen, entgegenlief. Sein Verstand war ein vielgestaltiger Proteus, ein Zauberer, der alles in alles zu verwandeln vermochte.

„Eine ungewöhnliche Phantasie beseelte diesen kalten Politiker," sagt Chateaubriand. „Sein Verstand verwirklichte die Ideen des Dichters. Ganz gewiß hätte er das, was er getan, nicht tun können, wenn ihm die Muse nicht beigestanden hätte."[7]

„Ich glaube zuweilen, daß alles möglich ist, was diesem seltsamen Menschen in den Sinn kommt, und wer kann wissen, was ihm bei seiner Phantasie noch einfallen wird," sagte Josephine in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft prophetisch.[8]

Die Phantasie macht ihn in der Aktivität zu einem ebenso großen Dichter, wie es Äschylus, Dante und Goethe in der Betrachtung sind; sie macht ihn zum Musiker der welthistorischen Symphonie, zum neuen Orpheus, dessen Lied den Steinen gebietet, sich zu Mauern der Stadt zu fügen.

„Ich liebe die Macht, wie ein Künstler ... wie ein Geiger seine Geige liebt ... Ich liebe die Macht, um ihr Töne zu entlocken, Wohlklang, Harmonien."[9] Und von allen Harmonien die größte – die universale Einigung der Menschen.

Das Wissen als schöpferische Aktivität und das Wissen als reine Betrachtung – das ist in seinem Intellekt das zweite Paar der Gegensätze. Keiner versteht es so gut wie er, den Archimedischen Stützpunkt des Willens und der Aktivität für den Hebel des Wissens zu finden. Zu gleicher Zeit ist ihm die Freude an der reinen Betrachtung so verständlich, daß er zuweilen zweifelt, ob er nicht zum großen Gelehrten geboren und seinem wahren Schicksal untreu geworden sei, indem er die Betrachtung der Tat zuliebe aufgegeben.

„Ich finde hier eine neue Gelegenheit, zu bedauern, daß ich, von der Macht der Umstände fortgerissen, einen andern, von der Wissenschaft weit entfernten Weg gegangen bin," schreibt er an Laplace, als er die Widmung der ‚Himmlischen Mechanik' von ihm entgegennimmt und über ihre ‚vollkommene Klarheit' entzückt ist. Und während der beginnenden Schrecknisse des Jahres 1812 dankt er ihm von Witebsk aus für die Zusendung der ‚Wahrscheinlichkeitstheorie' – „eines jener Werke, die die Mathematik, diese erste aller Wissenschaften, vervollkommnen".[10]

Wie Pythagoras empfindet er die geheime Musik der Zahlen. In schweren Augenblicken des Lebens liest er, um sich zu beruhigen, Logarithmentafeln, als wären sie ein Gebetbuch.[11]

Als der General Bonaparte nach dem ägyptischen Feldzug auf der Fregatte ‚Muiron' nach Frankreich zurückkehrt und seine Begleiter in tödlicher Unruhe von Minute zu Minute das Erscheinen des englischen Geschwaders erwarten, das ihnen schon lange nachjagt, unterhält er sich seelenruhig mit den beiden Mitgliedern des Instituts Berthollet und Monge über Chemie, Physik und Mathematik.[12]

Im Jahre 1815, nach der zweiten Abdankung in Malmaison, sagte der Kaiser zu Monge: „Müßiggang ist für mich die grausamste Qual. Ohne Reich, ohne Armee erblicke ich jetzt die einzige Nahrung für meine Seele in der Wissenschaft ... Ich will ein neues Leben beginnen, um der Nachwelt meiner würdige wissenschaftliche Arbeiten und Erfindungen zu hinterlassen ... Wir wollen die ganze Neue Welt zusammen bereisen, von Kanada bis zum Kap Horn, und auf dieser weiten Reise alle großen physikalischen Erscheinungen der Erdkugel erforschen." Noch nie war Napoleon Monge so groß erschienen. Doch da

ertönte ferner Kanonendonner, der Kaiser lief wieder zu seinen Kriegskarten und steckte die Nadeln um; wieder träumte er vom Krieg – von der Tat.[13] So erkennt er bis an sein Ende nicht, was ihm näher ist – die Betrachtung oder die Tat.

In einem der verlassenen Zimmer des Longwooder Hauses auf St. Helena beobachtet er stundenlang, sein Unglück und seine Qualen darüber vergessend, das Leben der Ameisen; er ist von ihrer Klugheit und ihrer Beharrlichkeit beim Suchen von verstecktem Zucker entzückt: „Das ist Verstand, das ist mehr als Instinkt, das ist richtiger Verstand ... ein Musterbeispiel staatlicher Weisheit. Oh, wenn die Menschen doch soviel Einigkeit besäßen!"[14] An dieser Weisheit der Ameisen fühlt er, wie an jenem kläglichen Winseln des Hundes neben dem Leichnam seines Herrn, daß die Kreatur dem Schöpfer näher sein kann als der Mensch.

Als Kranker, fast Sterbender beobachtet er tagelang das Leben der Fische im Fischbehälter von Longwood, besonders ihre Liebesspiele und ihre Kriege; und als die Fische aus einer unbekannten Ursache, vielleicht an einer epidemischen Krankheit oder an einer Vergiftung sterben, ist er aufrichtig betrübt und betrachtet es als ein böses Omen: „Also muß ich auch sterben."[15]

Früher, noch in seinen gesunden Tagen, hatte er oft stundenlang Las Cases' geographischen Atlas mit dem Planisphärium betrachtet, sich über neue geologische Hypothesen unterhalten, über die unbekannten Ursachen der Entstehung von Zyklonen und Wirbelstürmen – diesen gewaltigen Atemzügen der Welt, die für ihn kein totes Massiv von Materie, sondern, wie für die alten ionischen Philosophen, ein lebendiger Körper war, das Große Tier, Zoon.[16] Ja, nächst den Alten fühlt man vielleicht nur bei Goethe und Leonardo eine solche Nähe des mensch-

lichen Herzens zum Herzen der Mutter Erde, wie bei Napoleon.

‚Sein Leben und das der Natur waren gleich,
Er lauschte der Welle beim Fließen,
Das Flüstern der Blätter verstand er sogleich,
Die Gräser, er fühlte ihr Sprießen;
Die Bücher der Sterne, er kannte sie gut,
Und Zwiesprach mit ihm hielt im Meere die Flut.‘[17]

Synthese und Analyse heißt das dritte Paar der geistigen Gegensätze in ihm. Die größte Synthese, die größte Harmonie der Orphischen Geige – der Macht – ist die universale Einigung der Menschen. Die Weite dieser Synthese entspricht der Tiefe der Analyse.

„Ich habe die Analyse seit jeher geliebt, und wenn ich mich einmal richtig verliebt hätte, so hätte ich auch meine Liebe in Teile zerlegt. ‚Warum‘ und ‚wozu‘ – sind zwei sehr nützliche Fragen, und je öfter man sie sich stellt, um so besser ist es.“[18] – „Das Geometrische seines Verstandes bewog ihn immer, alles zu zerlegen, sogar seine Gefühle,“ erzählt Frau Rémusat. „Bonaparte ist der Mensch, der am meisten über die Ursachen der menschlichen Handlungen nachdachte. In stetiger Spannung bei den kleinsten Funktionen seines eigenen Lebens, immerfort bedacht, die geheime Ursache aller seiner seelischen Regungen zu ergründen, vermochte er jene natürliche Sorglosigkeit, die uns zuweilen ohne jeglichen Zweck und ohne Absicht handeln läßt, niemals zu erklären und zu verstehen.“[19] Letzteres ist übrigens falsch: die schmetterlingshafte Sorglosigkeit einer Weltdame vom Schlage der Frau Rémusat war Napoleon natürlich fremd; daraus folgt aber nicht, daß die Unwillkürlichkeit, die Unabsichtlichkeit des ‚Machtbewußtseins‘, der Intuition, ihm ebenso fremd gewesen wäre.

Maß und Maßlosigkeit – das ist das vierte Paar der Gegensätze in seinem Geist.

Das sonnige Genie der ganzen mediterranen Rasse, von Pythagoras bis Pascal – die geometrische Klarheit, Genauigkeit, Einfachheit, das Apollinische Maß –, ist auch Napoleons Genie. „Sein Stil erinnert an Pascal," bemerkt Sainte-Beuve. Man müßte hinzufügen: auch an Pythagoras. „Die Worte sind wie mit der Spitze des Zirkels eingegraben."[20]

Durch Zahlenreihen bändigt er auch das Chaos der Revolution; er mäßigt es mit geometrischem Maß. „Ich habe allerorten die gleiche Einfachheit eingeführt, denn alles, was gut, alles, was schön ist, ist die Frucht einer einfachen und einheitlichen Absicht."[21] Diese Einfachheit, diese vollkommene Schönheit ist gleichsam ein göttlicher Sonnenkreis, der in das menschliche ‚Quadrat' des Genies eingezeichnet ist.

Und neben dem apollinischen Maß die dionysische Maßlosigkeit. Das Große, Schöne ringt in ihm mit dem Maßlosen, dem Ungeheuerlichen. „Die menschlichen Grenzen waren in ihm übertroffen," sagt Ségur über den Feldzug von 1812. „Sein Genie, das sich über Zeit und Raum emporschwingen will, wird in der Leere kraftlos. Soweit seine Grenzen auch gesteckt waren, er hat sie dennoch überschritten."[22]

Dieses Maßlose, an die Bauwerke der Atlantier gemahnende Titanische seiner Pläne erschreckte den armen Decrès so sehr: „Der Kaiser ist wahnsinnig, entschieden wahnsinnig geworden! Denken Sie an mein Wort: er wird uns alle einmal zum Teufel jagen, und alles wird mit einer furchtbaren Katastrophe enden."[23] Oder wie Napoleon selbst sagt: „Die Unmöglichkeit ist nur das Schreckgespenst der Zaghaften, die Zuflucht der Feigen."[24] Hier gleicht das Maßlose in der Tat schon dem Wahnsinnigen;

hier ist die Geometrie der drei Dimensionen nur der Weg zur vierten Dimension; das Quadrat des menschlichen Genies wird zur Basis der göttlichen Pyramide, die in die eine Spitze, in den einen Punkt ausläuft: „Ich bin Gott."

Übrigens besiegt er auch diese titanische Maßlosigkeit zu guter Letzt durch das göttliche Maß, jedoch auf anderem Wege – als Opfer.

In seinem Wollen finden wir dieselbe Vereinigung der Gegensätze, dasselbe Quadrat des Genies wie in seinem Denken.

Frieden und Krieg, Arbeiter und Heerführer – das sind die zwei gegensätzlichen und doch übereinstimmenden Gesichter dieses Willens. Im Krieg plötzliche, blitzähnliche Entladungen, im Frieden langsame Anstrengungen, der Tropfen, der den Stein höhlt.

Es ist schwer zu entscheiden, welcher von seinen beiden Aussprüchen seinen Willen besser kennzeichnet, der kriegerische: „Man muß alles um alles auf eine Karte setzen - Il faut jouer le tout pour le tout",[25] oder das Wort des Arbeiters: „Ich wäre froh, ausruhen zu können, aber der Stier ist eingespannt, da heißt es – pflüge! - J'aimerais plus de repos; mais le bœuf est attelé, il faut qu'il laboure!"[26] Es ist schwer zu entscheiden, wo er mehr Held ist – in der Größe seiner Siege oder in der Demut der Arbeit; im Feuer der Schlachten, wo er, gleich den Adlern seiner Fahnen, dahinfliegt, oder in der Stille der Arbeit, wo er sich wie ein Stier langsam vorwärtsschleppt.

„Die Arbeit ist mein Element; ich bin für sie geschaffen. Ich kenne das Maß meiner Füße, das Maß meiner Augen; doch das Maß meiner Arbeit habe ich nie zu erkennen vermocht."[27] – „Ich arbeite immer: bei der Mahlzeit, im Theater; ich erwache in der Nacht, um zu arbeiten. Ich

bin heute um zwei Uhr nachts aufgestanden und habe mich auf das Sofa am Kamin gesetzt, um die militärischen Berichte, die man mir am Abend vorgelegt hatte, durchzusehen; ich fand zwanzig Fehler in ihnen und sandte am Morgen Notizen darüber an den Minister; er ist jetzt eben dabei, sie in seiner Kanzlei zu verbessern."[28]

Dreimal im Monat werden ihm die Berichte des Finanzministeriums vorgelegt, ganze Bücher in Oktavformat, von Zahlenreihen angefüllt, und er überprüft sie so sorgfältig, daß er Fehler von ein paar Centimes findet. Alle zwei bis drei Wochen revidiert er die Berichte des Kriegsministeriums, die gleichfalls in Büchern zusammengefaßt sind: Nummerbücher, Dienstbücher, Korpsbücher, Infanteriebücher, Artilleriebücher, Ingenieurbücher, Rekrutenbücher, Bücher über die fremden Armeen usw.[29] Er liest sie mit dem größten Eifer. „Beim Lesen eines Militärberichts empfinde ich ein größeres Vergnügen als ein junges Mädchen beim Lesen eines Romans."[30] Zuweilen gerät er in Entzücken: „Dieser Bericht ist so gut abgefaßt, daß er sich wie eine schöne Dichtung liest!"[31]

Und das alles wird sorgfältig in den entsprechenden Abteilungen seines Gedächtnisses aufgespeichert wie Honig in den Waben, oder, prosaischer gesagt: er liebt die Prosa wie die „Akten in den Schubfächern eines Bureauschranks". „Wenn ich eine Arbeit beenden will, schließe ich das betreffende Schubfach ab und öffne ein anderes, so daß die Arbeiten nie untereinandergeraten, mir keine Mühe machen und mich nicht ermüden. Und wenn ich schlafen will, mache ich alle Schubfächer zu und schlafe sofort ein."[32]

Die Menschen sind schwach, weil sie zerstreut sind; Genie ist Aufmerksamkeit, Aufmerksamkeit aber ist Willen des Verstandes. Napoleon besitzt diesen Willen des Verstandes im höchsten Maße. „Kraft und Ausdauer der Aufmerksamkeit zeichnen Bonapartes Verstand aus," bemerkt

Roederer, Mitglied des Staatsrates. „Er kann sich achtzehn Stunden lang mit ein und derselben oder mit verschiedenen Arbeiten befassen; dabei habe ich nie bemerkt, daß sein Geist nachgelassen oder die Elastizität eingebüßt hätte; selbst nicht bei körperlicher Ermüdung, nicht in der äußersten Anspannung der physischen Kräfte, nicht im Zorn; ich habe nie gesehen, daß ihn eine Arbeit von der andern abgelenkt hätte. Es gab keinen Menschen, der von dem, was er im Moment tat, mehr ausgefüllt gewesen wäre."[33] – „Die Spannkraft seines Geistes ist erstaunlich; sie gestattet ihm, alle seine Fähigkeiten, alle seine seelischen Kräfte in einem Nu auf das zu übertragen und zu konzentrieren, was im gegebenen Augenblick seine Aufmerksamkeit verlangt, gleichviel ob es sich um eine Fliege oder einen Elefanten, um einen einzelnen Menschen oder um eine ganze Armee handelt. Solange er mit etwas beschäftigt ist, ist alles andere für ihn nicht vorhanden: es ist ihm ein Vergnügen eigener Art, von dem nichts ihn ablenken kann."[34]

Menschen werden müde, nicht aber Götter und die ewigen Mächte der Natur. Ebenso unermüdlich ist auch er.

„Seine Mitarbeiter erliegen und brechen zusammen unter der Last, die er ihnen aufbürdet und die er selbst trägt, ohne ihre Schwere zu spüren."[35] – „Als Konsul präsidierte er mitunter bei den Sektionssitzungen des Innenministeriums von zehn Uhr abends bis fünf Uhr früh." – „In Saint-Cloud geschah es nicht selten, daß er die Mitglieder des Staatsrates von zehn Uhr morgens bis fünf Uhr nachmittags aufhielt, mit einer nur viertelstündigen Pause; am Schluß der Sitzung schien er ebensowenig müde zu sein, wie bei ihrem Beginn."[36] – „Ich konnte mich acht Stunden lang über eine Sache unterhalten und dann mit derselben geistigen Frische wie zu Anfang auf eine andere über-

gehen. Auch jetzt noch (auf St. Helena) könnte ich zwölf Stunden nacheinander diktieren."[37] – „Er arbeitet oft fünfzehn Stunden lang, ohne zu essen und ohne auszuruhen."[38]

Unter dem Konsulat geschah es einmal, daß der Kriegsminister in einer amtlichen Sitzung einschlief; mehrere andere Mitglieder des Rates hielten sich kaum noch aufrecht auf ihren Stühlen. „Wachen Sie auf, Bürger, wachen Sie auf!" rief Bonaparte. „Es ist erst zwei Uhr nachts. Wir müssen das Gehalt, das uns das französische Volk zahlt, verdienen."[39]

In den zweiundsiebzig Tagen des letzten Feldzugs begriffen die Leute nicht, wo er die Zeit zum Schlafen und Essen fand.

Nach dem furchtbaren Zusammenbruch bei Leipzig fährt er am 2. November 1813 aus Mainz fort und steigt am nächsten Tage, dem 3. November, spät abends in dem Hof der Tuilerien aus dem Wagen: er war von Mainz nach Paris gejagt, ohne Station zu machen. „Als er den Wagen verließ, waren seine Beine so abgetaubt, daß er kaum zu stehen vermochte, sein Gesicht sah vor Müdigkeit ganz entstellt aus." Nichtsdestoweniger verbringt er, nachdem er Frau und Sohn in aller Eile umarmt hat, den Rest der Nacht mit seinen Ministern, hört ihre Berichte an, diktiert und erteilt Befehle. Um sechs Uhr morgens entläßt er sie und befiehlt dem Finanzminister, um die Mittagsstunde wiederzukommen: „Bringen Sie die Abrechnungen des Rentamtes mit, Gaudin, wir müssen sie zusammen bearbeiten, wie es sich gehört." In diesen Tagen sagte Napoleons Sekretär, Baron Fain, zu dem Grafen Lavalette: „Der Kaiser legt sich um elf Uhr abends zur Ruhe, steht um drei Uhr morgens auf und arbeitet bis in die Nacht, ohne eine Minute auszuruhen. Das muß ein Ende haben, sonst gibt er sich den Rest, und mir auch."[40]

„In drei Jahren (des Konsulats) hat er mehr regiert als

die Könige in hundert Jahren," bemerkt Roederer.[41] – „Das, was ich getan habe, ist unermeßlich, aber das, was ich zu tun vorhatte, war noch unermeßlicher," sagt er selbst.[42]

Und diese fanatische, unfaßbare, unmenschliche Arbeit dauert ohne Unterbrechung, ohne Ruhepause dreißig Jahre lang.

„Solche Menschen haben keinen Körper, sie sind aus Bronze," sagt Raskolnikow über Napoleon. Nein, sie haben einen Körper, noch dazu einen sehr schwachen, einen schwächeren vielleicht als gewöhnliche Menschen.

Der Erste Konsul „hat ein so kränkliches Aussehen, daß es scheint, er könne kaum noch eine Woche leben".[43] Als er dann mit den Jahren kräftiger geworden ist, erkältet er sich doch immer noch bei dem leisesten Zugwind; beim geringsten Lichtschein kann er nicht schlafen; jeder überflüssige Bissen ruft Erbrechen hervor; er verträgt den Geruch von frischer Farbe nicht und keine engen Schuhe; die locker sitzenden Tränen und häufiges Unwohlsein hat er mit den Frauen gemeinsam. Seine Nerven sind überempfindlich.

„Meine Nerven sind in einem solchen Zustand, daß ich den Verstand verlieren würde, wenn meine Blutzirkulation keine so stetige und langsame wäre."[44]

Doch er besiegt die Schwäche des Körpers mit der Stärke des Geistes. „Ich machte mit meinem Körper immer alles, was ich wollte."[45] Nach dem Apostel Paulus gibt es einen ‚seelischen' und einen ‚geistigen' Körper, einen ‚psychischen' und einen ‚pneumatischen'. Napoleon ist einer der größten ‚Pneumatiker', natürlich nicht in unserem, im christlichen Sinne. Sein geistiger Körper tritt gleichsam sichtbar aus seinem seelischen Körper hervor. Wie es scheint, beginnt eben hier die Napoleonische ‚Magie'.

Er lebt in den düstern Gemächern der Tuilerien wie ein

strenger Mönch. Ein geborener Faster und enthaltsamer Mensch, ißt er nur wenig. „So wenig man auch essen mag – es ist immer zu viel."[46] Er trinkt nichts als Wasser mit Rotwein. Mit dem Essen beeilt er sich: acht Minuten währt das Frühstück, fünfzehn Minuten das Mittagessen; manchmal vergißt er, daß er nicht zu Mittag gegessen hat. Die Frauen liebkost er mit derselben Hast. „Übrigens haben die Frauen nur fünf, sechs Tage im Jahr eine gewisse Macht über ihn, und auch da ..." bemerkt Josephine traurig. Sein einziger Luxus ist anscheinend Schnupftabak, Lakritze mit Anis zur Erfrischung des Mundes, Kölnisch Wasser und Dampfbäder.

Er ist uneigennützig: er, der reichste Herrscher Europas, hat persönlich nie etwas besessen; sogar Malmaison war auf Josephines Namen gekauft worden. „Ein jeder hat seinen eigenen Geschmack," pflegte er zu sagen, „ich fand Geschmack am Bauen, aber nicht am Besitz."[47] Er verließ Frankreich mit leeren Taschen, so daß er auf St. Helena gezwungen war, sein silbernes Tafelgeschirr zu verkaufen, und auf Kosten der Engländer, seiner Gefängniswärter, begraben wurde.

Der Körper ist Starrheit, der Geist Bewegung. Napoleon ist ganz Bewegung, ein im Menschenleib gefangener Blitz.

„Man könnte glauben, er wolle das Perpetuum mobile verwirklichen," meldet der englische Kommissar von der Insel Elba. „Er liebt es, seine Wandergenossen auf Spaziergängen bis zur äußersten Erschöpfung zu bringen. Anscheinend ist es ihm, solange er auf den Beinen ist, nicht einmal möglich, sich auch nur für einen Moment zu setzen, um etwas niederzuschreiben. Nach einem von fünf Uhr früh bis drei Uhr nachmittags dauernden Spaziergang, in dessen Verlauf er alle Fregatten und Transportschiffe besichtigt hatte, ritt er noch drei Stunden lang, ‚um auszuruhen', wie er mir selbst sagte."[48]

Während des spanischen Feldzuges 1809 legte er zu Pferde, in vollem Galopp, in fünf Stunden fünfunddreißig spanische Meilen, gegen hundertdreißig Kilometer, von Valladolid bis Burgos, zurück; er war mit einem zahlreichen Gefolge fortgeritten, unterwegs blieben seine Begleiter nach und nach zurück, so daß er so gut wie allein in Burgos ankam.[49] Auf der Jagd reitet er gegen hundert Kilometer. Im ersten italienischen Feldzug ritt er bei Castiglione in drei Tagen fünf Pferde zuschanden.

Ebenso unermüdlich ist er als Fußgänger. Mitunter geht er fünf bis sechs Stunden im Zimmer auf und ab, ohne es zu merken.[50] Er liebt es, sich im Gehen zu unterhalten; „er hätte den ganzen Tag so gehen können".

Seine innere Beweglichkeit entspricht der äußeren. „Sturmgepeitschte Wolken jagen mit geringerer Schnelligkeit am Himmel dahin als seine Gedanken und Gefühle."[51] Daher kann er auch nicht schreiben: die Hand vermag dem Flug der Gedanken nicht zu folgen; er diktiert so schnell, daß es sich anhört, als unterhielte er sich mit seinem Schreiber. „Wenn jemand an der Türe gelauscht hätte, würde er geglaubt haben, es sprächen zwei Männer." — Er wiederholt das einmal Diktierte um keinen Preis, und man darf ihn auch nicht unterbrechen. Diese Unmöglichkeit der Wiederholung eines Gedankens entspricht seiner vollkommenen organischen Lebendigkeit. „Er diktiert auch fast immer im Gehen; die Schnelligkeit seiner Schritte läßt auf die Schnelligkeit seiner Gedanken schließen."[52]

Er scheint der Mensch zu sein, der sich auf Erden am meisten bewegt hat. Und einem solchen Manne ist St. Helena, die ‚Strafe der Ruhe', beschieden; der Teufel hätte keine schlimmere Höllenpein für ihn ersinnen können.

„Was ich getan habe, ist unermeßlich, doch was ich zu tun beabsichtigte, war noch unermeßlicher." Wer spricht

so, – Napoleon, der Herrscher der Welt? Nein, der Erbauer von Abflußröhren. „Man muß so viel tun, wie ich getan habe, um zu verstehen, wie schwer es ist, den Menschen Gutes zu tun ... Ich habe gegen dreißig Millionen für Abflußröhren ausgegeben, und keiner wird mir dafür Dank sagen."[53]

Die Sonne von Austerlitz ist allen sichtbar, die Abflußröhren aber sieht man nicht, weder jene unterirdischen noch die der Politik, die den blutigen Sumpf der Revolution ausgetrocknet haben. Wo aber ist das Gesicht des Helden gottähnlicher – in der Sonne von Austerlitz oder in dem Dunkel der Abflußröhren?

Und noch ein Gesicht des ‚unbekannten' Napoleon: der Demütige. Es ist, als hätte der assyrische Sonnengott, der geflügelte Riesenstier, sich in den Pflug gespannt und pflüge unermüdlich. „Ich wäre froh, ausruhen zu können, doch der Stier ist eingespannt, da heißt es – pflüge!"

Die Genauigkeit seiner Arbeit ist vielleicht noch bewundernswerter als ihre unermeßliche Menge. Eine Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, wie die Menschen sie nicht kennen, wie sie nur den Göttern oder den ewigen Naturkräften eignet: nur die Sterne gehen mit solch wunderbarer mathematischer Pünktlichkeit am Himmel auf und nieder, nur die Götter vergelten den Menschen so ihre Taten.

Er freut sich wie ein Kind, wenn er in den Rechnungen über viele Millionen einen Fehler von zwanzig Centimes findet. Einmal erblickte er in den Händen einer Hofdame der Kaiserin das Wäschebuch; er nahm es, sah es durch und fand, daß der Waschlohn viel zu hoch berechnet sei; er feilschte um jedes einzelne Wäschestück und erzielte endlich den Preis, den er für gerechtfertigt hielt.

Von den prächtigen neuen Fenstervorhängen im Tuile-

rienpalast schnitt er eine goldene Quaste ab und steckte sie in die Tasche; ein paar Tage später zeigte er sie dem Verwalter: „Gott bewahre mich, an Ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln, lieber Freund, doch Sie werden betrogen: Sie haben für dieses Ding um ein Drittel mehr bezahlt, als es wert ist."[54]

Er ist der gleiche Demiurg, der arbeitende Gott, ob es sich um Sonnen oder um Atome handelt. „Du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen." Hätte er um die zwanzig Centimes nicht so gezittert, wäre das Wunder nicht geschehen – die in den drei, vier Jahren des Konsulats fast plötzlich vollzogene Metamorphose des armen Barfüßleins Frankreich zur reichsten Königin der Welt.

Drei Wochen vor seinem Tode, zwischen zwei Anfällen von Erbrechen, das infolge des Krebsgeschwürs in seinem Magen eine ‚wie Kaffeesatz schwarze' Flüssigkeit zutage förderte, sitzt er im Bett, eine Pappunterlage mit einem Blatt Papier auf den Knien und taucht die Feder in das Tintenfaß, das sein Oberhofmarschall ihm hinhält; er schreibt unter dem Punkt A einen Zusatz zu seinem Testament, in dem er das in den früheren Paragraphen Vergessene herzählt: „Alle meine Matratzen und Bettdecken, ein halbes Dutzend Hemden, ein halbes Dutzend Taschentücher, Halsbinden, Handtücher, Socken, ein Paar Nachtbeinkleider, zwei Schlafröcke, ein Paar Strumpfbänder, zwei Paar Unterhosen und ein kleines Kästchen mit meinem Tabak."[55] Das alles hinterläßt er seinem Sohn als Andenken.

„Welche Spießbürgerei! Hätte er in einem solchen Augenblick lieber an seine Seele gedacht!" – so meinen wir, die ‚Christen', nicht aber er, der ‚Heide'. Seine ganze Seele war ja nur Liebe zur Erde: dieselbe Liebe, die in seinem Traum von der Weltherrschaft lebt, äußert sich auch in dieser Sorge um eine Prise Tabak.

„Ich trug die Welt auf meinen Schultern – J'ai porté le monde sur mes épaules". Wenn unser hinfälliges Europa immer noch irgendwie zusammenhält, so vielleicht nur deshalb, weil dieser Atlas – dieser gigantische, apokalyptische Spießbürger es immer noch auf seinen Schultern trägt.

Um das Antlitz Napoleons, des Heerführers, richtig zu sehen, muß man verstehen, daß der Krieg ihm nicht das Wichtigste war. Er, das ‚ens realissimum', sieht die historische Unvermeidlichkeit des Krieges für seine Zeit nur zu gut ein; er begreift, daß der Krieg noch immer der ‚natürliche Zustand' der Menschen ist. Doch er geht auch hier, wie in allem, über das, was dem Menschen ‚natürlich' erscheint, zu dem, was sie als ‚übernatürlich' ansehen, über die Unvermeidlichkeit des Krieges zum Wunder des Friedens. Sein Hauptziel, die Weltherrschaft, die universale Einigung der Menschen, bedeutet ja das Ende aller Kriege, den ewigen Frieden.

„Um Napoleon gerecht zu werden, müßte man auch jene großen Taten, die man ihn nicht vollbringen ließ, mit auf die Wagschale legen."[1] Man ließ ihn nur im Krieg große Taten vollbringen, nicht aber im Frieden. Ja, so seltsam es auch klingen mag, Napoleon ist ein Friedensstifter: er führt ewig Krieg und lechzt nach dem Frieden; er haßt den Krieg nicht nur, er verachtet ihn, zum mindesten in seinen größten Augenblicken. Hatte er doch jenes Heulen des Hundes an der Leiche seines Herrn auf dem Schlachtfelde verstanden und für sein ganzes Leben im Gedächtnis behalten; er verstand oder fühlte, daß diese demütige Kreatur in der Liebe höher stand als er, der Held, im Haß und Krieg.

„Was ist der Krieg? Ein barbarisches Handwerk."[2] – „Der Krieg wird zum Anachronismus werden . . . Die Zukunft gehört dem Frieden: Siege werden dereinst ohne Kanonen und ohne Bajonette erfochten werden."[3] Diese

Worte können im Munde eines Friedensapostels und Ideologen, wie Tolstoj, nicht allzu gewichtig erscheinen; doch in Napoleons Munde erhalten sie ein furchtbares Gewicht.

Der Wille zum Krieg und der Wille zum Frieden – dies ist die tiefste Vereinigung von Gegensätzen in seiner Seele; das tiefste, vielleicht ihm selbst noch unsichtbare ‚Quadrat' des Genies.

„Ein General ist der Klügste unter den Tapfern," so definiert er das Genie des Führers.[4] Um seinen Gedanken zu vollenden, müßte man sagen: „Ein General ist der Tapferste unter den Tapfern, und der Weiseste unter den Weisen." Vollkommen tapfere Menschen sind selten, vollkommen weise noch seltener; und solche, die diese beiden Eigenschaften in sich vereinen, gibt es überhaupt nicht oder nur einen in Jahrtausenden. Als solchen fühlt Napoleon sich selbst: „Jahrtausende werden vergehen, ehe ein zweiter, mir ähnlicher Mensch erscheint."

Die Kriegskunst besteht darin, daß man zuerst alle Chancen richtig abwägt und dann mit nahezu mathematischer Genauigkeit ausrechnet, wie viele Chancen dem Zufall zu überlassen sind . . . Diese Wechselseitigkeit von Wissen und Zufall hat aber nur in einem genialen Geiste Raum. Mittelmäßigen Geistern bleibt der Zufall stets ein Geheimnis und wird nur für höhere Geister zur Wirklichkeit.

Das Geheimnis des Zufalls, das Geheimnis des Schicksals ist Napoleons eigentliches Geheimnis, weil er ‚der Mann des Schicksals' ist.

Nach Heraklit ist die Ewigkeit, der Äon „ein Kind, das mit Würfeln spielt". Der Zufall, das Schicksal, der ‚Stern' ist ein Würfel der Ewigkeit. Und auch der Krieg ist ein Glücksspiel zwischen dem Führer und dem Schicksal. Die Regel dieses Spiels heißt: „Alles um alles auf eine Karte

setzen." Niemand hat dieses Spiel mit so mathematisch-genauer Berechnung, so geometrisch-klarem Blick – „mein großes Talent ist, klar zu sehen ... Die Senkrechte ist kürzer als die Schräge" – und mit so prophetischer Sehergabe gespielt wie Napoleon.[5] Die Vereinigung des Zufalls mit der Mathematik, des Blindesten mit dem Scharfsichtigsten – das ist das geistige ‚Quadrat' des kriegerischen Genies.

Vor dem Beginn jedes großen Krieges oder vor jeder großen Schlacht liegt er tagelang auf dem Fußboden über einer riesengroßen ausgebreiteten Landkarte, auf der die wirklichen und voraussichtlichen Stellungen der eigenen und der fremden Truppen durch Stecknadeln mit verschiedenfarbigen Wachsköpfchen bezeichnet sind. Er überlegt die wunderbare Ordnung, nach der die Truppenteile auf Hunderte, ja Tausende von Kilometern verschoben werden sollen – von den Küsten des Ärmelkanals, aus dem Lager von Boulogne nach dem Rheinufer, oder aus den Bergen der Sierra-Morena in die russischen Steppen; er überlegt die konzentrischen Märsche, die unausgesetzten Angriffe, die Schläge, die mit Blitzesschnelle geführt werden sollen, den ganzen strategischen Plan, der einfach ist und herrlich wie ein Kunstwerk oder ein Lehrsatz der Geometrie. Die wichtigste Aufgabe ist, dem Gegner vor dem Beginn der Operation die Möglichkeit zu nehmen, sich mit seiner Operationsbasis zu verbinden; Marengo, Ulm, Jena, Austerlitz sind verschiedenartige Anwendungen dieser Methode. Hier ist alles Mathematik, Mechanik. „Die Stärke der Armee wird, ähnlich wie die Bewegungsgröße in der Mechanik, durch das Produkt von Masse und Geschwindigkeit gemessen; die Schnelligkeit der Märsche erhöht die Tapferkeit des Heeres und die Möglichkeit des Sieges."[6]

Unendliche Vorsicht, nahezu ‚Feigheit' des Führers ist

hier mehr wert als Tapferkeit. „Es gibt keinen ängstlicheren Menschen als mich, wenn ich einen Kriegsplan entwerfe: ich übertreibe alle Gefahren ... Ich empfinde die qualvollste Unruhe, was mich übrigens nicht hindert, meiner Umgebung gegenüber sehr ruhig zu erscheinen. Ich bin dann wie eine Frau in Kindesnöten - comme une fille qui accouche. Sobald ich aber einen Entschluß gefaßt habe, vergesse ich alles, nur nicht, was mir Erfolg bringen kann."[7]

Im letzten Augenblick alles zu vergessen, ist ebenso schwer, wie alles bis zum letzten Augenblick im Gedächtnis zu behalten. Im Anfang langsame Mechanik, geometrisch-klares Sehen, und dann – plötzliche Hellsichtigkeit, ein prophetischer Blitz.

„Wehe dem Führer, der mit einem fertigen System auf das Schlachtfeld kommt."[8] Sich jäh vom System, vom Wissen, von der Vernunft zu befreien, sie abzuwerfen, wie eine unnötige Last, ist noch schwerer, als diese Last zu tragen.

„Der Krieg ist eine seltsame Kunst: ich habe sechzig große Schlachten geliefert und nichts dazugelernt, was ich nicht schon in der ersten gewußt hätte."[9] „Ich hatte stets ein inneres Gefühl für das, was mich erwartete." Dieses ‚innere Gefühl' oder das primäre, jeglicher Erfahrung vorauseilende Wissen, ist eben jenes ‚magnetische Voraussehen', von dem Bourrienne spricht; das angeborene ‚rückerinnernde Wissen', die Anamnesis des Plato. Es scheint wahrhaftig in Jahrtausenden keinem einzigen Menschen in so hohem Maße verliehen gewesen zu sein wie Napoleon.

„Es sah so aus, als hätte ich Macks, des österreichischen Feldmarschalls, Feldzugsplan für ihn entworfen." – „Ulm wird für Mack zum kaudinischen Paß werden," prophezeite Napoleon, und es geschah, wie er es vorausgesagt

hatte: am bestimmten Tage, fast zur bestimmten Stunde mußte Ulm kapitulieren.[10] Der Plan von Austerlitz wurde mit derselben Pünktlichkeit ausgeführt: der erste Strahl der Siegessonne erglänzte genau an dem Tag, in der Stunde und in dem Augenblick, da Napoleon es ihm befohlen. Am Morgen des Tages von Friedland, da der Sieg noch nicht erfochten war, frühstückte Napoleon ruhig unter den pfeifenden Kugeln, und sein Gesicht strahlte vor Freude; man sah, daß er wußte – sich ‚erinnerte' –, schon gesiegt zu haben. Ja, er erinnerte sich der Zukunft wie der Vergangenheit.

„Die große Kunst der Schlachten besteht darin, daß man während des Gefechts seine Operationslinie verlegt; das ist eine Idee von mir, die ganz und gar neu ist."[11] Dies ist nur dann möglich, wenn der Plan vollkommen unmechanisch, wenn er organisch ist: er bleibt im Geist des Führers bis zum Schluß veränderlich und biegsam wie flüssiges Eisen im Schmelzofen.

„Während der ganz großen Schlachten herrschte um Napoleon tiefes Schweigen. Wäre nicht der mehr oder minder entfernte Kanonendonner gewesen, so hätte man das Summen einer Wespe hören können; die Leute wagten nicht einmal zu husten."[12] In dieser Stille lauscht er der inneren Stimme seines ‚Dämon-Beraters', wie Sokrates, seinem ‚magnetischen Voraussehen'.

Schließlich aber kommt jener letzte Augenblick, wo „alles um alles auf eine Karte gesetzt werden muß." – „Das Los der Schlachten entscheidet sich in einem Augenblick, durch einen Gedanken, einen geistigen Funken."[13] „Eine Schlacht ist immer eine ernste Sache, doch der Sieg hängt zuweilen von einer Bagatelle ab – von einem ‚Hasen'."[14] Dieser ‚Hase' – ist die bescheidene Maske des Schicksals, der „Ewigkeit, die wie ein Kind mit Würfeln spielt". Borodino geht durch Napoleons Schnupfen ver-

loren, und Waterloo durch den Regen, der nicht zur rechten Zeit aufhört.

In diesem letzten Augenblick vollzieht sich jene blitzähnliche Entladung des Willens, durch die der Führer alles entscheidet. „Es gibt nichts Schwereres, aber auch nichts Kostbareres, als die Fähigkeit, sich entscheiden zu können."[15]

„Sehr selten fand er bei den Menschen die moralische ‚Tapferkeit von zwei Uhr nachts', das heißt eine Tapferkeit, die den Menschen, der durch die unvorhergesehensten Umstände jäh überrumpelt wird, die volle Freiheit des Verstandes, des Urteils und des Entschlusses behalten läßt. Napoleon sagt, ohne zu zögern, daß er diese Tapferkeit von zwei Uhr nachts bei sich selbst in höherem Maße gefunden habe als bei allen andern Menschen, und daß er nur sehr wenig Menschen kenne, die in dieser Beziehung nicht weit hinter ihm zurückgeblieben wären.[16]

„Ich glaube, ich bin im Krieg der tapferste Mensch, der je existiert hat," sagt er schlicht, ohne einen Schatten von Prahlerei, nur weil gerade die Rede darauf kommt.[17]

Seine Tapferkeit im Kriege ist keineswegs seine größte; sie ist nur ein geringer Teil jener „nachmitternächtlichen Tapferkeit", von der er so treffend spricht – ‚nachmitternächtlich' in doppeltem Sinn, im wirklichen und im übertragenen, den er vielleicht selbst noch nicht erfaßt hat: die Mittagszeit des Willens, der Tat, wird zur Neige gehen und die Mitternacht des Opfers, der Leiden, anbrechen; doch in beiden Hemisphären leuchtet die gleiche Sonne der Tapferkeit.

Man muß blind sein, um nicht zu sehen, daß Napoleon im Kriege tapfer ist. So blind sind Tolstoj und Taine. Das Maß ihrer Blindheit zeigt das Maß ihres Hasses. Taine bemüht sich sogar, zu beweisen, daß Napoleon ein ‚Feigling'

ist. Und viele ‚gerechte Richter' haben ihm geglaubt und sich gefreut: „Er ist so feige wie wir!"

Es ist schwer zu sagen, wann Napoleon am tapfersten war. Er scheint es in immer gleicher Weise gewesen zu sein, von Toulon bis Waterloo und weiter bis St. Helena, bis zum letzten Seufzer. Dieses ‚Licht', das ihn nach Goethes Wort erleuchtete, verlosch keinen Augenblick. Doch zum erstenmal erblickte Frankreich das Gesicht des jungen Helden, das so schön war, wie die Menschen seit den Zeiten der Epaminondas und Leonidas keines mehr gesehen hatten, bei der Großtat von Arcole.

Im November 1796 wurde die Lage des Generals Bonaparte, des Oberbefehlshabers der italienischen Armee, nahezu verzweifelt. Sein kleines Heer schmolz in den ungleichen Kämpfen dahin: zwanzigtausend erschöpfte Soldaten standen sechzigtausend Mann gegenüber, deren Kräfte noch frisch waren. Aus Frankreich kam keine Hilfe. Die Blüte der Armee, Soldaten und Generäle, waren kampfunfähig geworden, die Hospitäler mit Verwundeten und Kranken überfüllt, Opfern des Faulfiebers, das sie den Mantuanischen Sümpfen verdankten. Auch Bonaparte war krank. Das Schlimmste aber – der Geist der Armee war nach der mißlungenen Attacke auf die Höhen von Caldiero gesunken; der österreichische Feldmarschall Alvinczy hatte sich dort in einer uneinnehmbaren Stellung befestigt und bedrohte Verona. Zum erstenmal im Leben hatte Bonaparte sich gezwungen gesehen, einen nahezu schmählichen Rückzug anzutreten.

„Bürger Direktoren," schrieb er in diesen Tagen, „vielleicht stehen wir am Vorabend des Verlustes von Italien ... Ich habe meine Pflicht erfüllt und das Heer die seine. Mein Gewissen ist rein, aber meine Seele zerrissen ... Hilfe, senden Sie Hilfe!" Er wußte, daß sie keine schicken würden: die Jakobiner, die Royalisten und sogar die Di-

rektoren selbst warteten nur auf eine gute Gelegenheit, um ihn zugrunde zu richten. „Ich habe keine Hoffnung mehr," schrieb er an Josephine, „alles ist verloren . . . mir bleibt nur noch mein persönlicher Mut."[18]

„Jeder andere General an Bonapartes Stelle hätte sich hinter den Mincio zurückgezogen, und Italien wäre verloren gewesen," sagt Stendhal, ein Teilnehmer des Feldzugs.[19]

Doch Bonaparte ging nicht zurück. Er ersann ein wahnwitzig-verwegenes Manöver: den Österreichern aus der Richtung der fast undurchdringlichen Etschsümpfe in den Rücken zu fallen, den Feind zu überrumpeln, ihn auf den drei schmalen Dämmen zum Kampf zu zwingen, wo das zahlenmäßige Übergewicht keine Bedeutung hatte, sondern alles durch die persönliche Tapferkeit der Soldaten entschieden wurde. Um dieses Manöver durchzuführen, mußte das kleine Holzbrückchen am Ende des einen Dammes mit einem einzigen jähen Schlag genommen werden; das Brückchen führte bei der Ortschaft Arcole über den sumpfigen Bach Alpone und bildete die einzige Verbindung der österreichischen Etappe mit den Sümpfen.

In der Nacht verließ die französische Armee Verona unter tiefem Schweigen. Bonapartes kühner Plan sagte ihr so sehr zu, daß selbst die Verwundeten ihre Betten in den Spitälern verließen und sich ihr anschlossen.

Die vorderen Kolonnen der Franzosen schlichen sich unter dem Befehl des Generals Augereau in der Dunkelheit über die Dämme der Etsch heran und erreichten noch vor Morgengrauen die Brücke von Arcole. Sie war, ganz gegen Bonapartes Erwartung, stark verteidigt: zwei Bataillone Kroaten konnten sie im Verein mit der Artillerie durch ein mörderisches Flankenfeuer decken. Doch es war zu spät zum Rückzug, und wohin hätte man auch gehen sollen? Überall lauerte Verderben; man war in eine Falle geraten.

Die erste Kolonne ging zum Angriff vor, und eine Kartätschensalve fegte sie fast ganz hinweg, wie ein guter Besen den Kehricht wegfegt; ebenso erging es der zweiten, der dritten, der vierten Kolonne. Die Leute rannten auf die Brücke, und der Besen fegte sie weg. Ihr Untergang hatte gar keinen Sinn. Es waren zumeist bartlose Jungen, Sansculotten von 1793, in ihrer Art auch ‚Männer aus dem Plutarch'. Doch auch diesen Tollköpfen paßte ein Tod ohne Sinn und Verstand nicht; die Brücke war nicht zu nehmen, ebensowenig wie man in den Himmel springen konnte. Fast alle Kommandeure waren tot oder verwundet, die Soldaten weigerten sich, ins Feuer zu gehen. Als Augereau mit der Fahne vorausstürzte, um die Leute anzufeuern, und ihnen wütend zurief: „Ihr fürchtet euch wohl vor dem Tod, ihr Schufte!" – regte sich keiner von ihnen.[20]

Bonaparte kam herangesprengt und sah auf den ersten Blick, daß alles verloren war, wenn die Brücke nicht genommen wurde: nun würde nicht er Alvinczy überrumpeln, sondern dieser ihn; er würde den Schlachtenlärm vernehmen, von Caldiero aus losschlagen, das ganze französische Heer zermalmen und in den Sümpfen ertränken. Doch Bonaparte begriff im Nu, was er zu tun hatte. Er saß ab und ergriff das Banner der Grenadiere. Die Leute verstanden nicht oder wagten nicht zu erfassen, was er tun würde; sie sahen ihn nur an, schweigend, ohne sich zu rühren.

Er trug einen sehr schlichten blauen, kurzen Uniformrock, fast ganz ohne Stickerei, mit einem breiten Seidengurt, weiße Lederbeinkleider, niedrige Stulpstiefel aus Ziegenleder; er war mager, dünn, trotz seiner siebenundzwanzig Jahre, wie ein sechzehnjähriges Mädchen; lange Strähne kaum merklich gepuderten Haares hingen glatt an den eingefallenen Wangen herab; dazu eine seltsame,

sinnende Ruhe im Gesicht – nur der unerträgliche Glanz geschmolzenen Metalls in den riesengroßen Augen; das Gesicht eines kranken Knaben, um dessentwillen die Soldaten ihn besonders liebten und ‚bemitleideten'.

Sie begriffen noch immer nicht, was er beabsichtigte. Mit einer Hand hob er die Fahne empor, den von vielen Kugeln durchlöcherten, heiligen Fetzen, in der andern Hand schwang er den Degen; er wandte sich um, rief: „Soldaten! Seid ihr denn nicht mehr die Sieger von Lodi?" – und lief auf die Brücke.[21]

Alle stürzten ihm nach, von dem einen Gedanken beseelt: lieber selbst sterben, als diesen ‚kranken Knaben' sterben sehen. Die Kommandeure umringten ihn, um ihn mit ihren Leibern zu decken. Der bereits zweimal verwundete General Lannes schützte ihn vor der ersten Salve und sank, zum drittenmal verwundet, nieder. Vor der zweiten Salve schützte ihn der Oberst Muiron; er wurde an Bonapartes Brust getötet, so daß sein Blut ihm ins Gesicht spritzte.

Der Kartätschensturm mähte die Leute nieder. Doch sie gingen trotzdem vorwärts und hatten das Ende der Brücke schon erreicht. Hier aber vermochten sie das fast aus unmittelbarer Nähe auf sie gerichtete Feuer nicht länger zu ertragen, kehrten um und liefen zurück. Die Kroaten stürzten ihnen nach und stachen mit den Bajonetten alles nieder, was die Kartätschen noch nicht getötet hatten.

Bonaparte stand noch immer auf der Brücke. Eine Gruppe zurücklaufender Grenadiere hob ihn auf die Arme und schleppte ihn aus dem Feuer, doch im Handgemenge ließen die Leute ihn wieder fallen, ohne es zu merken. Er fiel in den Sumpf und versank bis über die Hüften im Schlamm; er arbeitete mit Händen und Füßen, sank aber nur noch tiefer ein. Schön war es gewesen, als Held auf

der Brücke zu stehen, doch als Frosch im Sumpf zu sitzen war abscheulich. Es war ihm, als höre er auch im Lärm der Schlacht nur das leise Rascheln des trockenen Schilfes über sich; er sah nur den grauen stillen Himmel und wurde selber still; er wartete auf das Ende: entweder würde der Schlamm ihn vollständig hinabziehen, oder die Österreicher würden ihn töten oder gefangennehmen. Vielleicht aber ‚erinnerte' er sich, daß er gerettet werden würde.

Schon waren die Österreicher auf vierzig Schritte herangekommen, bemerkten ihn aber noch immer nicht, oder sie erkannten sein von Muirons Blut bespritztes, mit Schlamm besudeltes Gesicht nicht. So beschützte ihn der stille Himmel: dort, auf der Brücke, wäre er unentrinnbar verloren gewesen, hier im Sumpf war er gerettet; je tiefer er einsank, um so sicherer war er vor den Kugeln.

Die Grenadiere besannen sich erst, als sie das Ufer erreicht hatten. Sie sahen, daß Bonaparte verschwunden war. „Wo ist er? Wo ist Bonaparte?" heulten sie entsetzt. „Lauft zurück, rettet, rettet ihn!" Und sie stürmten von neuem auf die Brücke, warfen die Kroaten in wütendem Anprall zurück, erspähten Bonaparte, der beinahe bis an die Schultern eingesunken war im Sumpf; irgendwie drangen sie bis zu ihm vor, zogen ihn heraus, hoben ihn empor, trugen ihn ans Ufer und setzten ihn aufs Pferd. Er war gerettet.

Was dann geschah, ist schwer zu verstehen, wie überhaupt jegliche Schlacht – dem Wesen nach ein Chaos – schwer zu begreifen ist. Selbst die unmittelbar Beteiligten vermögen sie selten recht zu schildern. Nur eins war klar: Bonapartes Manöver war mißlungen. Die Brücke wurde weder an diesem noch am nächsten Tage genommen; erst am dritten Tage überschritt General Massena sie fast ohne Kampf, weil die Österreicher sie bereits verlassen

hatten: das Aktionszentrum war ganz anderswohin verlegt worden.

Bonapartes Heldenmut war somit nutzlos gewesen? Nein, höchst nützlich. „Ich versichere Sie, daß dies alles notwendig war, um zu siegen," schrieb er an Carnot, übrigens nicht über seine Heldentat – die schien er vergessen zu haben –, sondern über die Heldentat Lannes'.[22] Ja, das alles war notwendig gewesen, um den Mut der Soldaten zu heben, jenen „moralischen Funken, der das Los der Schlachten entscheidet", zu entzünden. Die Willensentladung in der Seele des Führers hatte unzählige Willensentladungen in der Seele der Soldaten zur Folge. Als wäre ein Funken in die Pulverkammer gefallen und hätte sie zum Explodieren gebracht.

Im Verlauf der nächsten drei Tage nach Arcole geschahen solche Wunder, daß der tapfere, standhafte, kluge Alvinczy ganz irre wurde und nicht begreifen konnte, was vor sich ging, warum Bonapartes Soldaten plötzlich wie toll geworden und aus der Haut zu fahren bereit waren. In seiner Benommenheit machte er lauter Dummheiten: er verließ die uneinnehmbaren Stellungen von Caldiero, übergab Verona, Mantua, ganz Italien. Das alles fiel Bonaparte durch seinen Sturz in den Sumpf zu. Arcole, die Pyramiden, Marengo, Austerlitz, Jena, Friedland sind Perlen desselben Halsbandes: wäre sein Faden damals, vor Arcole gerissen, so wäre das ganze Halsband auseinandergefallen.

Ein paar Minuten vor seinem Tode phantasierte Napoleon von einem Brückenkampf – vielleicht war es der von Arcole. (Der sterbende Napoleon sagte deutlich nur zwei Worte: „tête . . . armée". Wahrscheinlich sollte ‚tête' – ‚tête de pont', Brückenkopf, bedeuten. Der Sinn der Phantasie ist: Brücke – Armee – Kampf auf der Brücke.)[23] In jenem Augenblick mußte er eine andere, weit schreck-

lichere Brücke überschreiten. Kam er hinüber oder fiel er wieder in den Sumpf? Und wenn auch, so verschlägt es nichts: er mußte gerettet werden, wie damals.

„Der Feind ist bei Arcole geschlagen worden ... Ich bin etwas müde," schrieb er an Josephine und erwähnte seine Tat auch hier nicht, genau wie in dem Briefe an Carnot.[24] Er war überhaupt nicht fähig, sich in Gegenwart anderer seiner Tapferkeit zu rühmen, schon deshalb nicht, weil seine Tapferkeit gar nicht das war, was die Menschen so zu nennen pflegen. Wenn der Mensch alles, was ihm bis an seine Todesstunde bevorsteht, im voraus wüßte, würde weder unsere menschliche Furcht noch unsere menschliche Tapferkeit für ihn existieren. Napoleon aber wußte um das Kommende, er ‚erinnerte' sich seiner. Oh, gewiß, nicht immer, nur in seltenen furchtbaren Augenblicken, die jedoch von einer andern, nicht menschlichen Furcht erfüllt waren, und um sie zu überwinden, brauchte er nicht unsere, nicht die menschliche Tapferkeit.

In diesen Augenblicken fühlte er seine ans Wunderbare grenzende Unverwundbarkeit im Kampf. Er lieferte sechzig große Schlachten und unzählige kleine; zwölf Pferde wurden unter ihm erschossen.[25] Verwundet wurde er aber nur zweimal: das erstemal recht schwer bei der Belagerung von Toulon 1793, das zweitemal leicht bei Regensburg 1809.

Jede Schlacht ist wie ein Spiel des Menschen mit dem Tode auf paar und unpaar; mit der Vergrößerung des Einsatzes verringern sich die Gewinnchancen in geometrischer Progression; bei ununterbrochenem Gewinn aber nimmt die Analogie dessen, was wir ‚Zufall', mit dem, was wir ‚Wunder' nennen, in der gleichen Progression zu. Napoleons Unverwundbarkeit in den Schlachten scheint ein Wunder zu sein.

Nie krümmte der Feind dir im Kampf nur ein Haar,
Ein Schutzgeist behütet dich unsichtbar'.[26]

Nur dieses Gefühl der Unverwundbarkeit konnte ihn so mit dem Tode spielen lassen, wie er es tat. Marschall Berthier, der bei Eßling unmittelbar in der Feuerlinie in seiner Nähe stand, hielt lange Zeit an sich, doch schließlich rief er: „Majestät, wenn Sie nicht von hier fortgehen, lasse ich Sie von den Grenadieren mit Gewalt fortschaffen!"[27]

In der Schlacht bei Arcis stellte der Kaiser selbst die Garde in Schlachtordnung auf, auf einem Gelände, wo die Geschosse unausgesetzt krepierten; als eines davon gerade vor der Front der Kolonne niederfiel, wichen die Leute zurück, richteten sich jedoch sofort wieder auf. Napoleon wollte ihnen eine Lehre geben: er zwang sein Pferd durch einen Sporenschlag, an die rauchende Bombe heranzugehen und über ihr stehenzubleiben. Die Bombe explodierte, das Pferd stürzte mit aufgerissenem Bauch zusammen und riß den Reiter mit; er verschwand in Staub und Rauch, stand aber sofort unverletzt wieder auf, setzte sich auf ein anderes Pferd und sprengte zu den nächsten Bataillonen, um weitere Anordnungen zu treffen.[28]

Tapferkeit ist ebenso ansteckend wie Feigheit. Tapferkeit entzündet sich an Tapferkeit, wie eine Kerze an der andern. Um aber eine ganze Armee durch einen einzigen ‚moralischen Funken', den Blitz, der das Schicksal der Schlacht entscheidet, aufflammen zu lassen, wie einen dürren Wald im Feuer, muß man die Leute dafür vorbereiten, den Wald austrocknen. Das tut er auch: in langsamer, schwerer Arbeit erhöht er die Empfänglichkeit der Soldaten für die Ansteckung durch die Tapferkeit; er lehrt die Leute sterben.

Um sie richtig belehren zu können, muß er mit ihnen ein Herz und eine Seele werden. So lebt er auch mit seinen

Soldaten, und es fällt ihm leicht; das Kindliche, Schlichte in ihm bringt ihn dem einfachen Manne nahe. „Er hat es den Weisen verborgen und den Unmündigen offenbart." Die ‚Weisen', die ‚Ideologen' hassen Napoleon, die einfachen Leute lieben ihn. Er ist für sie der größte aller Menschen und der ‚kleine Korporal'; sie verehren den Großen und bemitleiden den ‚Kleinen'.

„In den Biwaks unterhielt ich mich mit den einfachen Soldaten und scherzte mit ihnen. Ich war stets stolz darauf, ein Mann aus dem einfachen Volke zu sein."[29]

Auf der Insel Elba verbringt er bis zu sechs Stunden in den Kasernen, besichtigt die Pritschen, kostet die Suppe, das Brot, den Wein, plaudert mit den Gemeinen wie mit seinesgleichen und ist, wie gewöhnlich, „streng gegen die Vorgesetzten und gut gegen die Untergebenen".[30]

An dem bittersten und schmachvollsten Tag seines Lebens, am 7. Juni 1815, als er, vor der erbärmlichen Kammer kapitulierend, der Macht und damit sich selbst entsagte, vergißt er alles, um an die Stiefel der Soldaten zu denken; er schreibt an den Kriegsminister, Marschall Davoust: „Mit Kummer habe ich gesehen, daß die heute früh ausgerückten Soldaten nur je ein paar Stiefel haben, während es im Depot eine große Anzahl davon gibt. Man muß jedem Mann zwei Paar Stiefel in den Tornister und ein Paar an die Füße geben."[31]

Er erkennt jeden Soldaten oder gibt sich den Anschein, ihn zu kennen; vor der Besichtigung lernt er nach besonderen Tabellen die Namen der Gemeinen auswendig.

Vielleicht hat sich die revolutionäre Gleichheit nur hier, in Napoleons Armee, verwirklicht. „Die alten schnauzbärtigen Grenadiere hätten es nie gewagt, mit dem geringsten Fähnrich so zu sprechen, wie sie mit dem Kaiser sprachen."[32]

In dem furchtbaren Sonnenbrand der ägyptischen Wüste

überließen ihm die Soldaten bei den Ruinen von Pelusium den einzigen schmalen Streifen Schatten an der Mauer, und er verstand, daß dies ein ‚riesengroßes Zugeständnis' war.[33] Er vergilt es ihnen in der Syrischen Wüste, als er alle Pferde, auch sein eigenes, den Kranken und Verwundeten überläßt. Er, der Heide, ist des christlichen Gebots eingedenk: „Der General muß seine Leute so behandeln, wie er selbst behandelt werden will."[34]

Hier ist vielleicht etwas noch Größeres als die revolutionäre Gleichheit, es ist eine nahezu religiöse Brüderlichkeit.

Als er von Elba zurückkehrt und sich Grenoble nähert, trinkt er während der Rast Wein aus demselben Eimer und demselben Glas, aus dem eben erst alle seine ‚schnauzbärtigen' Grenadiere getrunken hatten. Aus einem Kelch trinken sie zusammen Wein und Blut.

Als der Kaiser bei Regensburg am Bein verwundet wird und, kaum verbunden, sich von neuem auf das Pferd schwingt und in den Kampf stürzt, weinen die Leute vor Rührung. „Blut ist die Seele", das wußten die Alten, das weiß auch das Volk immer noch. Mit dem Blut „geht die Seele des Führers in die Seelen der Soldaten über".[35] Das ganze Heer, vom letzten Soldaten bis zum Marschall, ist eine Seele in einem Körper.

Man begreift, warum Soldaten niemandem je so treu gedient haben wie Napoleon. Mit dem letzten Blutstropfen, der aus ihren Adern floß, riefen sie: „Es lebe der Kaiser!" Man begreift, warum ihn jene zwei Grenadiere vor Acre mit ihren Leibern vor der krepierenden Bombe deckten; warum General Lannes, der schon zweimal verwundet war, auf der Brücke von Arcole von neuem in den Kampf stürzte, um die dritte Wunde zu empfangen, und der Oberst Muiron an Bonapartes Brust getötet wurde. Man begreift, warum General Vandamme bereit ist,

„durch ein Nadelöhr zu kriechen, um sich für den Kaiser ins Feuer zu stürzen", und warum General Hautpoul bei Landsberg, als Napoleon ihn vor der Front umarmt und küßt, ruft: „Um einer solchen Ehre würdig zu sein, muß ich für Ew. Majestät sterben!", und am nächsten Tag bei Eylau fällt.[36] Und Oberst Sour, den man bei Genappe den Arm amputiert, diktiert einen Brief an den Kaiser, der ihn soeben zum General ernannt hat: „Die größte Gnade, die Sie mir erweisen können, wäre, mich als Oberst in meinem Ulanenregiment zu belassen, das ich zum Siege zu führen hoffe. Ich weise den Generalsrang zurück. Der große Napoleon möge mir verzeihen! Der Rang eines Obersten ist mir teurer als alles andere." Und kaum hat man ihm den Verband um den blutigen Stummel seines Arms gelegt, da schwingt er sich schon auf sein Pferd und jagt im Galopp zu seinem Regiment zurück.[37] Man begreift, warum Graf Ségur während der Operation Schmerz und Todesangst durch den bloßen Gedanken an seinen Führer besiegt: „Es ist schön zu sterben, seiner wert zu sein!"[38] Und ein alter Soldat, ein Mitkämpfer von Marengo, sitzt bei Waterloo mit zerschmetterten Beinen an der Straßenböschung und wiederholt mit lauter, fester Stimme: „Das macht nichts, Brüder, vorwärts, und es lebe der Kaiser!"[39]

Am wunderbarsten aber scheint sich diese Ansteckung durch die Tapferkeit bei Eßling auszuwirken.

Als plötzlich die Nachricht eintrifft, daß die Brücken über die Donau, die das französische Heer mit seiner Operationsbasis, der Insel Lobau, verbanden, abgebrochen und die Reserven des Marschalls Davoust abgeschnitten sind, wird die Lage der Armee in der weiten Ebene, ohne Stützpunkt, ohne Kampfmittel und ohne Reserven, so verzweifelt, daß alle Marschälle auf dem Kriegsrat für die Übergabe Lobaus und den Rückzug auf das rechte Donauufer stimmen. Der Kaiser hört sie ge-

duldig an, beschließt aber, nicht zurückzugehen. „So, so! So muß man es machen!" ruft Marschall Massena, der Revolutionsgeneral, der Enkel eines Gerbers und Sohn eines Seifensieders, der frühere Schmuggler und Krämer, der unverbesserliche Dieb und Wucherer, der Räuber an seinen eigenen Soldaten, der Retter Frankreichs, der Besieger Suworows, der ‚geliebte Sohn des Sieges'. So muß man es machen, so!" wiederholt er begeistert, und die trüben Äuglein des kleinen hageren Männleins erglühen in einem wunderbaren Feuer. „Ah, da ist das große Herz, da ist das Genie, das würdig ist, uns zu befehlen!" Da faßt Napoleon ihn unter den Arm, führt ihn beiseite und flüstert ihm freundlich ins Ohr: „Massena! Du mußt die Insel verteidigen und das, was du mit solchem Ruhm begonnen hast, zu Ende bringen. Du allein kannst das machen. Und du wirst es machen!" Ja, er wird es: Napoleons Seele ist in Massenas Seele übergegangen; der Tapfrere hat sich an dem Tapferen entzündet, wie eine Kerze an der andern.

Und als die Lage der Armee nach einigen Stunden noch verzweifelter wird und die letzte furchtbare Nachricht kommt, daß Marschall Lannes tödlich verwundet ist – da läßt Napoleon die Arme sinken; zum erstenmal in seinem Leben weint er in der Schlacht, als verlöre er seinen ganzen Mut; doch sobald er sich ermannt, schickt er den General Montyon zu Massena und läßt ihm sagen, er möchte sich in Aspern, dem wichtigsten Zugang zu Lobau, „wenigstens noch vier Stunden halten". – „Sagen Sie dem Kaiser," antwortet Massena, indem er Montyons Hand ergreift und sie mit solcher Kraft preßt, daß die Spuren der Finger noch lange Zeit auf ihr zurückbleiben, „sagen Sie dem Kaiser, daß keine Macht der Welt mich zwingen wird, meinen Platz zu verlassen. Ich bleibe vier Stunden hier – vierundzwanzig Stunden – immer!" Und

er blieb. Die Verteidigung von Aspern war so heldenhaft, daß der Feind erst am nächsten Tage wagte, in seine Trümmer einzurücken, nachdem die französische Nachhut den Ort längst verlassen hatte.[40]

„Ohne mich ist er nichts, mit mir aber meine rechte Hand," sagte Napoleon von Murat,[41] und er hätte das von allen seinen Marschällen sagen können: sie alle sind Glieder des Führers.

Ja, die ganze Armee ist ein Körper, eine Seele. „Er ist ein Zauberer," sagten die ägyptischen Mamelucken Murad-Beys von Napoleon. „Er hat seine Soldaten mit einer großen weißen Leine zusammengebunden, und wenn er sie hierhin oder dorthin zieht, bewegen sie sich alle zusammen wie ein Körper."[42] Diese ‚weiße Leine' ist eben die ‚Magie', der blitzähnliche Willen des Führers. – „So groß meine materielle Macht auch gewesen ist, meine geistige war noch größer: sie grenzte an Magie." – „Sire, Sie verrichten immer Wunder!" lautet der einfältig-tiefsinnige Ausspruch des stellvertretenden Maires von Mâcon.

„Wenn er jemanden bestricken wollte, lag ein unwiderstehlicher Zauber in seinen Worten, eine Art magnetischer Kraft," berichtet Ségur.[43] In diesen Augenblicken seiner höchsten Macht befiehlt er nicht wie ein Mann, sondern bestrickt wie eine Frau. Hier offenbart sich an ihm die ‚Fülle, die nicht unseres Geschlechts' ist, seine seltsame Ähnlichkeit mit einer ‚jungen Schönen', die er selbst an sich wahrnimmt, oder mit Marie Louises ‚alter Gouvernante', die den Lakai aus der Provinz irreführt. Dies ist eines seiner verhexten ‚Kunststücke', die den abergläubischen Österreicher so erschrecken: „Der verfluchte Hexenmeister, der Werwolf hat sich in ein Weib verwandelt."

Auch der Gott Dionysos ist ein ‚Werwolf'. In den ‚Bacchantinnen' des Euripides ist er ‚weibähnlich' - thelymorphos-, im ‚Lykurg' des Äschylus aber bereits ein richtiger Zwitter. Auch in den Eleusinischen Mysterien wird Dionysos-Jakchos eine ‚Doppelnatur' - diphyes - genannt: zwei Wesen sind in ihm, ein männliches und ein weibliches. Was bedeutet das? Es bedeutet, daß die göttliche Fülle der menschlichen Persönlichkeit, die Vereinigung von zwei zerspaltenen Hälften – den Geschlechtern –, von zwei Gegensätzen das ‚Quadrat' des Genies ist. Die Höhe des Quadrats ist die Männlichkeit. Oder nach Kants Worten: „Erst Mann und Weib zusammen machen den Menschen aus." Der göttliche Funken der menschlichen Persönlichkeit flammt erst bei der Berührung der beiden Pole auf – der weiblichen Kathode und der männlichen Anode.

Napoleon ist seinem Vorbild, Alexander dem Großen, näher, als er selbst denkt. Dieser wollte der zweite Dionysos sein: Dionysos heißt ‚Gottes Sohn' – Dio - Gott, nysos - Sohn. Darum auch vermochte der alte Invalide der Napoleonischen Armee, den Leon Bloy in seiner Kindheit gekannt hat, „den Kaiser nicht vom Sohne Gottes" zu unterscheiden. Darum trinken die Soldaten Napoleons mit ihm Wein und Blut aus einem Kelch, wie in den Dionysischen Mysterien, und vereinigen sich in einen Körper, in eine Seele – die Große Armee.

Sie bewegt sich mit solch einer Schnelligkeit, in einer so wunderbaren Ordnung, als der Kaiser sie 1805 durch einen Wink seiner Hand aus dem Lager von Boulogne, von den Küsten des Ärmelkanals an die Ufer des Rheins versetzt, daß jemand, der sie aus der Höhe hätte übersehen können, gemeint hätte, es sei ein wohlgeordneter, tanzender Chor des Dionysos, der Chorführer aber der Gott selbst.

‚Hoch oben, wie ein Gott fürwahr
Schien über allem er zu schweben,
Mit seinen Augen wunderbar
Beherrschte er das untere Leben.‘[44]

Diese Augen mit dem „unnatürlichen Glanz, wie von geschmolzenem Metall“ sind die Augen des Dionysos.

„Ich will, daß meine Fahnen ein religiöses Gefühl erwecken.“[45] Welche Religion meint er denn?

„Wes Stimme tönt? Wer ruft uns? Evoe!“ So erkennen die Bacchantinnen des Euripides die Stimme ihres unsichtbaren Gottes. Dieselbe Stimme erklingt in den Worten Napoleons: „Wenn ich im Feuer der Schlachten an der Front vorbeiritt und rief: ‚Soldaten! Entfaltet eure Fahnen, die Stunde ist da!‘ – da hätte man unsere Franzosen sehen müssen: die Leute tanzten vor Freude, ein Mann war dann Hunderte wert, und mit solchen Leuten erschien alles möglich.“[46]

Die Leute tanzten wie wahnsinnige, vom Gott besessene Bacchanten. „Napoleons Soldaten sind Besessene,“ sagte ein Augenzeuge am Vorabend von Waterloo.[47] Diese ‚Besessenheit‘ - katoche - ist in den Dionysischen Mysterien ein Zeichen der ‚Anwesenheit des Gottes‘.

„Jeder, den Napoleon überreden will, gerät gleichsam außer sich.“ Dieses ‚Außersichgeraten‘, diese Ekstase ist ein Zeichen derselben Anwesenheit des Gottes. Der Mensch muß aus sich herausgehen, um in den Gott einzugehen; er muß aus seinem menschlichen, imaginären, zerstückelten sterblichen ‚Ich‘ herausgehen, um in das göttliche, wahrhafte, ganze, unsterbliche Ich einzugehen. Das bedeutet: „Wer seine Seele bewahrt, wird sie verlieren, und wer sie verliert, wird sie finden.“

Dionysos ist der Lehrmeister der Ekstase; ebenso Napoleon. Dionysos, der Sohn der Semele, eines sterblichen

Weibes, ist ein Mensch, der zum Gott wird; ebenso Napoleon. Dionysos ist ein Eroberer und Friedenstifter; auch Napoleon will den Westen mit dem Osten vereinen, um die Weltherrschaft zu gründen – das Reich des ewigen Friedens. Dionysos ist ein leidender Gott-Mensch; und Napoleon auf St. Helena – der an den Felsen geschmiedete Prometheus – ist dasselbe wie Dionysos.

„Die Welt sieht auf uns. Wir bleiben auch hier die Märtyrer einer großen Sache ... Wir kämpfen mit der Gewalt der Götter, und die Völker segnen uns," sagte er. So hätte auch Prometheus sprechen können.[48]

Vielleicht beweist er hier, auf St. Helena, die größte Tapferkeit – keine jäh aufflammende mehr, sondern eine ununterbrochene ‚Tapferkeit von zwei Uhr nachts'.

„In meinem Leben lassen sich natürlich Fehler nachweisen, doch Arcole, Rivoli, die Pyramiden, Marengo, Austerlitz, Jena, Friedland – das sind Granitsteine: der Zahn des Neides kann nicht dagegen an."[49] Nein, auch das ist kein Granit, es ist Nebel, Phantom, doch hinter ihm erhebt sich der ewige Granit – St. Helena, der heilige Felsen, Pietra Santa, die ewige Tapferkeit.

„Man sagt, er sei alt geworden? Er hat ja, hols der Teufel, noch sechzig Feldzüge im Bauch!" rief ein alter englischer Soldat, als er den Kaiser auf St. Helena erblickte.[50] „Ich bin noch nicht fünfzig Jahre alt," sagt er selbst im Jahre 1817, „meine Gesundheit ist erträglich; ich habe wenigstens noch dreißig Jahre zu leben."[51] – „Es hieß, ich hätte nach Moskau und Leipzig graue Haare bekommen, aber wie Sie sehen, habe ich auch jetzt noch keine; und ich hoffe, noch ganz andere Schicksalsschläge ertragen zu können."[52] – „Sie glauben es vielleicht nicht, aber ich traure nicht um meine Größe; ich habe wenig Gefühl für das, was ich verlor."[53] „Die Natur selbst schien mich für große Leiden geschaffen zu haben; meine Seele

hielt ihnen stand wie Marmor; der Blitz zerschmetterte sie nicht, er glitt nur über sie hinweg."[54] – „Meinem Geschick fehlte das Unglück. Wäre ich auf dem Thron gestorben, in den Wolken der Allmacht, wäre ich für viele ein Rätsel geblieben. Jetzt aber können sie mich, dank meinem Unglück, in meiner ganzen Nacktheit richten."[55]

Seine Nacktheit ist St. Helena, der heilige Felsen – der unerschütterliche Mut. „Ich bin auf einem Felsen gegründet - je suis établi sur un roc," sagt er auf der Höhe seiner Größe und hätte es auch in der Tiefe seines Sturzes sagen können.[56] Wer von allen Menschen ist so hoch gestiegen und so tief gefallen wie er? Doch je tiefer der Fall, um so höher der Mut. All seine Glorie kann verblassen – nur die nicht, die er als Lehrer des Mutes um sein Haupt gewoben hat. Barrès[57] nennt Napoleon nicht ganz treffend den ‚Professor der Energie' – le professeur de l'énergie. Napoleon ist nichts weniger als ein Professor; auch das Wort „Energie" ist viel zu abstrakt und zu mechanisch für eine so organische Erscheinung, wie Napoleons Tapferkeit. Der Gedanke aber ist richtig.

Hier bleibt er sich immer gleich: in der Freigebigkeit, mit der er sein Leben bei Arcole verschwendet, und in dem Geiz, mit dem er über den zwanzig Centimes im Bericht des Finanzministers zittert oder an die Prise Tabak in der Schnupftabakdose denkt, die er seinem Sohne vermacht, liegt derselbe fanatische, ‚ekstatische' Heldenmut. Napoleon ist der Lehrmeister der Ekstase und des Mutes, weil diese beiden Kräfte untrennbar sind: der Mensch muß aus seinem sterblichen Ich herausgehen und in das unsterbliche eingehen, um jenes letzten Mutes fähig zu sein, der die Furcht des Todes besiegt. „Man genießt sich selbst am besten in der Gefahr," sagt Napoleon;[58] man genießt, man berauscht sich am berauschendsten

Wein des Dionysos – am eigenen göttlichen, im Angesicht des Todes unsterblichen Ich.

‚Was immer mit Verderben dräut,
Das Herz der Sterblichen erfreut
Mit unerklärlichen Genüssen –
Ein Unterpfand der Ewigkeit.‘[59]

Deshalb ist des Dionysos geheimer Name – Lyäos, der Befreier: er befreit die menschlichen Seelen von der schwersten Sklaverei – von der Todesfurcht. Hierin ist Dionysos übrigens, wie auch in allem andern, nur der Schatten des Kommenden: „Wer an mich glaubet, wird den Tod nicht sehen ewiglich.“

Die Menschen sind dem dankbar, der sie leben lehrt; aber vielleicht noch dankbarer dem, der sie sterben lehrt. Darum auch sind Napoleons Soldaten ihm so dankbar und rufen „mit dem letzten Blutstropfen, der aus ihren Adern fließt: ‚Es lebe der Kaiser!‘“ Er ist in Wahrheit der Führer, der die menschlichen Seelen zum Siege über den letzten Feind führt – über den Tod.

„Man muß leben wollen und zu sterben verstehen,“ sagt Napoleon.[60] Und weiter: „Ein Soldat muß zu sterben verstehen.“[61] Jeder Mensch muß ein Soldat auf dem Schlachtfelde sein, um den letzten Feind, den Tod, zu besiegen. Ist das unmöglich? „Das Unmögliche ist nur ein Schreckgespenst für Zaghafte, eine Zuflucht für Feiglinge,“ antwortet Napoleon. Jeder Mensch muß, so er sterben und auferstehen will, ein Napoleon sein.

Wir alle, die wir durch ein vermeintliches ‚Christentum‘ verderbt sind, glauben mehr oder weniger, wie der arme Nietzsche, daß gut sein – schwach sein, und stark sein – böse sein bedeutet. Napoleon weiß, daß dem nicht so ist: „Tugend ist Kraft, ist Mut; ein starker Mensch ist gut, nur die Schwachen sind böse.“[62] Das sagt er im

Anfang seines Lebens, und am Ende spricht er ebenso. „Seid immer gut und tapfer," ermahnt er seine alte Garde, als er nach der Abdankung in Fontainebleau Abschied von ihr nimmt, und er hätte es allen Menschen ans Herz legen können.[63]

„Ich habe gezeigt, was Frankreich kann; möge es dies alles erfüllen." Er hat gezeigt, was die Menschheit kann; möge sie es nun erfüllen.

Die Ekstase – der Dionysische Wein – geht augenblicklich in unseren Herzen auf die Neige, wie das Wasser in den Brunnen während der Dürre abnimmt. Das amerikanische ‚trockene System' herrscht in der ganzen ‚christlichen' Menschheit. „Ich bin der wahre Weinstock, mein Vater aber der Winzer" – das haben wir vergessen und trinken von keiner Rebe mehr. ‚Trocken' sind wir indes nur in bezug auf den Wein, nicht in bezug auf das Blut: wir haben die Welt eben erst mit Blut überschwemmt, und ‚trocknen' jetzt vielleicht nur, um von neuem ‚durchnäßt' zu werden.

Auch Napoleon hat Blut vergossen, doch er war nicht so ‚trocken' wie wir: er ist der Letzte, der von der Rebe des Dionysos gekostet hat; der letzte Berauschte und Berauschende.

Dionysos ist nur ein Schatten, der Leib aber ist der Menschensohn. Ist ein Leib nicht besser als ein Schatten? Ja, er ist besser, doch wenn der Leib dahingeht, bleibt nur der Schatten zurück. Die Welt kann ohne den Sohn nicht leben, und lebt sie nicht durch seinen Leib, so durch den Schatten. Der Schatten des Sohnes ist Napoleon-Dionysos.

In grauer Vorzeit ist der erste Schatten desselben Leibes – des Sohnes – der altbabylonische Held Gilgamesch: die senaarischen Nomaden besangen ihn vielleicht

schon tausend Jahre vor Abraham in ihren Liedern. Gilgamesch, ein Sonnenheld, durchwandert die ganze Welt und sucht die Blume des Lebens, die den Menschen Unsterblichkeit verleiht; er wandelt auf der Bahn der Sonne vom Osten zum Westen, senkt sich wie die Sonne in den Ozean, anscheinend in denselben, in dem die Insel Atlantis versunken ist, – und findet in ihm die Blume des Lebens.[64]

‚Dem Dorn und der Rose ist gleich diese Blume.‘[65]

Dem Dorn des Leidens und der Rose der Liebe. Solcherart ist die Weisheit des Dionysos: durch den marternden Dorn des Todes zu der berauschenden Rose der Unsterblichkeit.

Auf der Bahn der Sonne aus der Hemisphäre des Tages in die Hemisphäre der Nacht wandelt auch Napoleon, der letzte Sonnenheld, der letzte Mann aus Atlantis; auch er sinkt, der Sonne gleich, in den Ozean und findet in ihm jene Blume des Lebens – den marternden Dorn, die berauschende Rose des Dionysos.

Der erste Dionysos ist Gilgamesch, der letzte Napoleon. Man kann von dem letzten dasselbe sagen, wie von dem ersten:

‚Er hat alles geschaut bis zu den Grenzen der Erde,
Alles erfahren und alles erkannt,
Sein Blick drang in die tiefsten Tiefen,
Von geheimster Weisheit hob er den Schleier . . .
Kunde bracht er von fernen Zeiten,
Einen langen Weg durchschritt er voll Arbeit und Mühe
Und schrieb die Sage davon auf die Tafeln,
Zu zwei Dritteln ein Gott, zu einem nur Mensch.‘[66]

Die Wolken zogen so niedrig über den himmelhohen Felsen von St. Helena dahin, daß sie mit ihren Rändern an ihnen hängenblieben, wie weiße Gewänder von Gespenstern. „Napoleons liebste Beschäftigung bestand darin, den Flug der Wolken über den Spitzen der gigantischen Berge zu verfolgen, zu beobachten, wie ihre Umrisse sich veränderten, wie sie sich über den Gipfeln in wehende Vorhänge verwandelten, sich in den dunklen Schluchten zusammenballten, oder in der Ferne über dem Ozean ausbreiteten: er schien die Zukunft aus diesen vorüberfliegenden, luftigen Gebilden lesen zu wollen."[1]

Nein, nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit: er weiß bereits, daß die Zukunft für ihn zu Ende ist; in St. Helena ist er lebendig begraben. Und diese vorübereilenden Wolken – diese Gebilde, Gestalten, Erscheinungen – sind für ihn nur Visionen der Vergangenheit, der Traum seines ganzen Lebens.

„Welch ein Roman war doch mein Leben!" sagt er zu seinen Mitgefangenen auf St. Helena. „Welch ein Roman", welch ein Traum, ein Phantom, eine vorüberfliegende Wolke.

„Es scheint mir zuweilen, als wäre ich schon gestorben, und es sei mir nur ein unklares Gefühl geblieben, daß ich nicht mehr bin," sagte die Kaiserin Josephine vor ihrem Tode mehrere Male. „Il me semble quelquefois que je suis morte et qu'il ne me reste qu'une sorte de faculté vague de sentir que je ne suis plus."

Das gleiche hätte Napoleon auf St. Helena sagen können.

„Wenn es nur von Dauer wäre! - Pourvou que ça doure!" flüsterte, einer weisen Parze gleich, Napoleons Mutter, in ihrer gebrochenen französischen Aussprache, diese bescheidene, stille, alte Frau, „dieMutter der Könige, die Mutter der Schmerzen", wie sie sich selbst nannte. „Je suis la mère de toutes les douleurs". Nein, es war nicht von Dauer – es schwebte vorüber wie eine Wolke. „Lätitia war immer fest überzeugt, daß das ganze riesengroße Gebäude des Kaiserreichs zusammenstürzen werde."[2] „Niemand läßt es sich auch nur träumen, wie sie gelebt hat. - On ne rève pas comme elle a vécu," sagte jemand von ihr. Das kann man auch von ihrem Sohne sagen.

„Nach so langen Jahren der Wirren, der Opfer und des Blutes hat Frankreich nichts erhalten, außer dem Ruhm," sagte der russische Kaiser Alexander I. im Jahre 1814 zu Napoleons Marschällen, nachdem die verbündeten Truppen Paris genommen hatten.[3] „Nichts als den Ruhm" – ein Phantom, eine vorüberfliegende Wolke.

Ist dem so? Ist sein ganzes Werk verschwunden wie ein Traum? Nein, einiges ist geblieben: das Gerippe des neuen Rechts, das durch den Code Napoléon, das erste universale Gesetzbuch nach dem römischen, dem Körper Europas eingefügt wurde, die rechtliche Bestätigung der Persönlichkeit. Und wenn das heutige Europa dem Ansturm der kommunistischen Unpersönlichkeit standhält, so vielleicht nur, weil dieses Napoleonische Rückgrat in ihm noch immer stark genug ist.

Der Enkel kennt den Großvater nicht mehr, erinnert sich seiner nicht; er selbst aber erinnert an ihn, sieht ihm ähnlich: so ist Napoleon dem heutigen Europa bereits ‚unbekannt', aber es zeigt immer noch das Napoleonische Profil. Ist das wenig oder viel? Viel im Vergleich zu dem, was andere getan haben, und sehr wenig im Vergleich zu dem, was er tun wollte und hätte tun können, so wenig,

daß es ihm zuweilen als ‚beinahe gar nichts' erschien. Er hat seine Verkleinerung in der Geschichte selbst vorausgesehen: „Ich werde fast nichts sein - Je ne serai presque rien".

Ja, obwohl er das ‚ens realissimum' war, fühlte er stets unklar, daß der ganze Realismus des Seins eine Phantasmagorie ist, und daß er sein Leben gestaltete, wie der Schlafende den Traum, oder der Maler seine Bilder, der Musiker eine Symphonie.

Dazu brauchte er ja die Macht über die Welt, um aus der Welt einen Traum zu schaffen: „Ich liebe die Macht, wie ein Künstler, wie der Geiger seine Geige liebt. Ich liebe sie, um ihr Töne, Wohllaut, Harmonie zu entlocken."

‚Die Welt als Vorstellung' – vielleicht hätte er verstanden, was das bedeutet, wenn sich der Wolkenvorhang über den Felsen von St. Helena emporhob. ‚Vorstellung'– eine Tragödie, ein dionysisches Spiel auf der Weltbühne. Er ist sein Dichter, Darsteller und Held in einer Person; er dichtet, spielt es und geht mit ihm zugrunde.

Wenn er ein ‚Ungeheuer' ist, so von anderer Art und in andern Ausmaßen als Nero; doch hätte auch er, wie es scheint, vor seinem Tod ausrufen können wie jener: „Qualis artifex pereo! - Welch ein Künstler geht mit mir dahin!".

Er erschafft den Traum der Welt, wie der Gott Demiurgos; der Traum zerrinnt – der Gott stirbt.

‚Lebt wohl, ihr Träume, nicht verschwendet,
Die nicht in Tat ich umgesetzt . . .
Oh, wie ein Gott, so sterb' ich jetzt,
Der seine Schöpfung nicht vollendet!'[4]

„Commediante!" soll Papst Pius VII., der Gefangene von Fontainebleau, das Opfer des ‚neuen Nero-Anti-

christ', im Streit mit dem Kaiser über das zweite Konkordat vom Jahre 1813, ausgerufen haben. Das ist wohl nur Legende. Doch wenn das Wort auch nicht authentisch ist, so ist es dennoch sehr tiefsinnig. Ja, er ist ein ‚Komödiant' in der menschlich-göttlichen Komödie.

Als er sich das Zeremoniell der Krönungsfeierlichkeiten zurechtlegte, brachten ihm der Maler Isabey und der Architekt Fontaine ein kleines Theater, das den Innenraum der Kathedrale von Notre-Dame in Paris darstellte, wo die Zeremonie stattfinden sollte; das Theater enthielt eine Menge kostümierter und numerierter Püppchen. Napoleon war von diesem Spielzeug entzückt. Sofort ließ er Josephine, die Minister, die Marschälle und Würdenträger herbeirufen und ging daran, eine Probe der heiligen Krönung – der Puppenkomödie – abzuhalten.

Als er beim Rückzug von Moskau von der Verschwörung des halbverrückten Generals Malet erfuhr, der die Dynastie stürzen wollte, rief er: „So dauerhaft ist also meine Macht! Ein einziger Mensch, ein flüchtiger Sträfling genügt, um sie zu erschüttern. Also hält die Krone sich kaum auf meinem Kopf, wenn der dreiste Anschlag von drei Abenteurern in der Residenz selbst sie ins Wanken bringen kann."[5] Ja, die Krone auf seinem Haupt ist wie die Flittergoldkrone des Puppenkaisers, und seine Macht so dauerhaft wie ein Traum.

Und ein paar Monate vorher hatte er von der Höhe des Poklonnyj-Berges auf das zu seinen Füßen hingestreckte Moskau geblickt und sich nach den überstandenen und vor den kommenden furchtbaren Schrecknissen an diesem zauberhaften Schauspiel – einer Theaterdekoration – ergötzt. – „Das Händeklatschen aller Völker schien uns zu begrüßen."[6] Das alte Theben und Moskau! So weite Strecken des Raumes und der Zeit umfaßt dieser gigantische Traum. Doch plötzlich entschwebt alles, es zer-

streut sich, wie eine Fata Morgana, wie eine vorüberfliegende Wolke von einem leisen Windhauch, der Nachricht: „Moskau ist leer!“[7] Leer, wie ein leerer Traum. Und die Dekoration verwandelt sich: „Moskau verschwindet wie ein Phantom in Schwaden von Rauch und Flammen.“[8] – „Es war das majestätischste und furchtbarste Schauspiel, das ich in meinem Leben gesehen,“ erinnert er sich auf St. Helena.[9] Dort, auf den Trümmern des ausgebrannten Moskau, verfügt er die Neuorganisation der Comédie française – ein Schauspiel im Schauspiel, ein Traum im Traum.[10] Das ist die zweite Stufe der ‚Welt als Vorstellung‘; es ist keine Zahl, sondern der Logarithmus einer Zahl.

„General Bonaparte sah ein imaginäres Spanien, ein imaginäres Polen (Rußland), und sieht jetzt ein imaginäres St. Helena,“ sagte Hudson Lowe.[11] Das heißt: sein Willen zum Leben ist von Anfang bis zum Ende der Wille zum Traum.

‚. . . Wir sind Zeug,
Wie das zu Träumen ist . . .‘

Diese Worte des Shakespearischen Prospero hätte er verstanden: er baut seine Träume aus der Materie der Welt auf, und seine Welt aus der Materie der Träume.

Das ‚realste Wesen‘ und das ‚idealste Wesen‘ – das sind seine zwei Gesichter; wie soll man da entscheiden, welches von ihnen das echte ist?

Und wie im Großen, so im Kleinen.

„Er liebte alles, was zur Träumerei stimmt: den Ossian, das Dämmerlicht, melancholische Musik. Gespannt lauschte er dem Rauschen des Windes, sprach begeistert von dem Brausen der Meereswellen; er war geneigt, an Gespenster zu glauben, und war überhaupt sehr abergläubisch.

Wenn er sich abends aus seinem Arbeitszimmer in den Salon der Madame Bonaparte begab, befahl er, die Kerzen mit weißem Mull zu verhängen. Wir mußten alle schweigen, während er uns Gespenstergeschichten erzählte ... Oder er versank beim Anhören leiser, langsamer Musik in Nachdenken, das niemand von uns durch eine einzige Bewegung zu unterbrechen wagte."[12] Diese mit Mull verhängten Kerzen verbreiten ein gespenstisches, traumhaftes Licht und künden gleichsam schon jenes Sonnenlicht voraus, das durch die gespenstischen Wolken über St. Helena fällt.

Einmal improvisiert und spielt er eine phantastische Novelle von zwei unglücklich Liebenden, Theresa und Giulio, wo unter andern ein geheimnisvolles Wesen vorkommt, eine androgynische Sibylle, die Napoleon selbst oder dem verwandelten Dionysos ähnlich ist*.

„Mit den Worten: ‚Giulio stieß den Dolch in Theresas Herz,' schloß er seine Erzählung, ging auf die Kaiserin zu und machte eine Geste, als ziehe er einen Dolch aus der Scheide. Die Illusion war so stark, daß die Hofdamen vor Schreck aufschrien und sich zwischen ihn und Josephine warfen. Bonaparte aber fuhr, wie ein vorzüglicher Schauspieler, ohne in Verwirrung zu geraten und ohne den erzielten Eindruck zu beachten, in seiner Erzählung fort."[13] – „Wenn er sich dem Flug seiner Phantasie hingab, ließ er sich so fortreißen, daß alles ringsherum für ihn verschwand." Man behauptet, er habe bei dem großen Schauspieler Talma Unterricht

* Giulio, conte improvisé par Napoléon. „On vit paraître à Rome un être mystérieux qui prétendait devoiler les secrets de l'avenir et qui s'enveloppait d'ombres si épaisses que son sexe même était l'objet de doute et de discussion. Le uns ... décrivaient les formes et les traits d'une femme, tandis que les autres justifiaient leur éffroi en lui donnant l'aspect d'un monstre hideux." Napoleon selbst ist ein „korsikanisches Ungeheuer"; er besitzt auch ein „magnetisches Voraussehen", und „eine Fülle nicht unseres Geschlechts - un embonpoint qui n'est pas de notre sexe."

gehabt; er hätte „ihn aber vielleicht selbst unterrichten können".[14]

„Wenn er einen Armeebefehl diktiert, gleicht er einem italienischen Improvisator oder der Pythia auf dem Dreifuß."[15] Also spielt er auch hier, auf den Schlachtfeldern, Komödie, er dichtet, wie im Salon der Madame Bonaparte, ‚eine Gespenstergeschichte' – die Weltgeschichte; und der Pulverdampf steigt auf wie der Dampf aus dem Erdspalt der Pythia oder wie die Gespensterwolke von St. Helena.

Er ist ein Magier, der Erscheinungen heraufbeschwört, oder, in die Sprache unserer Zeit übersetzt, ein Filmoperateur in gigantischem Maß, ein großer Meister der künstlerischen Gegensätze.

Als der Oberbefehlshaber der ägyptischen Armee, General Bonaparte, den Mönchen des Klosters von Sinai, „aus Verehrung für Moses und das Volk von Israel, dessen Kosmogonie uns an die graue Vorzeit erinnert", einen Schutzbrief gibt, schreibt er seinen Namen in das Buch der Ehrengäste neben den Namen Abrahams.[16] Ist das ‚Komödiantentum', ‚Scharlatanerie', Lichtreklame in den Wolken, oder ein apokalyptisches Zeichen? Vielleicht alles zusammen; vielleicht empfindet er ganz aufrichtig seinen Übergang aus der Zeit in die Ewigkeit, aus der Weltgeschichte in die Kosmogonie, in die Eschatologie.

Und hier noch ein paar andere Masken aus derselben ‚Komödie'. Er schwärmt davon, wie er „im Alter, mit der Kaiserin, wie ein ehrbares Bauernehepaar, im eigenen Gefährt, in aller Stille, alle Winkel seines Reiches besuchen wolle, um Beschwerden entgegenzunehmen, Unrecht gutzumachen und allerorten das Andenken an seine Wohltaten auszusäen."[17] Hier spielt er natürlich den Löwen im Schafspelz: er weiß genau, daß dies niemals sein wird, verschließt sich diesem Wissen aber ganz aufrichtig. Viel-

leicht schwebte ihm diese kleinbürgerliche Idylle im Traum vor. Das Kleinbürgertum steckt überhaupt viel tiefer in ihm, als man glaubt.

Zum Andenken an seine berühmten Worte auf dem Schlachtfelde von Eylau: „Ein furchtbarer Anblick! Dieses hier müßte den Herrschern die Liebe zum Frieden und den Abscheu vor dem Kriege einflößen," – bestellt er bei dem Maler Gros ein Gemälde, das dieses Feld darstellt und ihn selbst inmitten der Toten und Verwundeten, die tränenschweren Augen zum Himmel erhoben.[18] Es wäre besser gewesen, er hätte dieses Bild nicht malen lassen und wenigstens in dieser Hinsicht keine ‚Komödie' gespielt; doch auch das bedeutet noch nicht, daß er den Abscheu vor dem Kriege nicht aufrichtig empfunden hätte.

Er hält sein Gefolge vor einem Transport österreichischer Verwundeter an, nimmt den Hut ehrfurchtsvoll ab und ruft: „Ehre und Ruhm den unglücklichen Helden!"[19] Um diese theatralische Geste hätte Talma ihn beneiden können, doch das bedeutet wiederum nicht, daß sie jeder Aufrichtigkeit ermangelte.

Einen armen russischen Jungen, den Grafen Apraxin, der bei Austerlitz in Gefangenschaft geriet und wie ein Kind weinte, tröstete er mit den leeren Worten: „Beruhigen Sie sich, junger Mann, und wissen Sie, daß es keine Schande ist, von Franzosen besiegt zu werden!"[20] Er hätte ihn lieber nicht trösten sollen; doch wenn L. Tolstoj über diese ‚Komödie' über alle Maßen empört ist, so vielleicht nur deshalb, weil er zuweilen selbst in einer viel raffinierteren Komödie mitwirkte, der sogenannten ‚Wahrhaftigkeit'.

Napoleon weiß, daß Josephine unfruchtbar ist, und, da er sich aus Mitleid nicht von ihr scheiden lassen will, schlägt er ihr vor, eine Schwangerschaft vorzutäuschen, um seinen Sohn von einer andern Frau zum Thronfolger

auszurufen. Josephine erklärt sich einverstanden, doch der Plan scheitert an dem Widerstand des Leibarztes Corvisart, der sich schroff weigert, an einem solchen Betrug teilzunehmen. Hier ist alles erstaunlich: das aufrichtige Mitleid mit der alternden Frau, die kindische Naivität des Betrugs, die bei solch einem Realisten seltsam anmutet, der Traum, eine Dynastie auf einem Phantom zu begründen – einem untergeschobenen Thronerben, und dieses Äußerste an ‚Komödiantentum und Scharlatanerie', die sich durch nichts rechtfertigen, nicht einmal erklären lassen – höchstens vielleicht durch die Folgerung: wenn die Welt ein Traum, eine ‚Vorstellung', und alles in der Welt trügerisch und illusorisch ist, was will da ein Betrug mehr besagen, wenn zudem noch ein gutes Ziel erreicht werden soll?

Josephine beklagt sich, daß Bonaparte „in den langen Jahren, die sie mit ihm verlebt hat, keinen einzigen aufrichtigen Moment gehabt habe".[21] Ist dem so? Vielleicht ist er aufrichtig auf seine Art, aber seine Aufrichtigkeit ist eine andere, eine andere Wahrheit als die ihre. „Wie komisch Bonaparte ist! - Il est drôle, Bonaparte!" ruft sie bei der ersten Bekanntschaft mit ihm aus. Man mußte ein Kanarienvogel von Martinique sein wie Josephine, um nicht zu fühlen, daß er nicht ‚komisch', sondern furchtbar war. Frau Rémusat fühlt es und weint vor Furcht wie ein Kind.[22]

Er ist ein ‚Komödiant', ein ‚Schauspieler', aber kein Heuchler; er spielt beständig eine Rolle, aber keine fremde, immer nur die eigene: Napoleon, der die Rolle des Napoleon spielt. In diesem Sinne ist er die Wahrheit selbst, doch diese Wahrheit hat mit nichts Ähnlichkeit, so daß ihr niemand Glauben schenkt. „Meine heimlichen Neigungen, die schließlich natürliche sind, geben mir unendliche Mög-

lichkeiten, alle zu täuschen." Eben in diesen natürlichen Neigungen ist er ein Geschöpf einer andern Schöpfung, ein Mensch aus einem andern kosmischen Zyklus, nicht aus dem Jahre 1800 n. Chr., sondern aus dem Jahre 1800 v. Chr. oder aus einer ebenso fernen Zukunft; ein Mann aus Atlantis oder aus der Apokalypse. Er braucht nur vollkommen wahrhaft, nur er selbst zu sein, damit alle sich in ihm täuschen. Im Grunde genommen täuscht er niemanden, er verbirgt sich nur vor allem, um die Menschen nicht allzusehr durch sein ‚Wunderbares – Ungeheuerliches' zu erschrecken. Zu diesem Zweck trägt er eine Maske, verdeckt sein Gesicht, wenn er aus der Wolke von Sinai zu dem Volke hinabsteigt.

Er täuscht niemanden, wird aber selbst von allen getäuscht. Kein anderer Herrscher dürfte so viel betrogen und verraten worden sein wie er – von Ministern, Marschällen, Gattinnen, Mätressen, Brüdern, Schwestern, Feinden und Freunden. So seltsam es auch klingt, er ist treuherzig, ohne Falsch; sogar allzu wahrhaft, offenherzig bis zum Zynismus, z. B. bei der Erschießung des Herzogs von Enghien oder der ‚schmutzigen Geschichte' mit dem König von Spanien. Treuherzig, ohne Falsch gibt er sich erst dem ‚listigen Byzantiner' Alexander I. hin, dann seinem Schwiegervater, dem Kaiser Franz, und schließlich den Engländern. Erst auf St. Helena besinnt er sich: „Ich habe meine romantische und ritterliche Meinung von euch (die Engländer) teuer bezahlt."[23]

„Diese Leute wollen nicht mit mir reden," beklagt er sich während des Kongresses zu Chatillon 1814 bei Caulaincourt. „Unsere Rollen sind vertauscht... Sie haben vergessen, wie ich sie in Tilsit behandelt habe. Meine Großmut hat sich einfach als Dummheit erwiesen... Ein Schüler wäre schlauer gewesen als ich."[24] Vielleicht ist er auch zugrunde gegangen, weil er zu wahrhaft war.

Die Geschmeidigkeit des Rückgrats, die Kunst, „das Manöver zu ändern - changer de manœuvre",[25] die Talleyrand und Fouché, diese beiden rückgratlosen Reptile, in so großer Vollkommenheit besaßen, ging ihm ganz und gar ab. „Tapferkeit kann man nicht vortäuschen: sie ist eine Tugend ohne Heuchelei."[26] Und gerade dies ist ja vorzugsweise seine Tugend – Pietra Santa, der Heilige Felsen, das unbeugsame Rückgrat.

„Wir können einander verstehen," schreibt Kaiser Paul I. an den Konsul Bonaparte.[27] Sie können einander verstehen, weil sie beide ‚Romantiker', ‚Ritter' und – so eigenartig dies auch klingt – Don Quichotte sind.

„Napoleon war das Gefühl der Soldatenehre, der soldatischen Brüderlichkeit im höchsten Maße eigen... Dieser schlaue Politiker war stets ein Ritter ohne Tadel," sagt Vandal, einer der wenigen gerechten Beurteiler Napoleons.[28]

Wie wenig gleicht das dem Taineschen ‚Kondottiere', dem ‚Principe nach Macchiavelli', der ‚Mischung von Löwe und Fuchs'. Nein, er ist eine Mischung von Löwe und Drachen: die Kraft des Löwen auf Flügeln des Traumes.

Alles ist illusorisch für ihn, das bedeutet aber nicht, daß alles nur ein ‚Schleier der Maja' über der absoluten Nichtigkeit wäre. Napoleon ist neben Goethe der größte Antipode der buddhistischen Weisheit, des Willens zum Nichtsein und zur Unpersönlichkeit. Beide sind sie das ewige ‚Ja' entgegen dem ewigen ‚Nein'.

‚Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis.'

Goethe spricht mit diesen Worten aus, was Napoleon fühlt: das Zeitliche ist ein Symbol des Ewigen. Der Schlafende träumt von dem, was in Wirklichkeit mit ihm vorgegangen ist, und der in der Zeit Lebende sieht im Traum,

was in der Ewigkeit mit ihm gewesen ist und sein wird. ‚Die Welt als Vorstellung' verschwindet, ‚die Welt als Wille' bleibt bestehen. Diesen Willen leugnen Schopenhauer und Buddha; Napoleon und Goethe bejahen ihn.

Wolken, Träume, Phantome und darunter St. Helena, der heilige Felsen – Pietra Santa, der ewige Granit. Sein offenbarer Name bei Tag ist Mut; sein heimlicher, nächtlicher – Schicksal.

„Zeit meines Lebens habe ich meinem Schicksal alles zum Opfer gebracht – Ruhe, Vorteil, Glück."[1] Das ist Napoleons Gesicht ohne Maske – seine unendliche Wahrheit, seine unendliche Aufrichtigkeit. Wenn er sagt: ‚Schicksal', so gibt er uns damit den Schlüssel zur verschlossenen Tür – zu seinem Geheimnis. Allein dieser Schlüssel ist zu schwer für uns: die Tür bleibt verschlossen, Napoleon bleibt ‚unbekannt'.

Was ist Schicksal? Der Zufall, der die Welt regiert - le hasard qui gouverne le monde -, wie es ihm zuweilen selbst scheinen will;[2] der Zufall ist ein blinder Teufel, und Napoleon, der Herrscher der Welt, nur der Sklave dieses Teufels. Oder etwas Höheres, Sehendes, mit dem Willen des Helden Übereinstimmendes. Vielleicht hat er selbst nie darüber nachgedacht, doch scheinen seine Gedanken sich stets diesem Punkt genähert zu haben; sie alle scheinen in diese Tiefe hinabgestiegen zu sein, wo dem Menschen das Rätsel des Schicksals aufgegeben wird. Er hat der Sphinx niemals gerade ins Antlitz geschaut, aber stets gefühlt, daß sie ihm ins Antlitz sah, und er hat gewußt, daß das Ungeheuer ihn verschlingen würde, falls er sein Rätsel nicht löse. Ödipus' Antlitz vor der Sphinx zeigt tiefes Sinnen, das Napoleons ebenso. Dieses unendliche Sinnen scheint der hervorstechendste Zug in seinem Gesicht zu sein, der es von allen andern Menschengesichtern unterscheidet. Je aufmerksamer man es betrachtet, um so mehr gewinnt man den Eindruck, als habe er nicht nur über sich selbst, sondern über uns alle, über die ganze ‚christliche' Menschheit nachgedacht, die in ihrer großen

Ketzerei das sanfte Joch abgelehnt hat und unter das eiserne Joch des Schicksals geraten ist.

In der Nacht vor der Schlacht bei Jena begab der Kaiser sich allein auf die Vorpostenlinie, um die Straße zu besichtigen, die für den Transport der Artillerie durch die Felsen des Landgrafenbergs gebrochen wurde. Die Nacht war finster, auf zehn Schritt Entfernung nichts zu sehen. Als er sich der Postenkette näherte, hörte ein Soldat seine Schritte, rief ihn an: „Wer da?" und legte an. Napoleon war so tief in Gedanken versunken, daß er den Anruf überhörte und weiter ging. Der Posten schoß. Die Kugel pfiff am Ohr des Kaisers vorbei. Er warf sich mit dem Gesicht auf die Erde und hatte gut daran getan; eine Unzahl von Kugeln schwirrte über seinen Kopf dahin: die ganze Postenkette hatte eine Salve nach ihm abgefeuert. Nachdem er dieses erste Feuer glücklich überstanden hatte, stand er auf, ging zu dem nächststehenden Posten und gab sich zu erkennen.[3]

Er fällt mit dem Gesicht zu Boden, als wolle er, der Herrscher der Welt, sich vor einem andern, größeren Herrscher beugen. Vor wem aber — vor dem finsteren Teufel, dem Zufall, oder vor seinem strahlenden ‚Stern', der nächtlichen Sonne, dem Schicksal? Vielleicht war es gar nicht das, worüber er eine Minute vorher so tief nachgedacht hatte, aber doch etwas, was diesen Gegenstand streifte, ihm vielleicht um Haaresbreite nahe kam, so wie er um Haaresbreite dem Tod entgangen war.

Ein paar Tage vor seiner Abdankung und dem Selbstmordversuch in Fontainebleau war er so tief in Gedanken versunken, daß er es nicht bemerkte, wenn Personen, die er selbst hatte rufen lassen, das Zimmer betraten; er starrte sie an und schien sie nicht zu sehen, es verging mitunter mehr als eine halbe Stunde, ehe er sie ansprach; erwachte

er dann aus seiner Erstarrung, so fragte er sie nach irgend etwas und schien die Antwort gar nicht zu hören. Nichts vermochte diese ‚lethargische Nachdenklichkeit' - préoccupation pour ainsi dire léthargique - zu unterbrechen.[4]

Im Jahre 1810, kurz nach seiner Vermählung mit Marie Louise, während eines großen Abendempfanges im Schloß zu Compiègne, wo die ersten Würdenträger des Reichs, Minister, Marschälle, ausländische Gesandte, regierende Fürsten, Könige, Erzherzöge anwesend waren – kam Napoleon aus dem Spielsaal in den Salon. Die ganze riesengroße Suite folgte ihm auf dem Fuß. „Als der Kaiser bis zur Mitte des Zimmers gekommen war," erzählt ein Augenzeuge, der General Thiébault, „blieb er stehen, verschränkte die Arme über der Brust, starrte auf einen etwa sechs Schritt entfernten Punkt auf dem Fußboden und verharrte in dieser Stellung, ohne sich zu rühren. Auch alle andern blieben stehen, umringten ihn in einem weiten Kreise und verharrten in tiefem Schweigen, ohne es zu wagen, einander auch nur anzusehen; dann aber wechselten sie Blicke und warteten verwundert, wie das enden würde. So vergingen fünf, sechs, sieben, acht Minuten. Das Staunen wuchs; niemand begriff, was das heißen sollte. Schließlich ging Marschall Massena, der in der ersten Reihe stand, leise, wie schleichend, auf ihn zu und sagte ihm etwas mit so leiser Stimme, daß niemand es verstand. Doch kaum hatte er dies getan, als der Kaiser, ohne den Blick zu heben und ohne sich zu rühren, mit Donnerstimme hervorstieß: ‚Was geht Sie das an? - De quoi vous mêlez-vous?' Der eingeschüchterte Marschall, der Patriarch des Kriegsruhms, der Besieger Suworows, der ‚geliebte Sohn des Sieges' kehrte, in aller Ehrerbietung rückwärts gehend, auf seinen Platz zurück. Napoleon aber stand nach wie vor da, ohne sich zu rühren." Endlich, wie aus einem Traum erwachend, hob er den Kopf, löste die

verschränkten Arme, musterte alle mit einem prüfenden Blick, drehte sich schweigend um und ging in den Spielsaal zurück. Hier sagte er, an der Kaiserin vorübergehend, mit kalter Stimme: „Kommen Sie!" und begab sich mit ihr in die inneren Gemächer.

„Ich sehe das alles noch wie heute, aber ich kann bis jetzt nicht begreifen, was es war," schließt Thiébault. Der Auftritt erscheint ihm wie eine ‚unwürdige Possenreißerei' – jonglerie. – „Niemals hatte ich mich so beleidigt gefühlt; der Despot in Napoleon war mir nie so schamlos und unverfroren erschienen."[5]

Der arme Thiébault ist so gekränkt, daß er den andern Eindruck, den er von Napoleon empfangen, vergißt: „Ich kann das Gefühl, das ich in Gegenwart dieses kolossalen Wesens empfand, mit nichts vergleichen." Hätte er sich daran erinnert, so hätte er vielleicht begriffen, daß Napoleon auch in der Szene von Compiègne weder ein ‚Possenreißer' noch ein ‚Despot' war. Weshalb also eine ‚Beleidigung'? Von seiten Napoleons ist sie auf alle Fälle unfreiwillig; er will niemanden beleidigen, schon deshalb nicht, weil er in solchen Augenblicken niemanden sieht: die Menschen hören auf, für ihn zu existieren, sie verschwinden wie Schatten. Doch gerade das scheint sie zu kränken.

Thiébaults Zweifel ist auch unser Zweifel: was, in der Tat, bedeutet diese ‚lethargische Nachdenklichkeit', die wie ein Starrkrampf anmutet? Er hört, sieht, ist wach, tätig – doch das alles geschieht nur äußerlich, im Innern schläft er, ein ewiger Träumer, ein Somnambule seiner nächtlichen Sonne, des Schicksals; er schreitet knapp am Rande des Abgrunds dahin – sobald er aufwacht, stürzt er hinab. Doch er sollte bis zum letzten Schritt in den Abgrund nicht erwachen.

Er schläft, und sein Herz schlägt kaum merklich wie

im lethargischen Schlaf. „Es scheint mir, daß mein Herz nicht schlägt; ich habe es nie gefühlt."[6] – „Es ist, als hätte ich gar kein Herz."[7]

Er schläft im Wachen und wacht im Schlafe. Der Traum verflicht sich mit der Wirklichkeit, der Traum dringt in die Wirklichkeit ein, nicht nur metaphysisch, sondern auch äußerlich, physisch.

Am 24. Dezember 1800 fährt er in die Oper; er schläft im Wagen und träumt, daß er im italienischen Flüßchen Tagliamento ertrinkt; er erwacht von der Explosion der Höllenmaschine – um Haaresbreite vom Tode entfernt.

Er schläft auch auf den Schlachtfeldern, „während die Schlacht im vollen Gange ist, weit hinter der Feuerlinie".[8] Das wird ihm sogar zur Gewohnheit: „Ich bin gewohnt, auf dem Schlachtfeld zu schlafen."[9] Er schläft, von dem Donner der Geschütze eingelullt, wie ein Kind in der Wiege. In den verhängnisvollsten Augenblicken, die alles entscheiden, schläft er plötzlich ein, als entferne er sich in irgendeiner Absicht in unbekannte Gefilde.

Kurz vor dem Beginn der Schlacht bei Austerlitz war er so fest eingeschlafen, daß man ihn „mit Mühe erweckte". Im Schlachtgetümmel von Wagram, in dem Augenblick, da sich alles entscheiden soll, läßt er ein Bärenfell auf die bloße Erde breiten, legt sich hin und schläft fest ein. Er schläft etwa zwanzig Minuten; als er aufwacht, fährt er fort, seine Befehle zu erteilen, als habe er überhaupt nicht geschlafen.[10] Während der furchtbaren Räumung von Leipzig, als die ganze Front zusammenbricht, schläft er zwei Stunden lang ruhig in seinem Lehnsessel; erst die Sprengung der Elsterbrücke, durch die der Rückzug abgeschnitten und der Untergang der Armee besiegelt wird, weckt den Schlafenden.

So ist es im Kriege, so auch im Frieden. Er liebt es, aus

dem Bette aufzustehen und zwischen zwei Schlafabschnitten zu arbeiten. Napoleons Genie, sein Hellsehen, scheint eben diese schmale Landzunge des Wachens zwischen zwei Abgründen des Schlafes zu sein.

„Was soll man von dem Napoleonischen Schlaf, der vom Vendémiaire bis Waterloo dauert, denken?" fragt Leon Bloy. „Er ist erst vor dem Antlitz Gottes erwacht." – „Die größten Schicksalsschläge und selbst sein Sturz vermochten ihn bis zum Schluß nicht zu wecken. Auf St. Helena setzt er seinen Schlaf fort."[11] Und er stirbt im Schlaf oder erwacht im Tode.

„Er fragte mich, welche Todesart ich für die leichteste hielte, und bemerkte, daß ihm der Tod durch Erfrieren der schönste von allen zu sein scheine, denn beim Erfrieren sterbe man im Schlaf - si muore dormendo", berichtet der Arzt O'Meara über eine Unterhaltung mit Napoleon auf St. Helena.[12] So starb er auch im Schlafe, erfrierend im eisigen Atem des Schicksals.

‚Es schwankte das Schifflein im stürmischen Meer;
Ich schlief, und es trug mich die Flut hin und her;
Es wogten zwei Wellen gewaltig in mir –
Wie spielten sie vielgestaltig mit mir.
Gleich Zimbeln ertönten Klippen und Riff,
Es sang die Welle, die Windsbraut pfiff.
Doch derweil ich im Chaos der Töne zog,
Mein Traum überm Chaos der Töne flog.'[13]

Der Traum auf dem Meere, auf den ‚vielen Wassern'. „Die Wasser, die du gesehen hast, sind Völker und Scharen und Heiden und Sprachen," sagt der Engel der Apokalypse. Die vielen Wasser des Westens sind der Atlantik, wo ‚Atlantis' zugrunde ging, wo die Sonne der ersten Menschheit und die Sonne des letzten ‚Mannes aus Atlantis', Napoleons, versank.

‚Mein Traum überm Chaos der Töne flog.
Fast krankhaft klar und voll zaubrischem Sinn
Schwang leicht über donnerndem Dunkel er hin.
In Fieber und Strahlen erschuf er die Welt,
Grünende Erde von Äther erhellt . . .‘

In grellerem Licht als das unsere leuchtet der Äther; die Erde grünt in frischerem Grün – in der Jugend der ersten, vorsintflutlichen

‚Labyrinthe und Gärten, Paläste sogar . . .‘

Die titanische Baukunst der alten Atlantier.

‚Es rauschte gewaltige Menschenschar . . .
Viel fremde Gesichter erkannt ich in mir . . .‘

Gesichter einer andern Menschheit.

‚Sah seltsame Vögel und Fabelgetier . . .‘

Die Geschöpfe einer andern Schöpfung.

‚Auf Höhen der Schöpfung hielt stolz mein Lauf,
Die ruhende Welt, sie erstrahlte herauf . . .
Nur manchmal wie bösen Zaubrers Geschrei
Drang dumpf das Donnern des Meeres herbei . . .‘

Das Wesen von Atlantis ist Magie, ebenso Napoleons Wesen: er selbst ruft die Gesichter seines Traums herbei. Es ist der Traum der ganzen Menschheit, Anfang und Ende der Weltgeschichte: Atlantis – Apokalypse. Darum erschafft er seinen Traum, wie ein großer Magier, ein Zauberer.

‚Ins sanfte Gebiet aus Vision und Traum
Spritzte der brüllenden Wellen Schaum.‘

Kriege, Siege, Größe, Fall drängen sich wie leichte Schaumflocken in seinen Traum.

Sein Traum ist prophetisch. „Er besaß eine Art magnetischen Voraussehens seiner künftigen Geschicke - une sorte de prévision magnétique de ses futures destins."[14] „Ich hatte ein inneres Gefühl für das, was mich erwartete."[15] Die Menschen sind der Zukunft gegenüber blind, er ist sehend: er weiß, er ‚erinnert' sich ihrer wie der Vergangenheit. „Das Gesicht ist die mittlere Proportionale von Gefühl und Ahnung," definiert er diese unklaren Ahnungen mit der seinem Verstande eigenen mathematischen Genauigkeit. – „Die Hand sagt zum Auge: wie kannst du zwei Meilen weit sehen, wenn ich nicht zwei Schritt weit fühlen kann? Das Auge sagt zur Ahnung: wie kannst du in die Zukunft sehen, wenn ich nicht weiter als zwei Meilen sehen kann?"[16]

Im glücklichsten Augenblick seines Lebens, im Jahre 1800, nach Marengo, sagt er: „Mir ist nichts widerfahren, was ich nicht vorausgesehen hätte, und ich allein staunte nicht über das, was ich getan habe. Ich errate auch alles, was in der Zukunft sein wird, und ich werde mein Ziel erreichen."[17] Wenn sein Ziel die Weltherrschaft war, so hat er es nicht erreicht. Der Weg ist ihm klar, das Ziel dunkel; er weiß, was und wie er es tun wird, aber er weiß nicht wozu. „Ich fühle mich zu einem Ziel gedrängt, das ich selbst nicht kenne - Je me sens poussé vers un but que je ne connais pas."[18] „Wie sollte man nicht an eine Art Vorherbestimmung glauben, wenn man sieht, daß Ereignisse, die ihn anfänglich zu hindern und vom Ziel zu entfernen scheinen, oft die günstigsten Folgen für ihn haben? Gleicht er nicht einem Menschen, den eine unüberwindliche Macht wie einen Blinden an der Hand führt?"[19] Der blinde Hellsehende, ‚vom Schicksal berufen, einen unbekannten Befehl zu erfüllen'.

Vor der Schlacht bei Waterloo geht Napoleon, nur von einem Generaladjutanten vom Dienst begleitet, am

frühen Morgen das Ufer der Sambre entlang, tritt an ein Biwakfeuer heran, über dem ein Kessel mit Kartoffeln kocht. „Er ließ sich davon geben und aß nachdenklich. Als er fertig war, stieß er, in sichtbarer Betrübnis, ein paar abgerissene Worte hervor: ‚Das ist nicht schlecht ... damit kann man überall und immer leben ... vielleicht ist die Stunde schon nahe ... Themistokles ...' Der Generaladjutant, von dem ich dieses hörte," erzählt Las Cases, „sagte mir, daß diese Worte, hätte der Kaiser bei Waterloo gesiegt, seinem Gedächtnis entschwunden wären, wie viele andere, ohne die geringste Spur zu hinterlassen; doch nach der Katastrophe und besonders, nachdem er das Wort ‚Themistokles' in Napoleons berühmtem Brief an den englischen Prinzregenten gelesen hatte, war er durch die Erinnerung an das Biwak an der Sambre aufs höchste betroffen, und der Gesichtsausdruck, die Haltung, die Stimme des Kaisers quälten ihn lange Zeit und ließen sich nicht aus seinem Gedächtnis verwischen."[20]

„Ew. Königliche Hoheit, ich komme zu Ihnen, um mich, wie Themistokles, am Herd des britischen Volkes niederzulassen. Ich begebe mich unter den Schutz seiner Gesetze, den ich von Ew. Königlichen Hoheit erbitte als dem mächtigsten, beständigsten und großmütigsten meiner Feinde," schrieb Napoleon aus Rochefort an den englischen Prinzregenten.[21]

Also wußte er am Vorabend von Waterloo, was er in Rochefort tun würde.

Dies ist indes weit weniger erstaunlich als der Umstand, daß er es bereits achtundzwanzig Jahre früher gewußt hatte. Im Jahre 1787 etwa schreibt der siebzehnjährige Bonaparte in seinem Schulheft eine Geschichte vom österreichischen Abenteurer, Baron Neuhof, nieder, der sich 1737 als Theodor I. zum König von Korsika erklärt hatte, von den Engländern verhaftet, in den Londoner

Tower geworfen und nach vielen Jahren von Lord Walpole befreit worden war. „Ihr ungerechten Menschen! Ich wollte mein Volk beglücken, und es gelang mir für einen Augenblick; doch das Schicksal wurde mir untreu, ich bin im Gefängnis, und Sie verachten mich," schrieb Theodor an Walpole, und dieser antwortete ihm: „Sie leiden, Sie sind unglücklich: das genügt, um ein Recht auf das Mitleid der Engländer zu besitzen." – „Ich habe meine romantische und ritterliche Meinung von euch teuer bezahlt, ihr Herren Engländer," so schließt Napoleon auf St. Helena seine unvollendete Geschichte von dem korsischen Usurpator und englischen Gefangenen.[22]

In einem dieser Schulhefte macht er sich aus der ‚Géographie Moderne', einem alten Lehrbuch des Abbé Lacroix, Notizen über die englischen Besitzungen in Afrika und schreibt mit seiner damaligen gebundenen, feinen, frauenhaften Handschrift diese vier Worte nieder:

‚Ste. Hélène, petite îsle . . .
St. Helena, eine kleine Insel . . .'

Dann folgt eine leere Seite: er hatte zu schreiben begonnen und nicht zu Ende geschrieben, als hätte jemand seine Hand angehalten.[23]

„Sind Sie Fatalist?" – „Selbstverständlich. Ebenso wie die Türken. Ich war immer Fatalist. Wenn das Schicksal etwas will, muß man ihm gehorchen." – „Das Schicksal ist unabwendbar. Man muß seinem Stern gehorchen."[24] Und als Sterbender weigert er sich, Arzneien zu nehmen. „Was in den Sternen geschrieben steht – das steht geschrieben . . . Unsere Tage sind gezählt," sagte er, zum Himmel aufblickend.[25]

‚Des Himmels prophetische Zeichen wiederholt die Erde,
Der Erde prophetische Zeichen wiederholt der Himmel.'

Diese altbabylonische Keilinschrift hätte er verstanden.

Den Fatalismus, die Religion der Sternenschicksale, hat der heutige Orient von dem alten, von Babylon, übernommen, und dieser hat ihn aus einer noch ferneren, für uns unerforschlichen, vielleicht vorgeschichtlichen Urzeit erhalten, die bei Plato ‚Atlantis', in der Genesis die erste vorsintflutliche Menschheit heißt. Durch Sternenband ist Napoleon mit dieser Vorzeit verbunden. Man könnte von ihm, dem letzten Helden der Menschheit, dasselbe sagen wie von ihrem ersten Helden Gilgamesch:

‚Er brachte uns Kunde von uralten Zeiten.'

Den ‚Mann des Schicksals - l'homme du destin -' nannte ihn der österreichische Feldmarschall Melas nach der Schlacht bei Marengo. Dies ist einer jener tiefsinnigen Gemeinplätze, die zur allgemeinen Weisheit werden.

‚Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid',

und dazu den Namen: ‚Mann des Schicksals'.

Das Schicksal ist für ihn keine abstrakte Idee, sondern ein lebendiges Wesen, das jeden seiner Gedanken, jedes Gefühl, jedes Wort, jede Tat, jeden Herzschlag beeinflußt. Er lebt in dem Schicksal, wie wir in Zeit und Raum leben.

Unmittelbar nach der Explosion der Höllenmaschine in der Rue Nicaise erscheint der Erste Konsul in der Oper und verbeugt sich mit ruhigem Lächeln auf das Händeklatschen einer zweitausendköpfigen Menge, die noch nichts von dem Anschlag weiß, und niemand kann aus seinem Gesichtsausdruck erraten, daß er vor wenigen Minuten dem Tode um Haaresbreite entronnen ist.[26] Das ist keine Furchtlosigkeit in unserm menschlichen Sinne, kein Sieg über die Furcht, sondern das Unvermögen, Furcht zu empfinden. Er weiß, daß das Schicksal ihn auf den Händen trägt, wie eine Mutter ihr Kind. „Er wird Seinen Engeln über dir Befehl tun, und sie

werden dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest." Er weiß das, oder etwas, was diesem ähnlich ist, aber er weiß noch nicht, daß dies auch zur Versuchung des Satans werden kann: „Bist du Gottes Sohn, so laß dich hinab."

Die Engel des Schicksals oder die Teufel des Zufalls tragen ihn bis zu einer bestimmten Zeit, und sein ganzes damaliges Leben gleicht einem ununterbrochenen Wunderflug. „Wie glücklich war ich damals!" sagt er in Erinnerung an den ersten italienischen Feldzug. „Ich fühlte bereits voraus, was ich noch werden konnte. Die Welt schwand unter mir dahin; es war mir, als flöge ich durch die Luft."[27]

Der Wunderflug dauerte bis zum russischen Feldzug. „Sie befürchteten, ich könnte im Kriege fallen?" sagt er kurz vor Ausbruch des Krieges. „Genau so schreckte man mich in der Zeit der Verschwörungen mit Georges*: dieser Schurke folgte mir angeblich überall auf den Fersen und wollte mich erschießen. Doch das einzige, was er hat erreichen können, war, daß er meinen Adjutanten tötete. Mich zu töten, war damals unmöglich. Habe ich den Willen des Schicksals denn schon erfüllt? Ich fühle mich zu einem Ziel gedrängt, das ich selbst nicht kenne. Sobald ich es erreicht habe und entbehrlich geworden bin, wird ein Atom genügen, um mich zu vernichten; bis zu diesem Zeitpunkt aber können alle menschlichen Gewalten mir nichts anhaben – sei es in Paris oder bei der Armee. Ist jedoch meine Stunde gekommen, so wird ein Fieber, ein Sturz vom Pferde auf der Jagd mich genau so töten, wie ein Geschoß die Soldaten tötet; unsere Tage sind in den Sternen verzeichnet."[28]

Um dieselbe Zeit, vor dem russischen Feldzug, kam es zwischen ihm und seinem Oheim Kardinal Fesch zu lei-

* Georges Cadoudal, royalistischer Verschwörer (1804).

denschaftlichen Debatten über Kirchenangelegenheiten. Als der Kardinal ihn inständig bat, sich nicht gegen Gott aufzulehnen – es sei doch an den Menschen genug –, hörte Napoleon ihn schweigend an; dann nahm er ihn plötzlich an der Hand, geleitete ihn zur Tür, öffnete sie und führte ihn auf den Balkon. Es war ein Wintertag; durch die kahlen Bäume des Parkes von Fontainebleau schimmerte der blaßgraue Dezemberhimmel. „Blicken Sie auf den Himmel. Was sehen Sie dort?" fragte Napoleon. „Ich sehe nichts, Sire," antwortete Fesch. – „Sehen Sie genau hin. Sehen Sie es?" – „Nein, ich sehe nichts." – „Nun, so schweigen Sie und gehorchen Sie mir. Ich sehe meinen Stern; er führt mich."[29]

Fesch hatte es nicht begriffen, daß Napoleons großer Stern die Sonne war.

Wenn es in seinem Leben einen Augenblick gegeben hat, wo er plötzlich fühlte, daß die Hände, die ihn trugen, unter ihm wegglitten, so müssen wir diesen Augenblick in seinem Zenit, auf dem höchsten Punkt seines Fluges suchen. Am Tage vor Austerlitz, da er bereits wußte, daß die Sonne „morgen strahlend aufgehen" würde, sagte er in einem Gespräche über die altgriechische Tragödie: „In unseren Tagen, wo die heidnische Religion nicht mehr besteht, braucht die Tragödie eine andere bewegende Kraft. Die Politik – das ist ihre gewaltige Sprungfeder, sie ists, die das antike Schicksal in der Tragödie ersetzen muß."[30] Um das Schicksal durch den menschlichen Willen, die Politik, zu ersetzen, muß der Mensch sich gegen das Schicksal auflehnen. Sobald Napoleon diesen Gedanken gefaßt hatte, begann sein Abstieg: das Schicksal erhöhte ihn, da er demütig war; als er sich auflehnte, stieß es ihn hinab.

Daß er nicht mehr flog, sondern stürzte, scheint er kurz vor Beginn des russischen Feldzugs zum erstenmal klar

empfunden zu haben. „Stundenlang lag er, in tiefes Sinnen versunken, auf dem Sofa; plötzlich sprang er mit dem Schrei: ‚Wer ruft mich?' empor, begann im Zimmer auf und ab zu gehen und murmelte vor sich hin: ‚Nein, es ist noch zu früh, ich bin noch nicht fertig . . . man muß es um drei Jahre hinausschieben . .' "[31] Doch er wußte, daß er es nicht aufschieben, sondern, vom Schicksal mit fortgerissen, beginnen würde.

„Im russischen Feldzug erlitt ich einen Fehlschlag. Was hat mich vernichtet? Die Menschen? Nein, die verhängnisvollen Zufälle. Ich wollte keinen Krieg, auch Alexander wollte ihn nicht; doch wir begegneten uns, die Umstände ließen uns aufeinanderprallen, und das Schicksal vollendete das übrige." Das sagt er auf St. Helena, aber „nach einigen Minuten tiefen Schweigens spricht er, wie aus einem Traum erwachend", über allerhand Bagatellen, über Bernadottes Verrat, der angeblich die Hauptursache seines, Napoleons, Sturzes gewesen sei. Im Traum ist er sehend, im Wachen blind.[32]

Von Moskau bis Leipzig fühlt er die Untreue des Schicksals immer deutlicher. „Meine Qual bestand darin, daß ich den Ausgang voraussah; mein Stern war im Verblassen, die Zügel entglitten meinen Händen, und ich konnte nichts machen."[33] Er ist wie im ‚lethargischen Schlaf', er sieht, hört, weiß alles – und kann nicht erwachen.

„Er war (bei Leipzig) so verbraucht, so müde, daß er, in seinen Sessel zurückgelehnt, die Füße auf dem Tisch, häufig nur vor sich hinpfiff, wenn man nach Befehlen zu ihm kam."[34] Vielleicht war er auch nicht verbraucht, vielleicht beschäftigte ihn etwas ganz anderes, er sann über andere Dinge nach, eine andere Schwere bedrückte ihn, er lauschte andern Schicksalsstimmen. „Wer ruft mich?" Erst jetzt, nach siebenundzwanzig Jahren, schrieb

er jene leere Seite zu Ende, die er mit den Worten begonnen hatte: „St. Helena, eine kleine Insel . . .“

„Das Wunderbare in meinem Schicksal war im Schwinden. Es war nicht mehr das frühere, unwandelbare Glück, das mich mit seinen Gaben überschüttet hatte, sondern das strenge Schicksal, dem ich sie geradezu gewaltsam entriß und das sich dafür sofort an mir rächte. Ich hatte ganz Frankreich (nach der Rückkehr von Elba) durcheilt; die Bürger trugen mich unter allgemeinem Jubel auf ihren Schultern in die Residenz, doch kaum hatte ich sie betreten, als alles, wie durch einen Zauberschlag, vor mir zurückwich, kalt gegen mich wurde.“ Die Magie war erschöpft, der Magnet hatte seine Kraft verloren.

„Schließlich siege ich bei Waterloo und stürze im selben Augenblick in den Abgrund. Und ich muß sagen, daß alle diese Schicksalsschläge mich mehr betrübten, als in Erstaunen setzten. Der Instinkt sagte mir, daß der Ausgang ein unglücklicher sein werde; nicht, daß dies auf meine Entschlüsse und Handlungen eingewirkt hätte, aber ich hatte ein inneres Gefühl für das, was mich erwartete.“[35] „Mir ist nie etwas widerfahren, was ich nicht vorausgesehen hätte.“ Er sieht alles voraus, weil er selbst der ‚Zauberer‘ ist, der die Gesichte seiner Träume herbeiruft:

‚Nu' manchmal wie bösen Zaubrers Geschrei
Drang dumpf das Donnern des Meeres herbei . . .‘

„Ich hätte bei Waterloo sterben müssen,“ sagt er auf St. Helena mit vollkommener Klarheit, ja beinahe ‚heiter‘. – „Aber das ist ja das Unglück, daß man den Tod nicht findet, wenn man ihn sucht. Neben mir, vor mir, hinter mir, überall fielen die Leute, für mich aber war keine einzige Kugel da.“[36]

„Neben dir fallen Tausende und Zehntausende, ich

stehe zu deiner Rechten, und es wird nichts an dich herankommen." Diese Unverwundbarkeit, die ihm einst zum Segen gereichte, wird ihm jetzt zum Fluch.

‚Nie krümmt dir im Kampfe der Feind ein Haar.
Ein Schutzgeist behütet dich unsichtbar.‘

„Ich glaube, daß ich es meinem Stern zu verdanken habe, daß ich in die Hände der Engländer und Hudson Lowes gefallen bin."[37] Dahin also hat sein ‚unsichtbarer Schutzgeist' ihn geführt.

„Die furchtbare Keule, die nur er allein aufzuheben vermochte, war auf sein eigenes Haupt zurückgefallen."[38] Und er scheint, dank seinem ‚rückerinnernden Wissen' immer gewußt zu haben, daß es so kommen werde, und – es ist seltsam, es auszusprechen – er hat es anscheinend selbst so gewollt. Oh, natürlich unbewußt gewollt, wie ein Mensch, der, in einen Abgrund blickend, das Verlangen empfindet, sich hinabzustürzen!

„Wenn mein großer politischer Wagen dahinsaust, muß er freie Bahn haben, und wehe dem, der unter seine Räder gerät!"[39] Er war selbst darunter geraten. Ob er sie damals wohl verstanden hat, die Bewegung

‚der hohen Räder,
Die, je nachdem die Sterne günstig sind,
Jedweden zu bestimmtem Ziele leiten?‘[40]

Begriff er, wohin und in welchem Wagen er dahinsauste, wenn er das südliche Sternbild des Kreuzes am nächtlichen Himmel sah?

Das Opfer wird bekränzt und gebunden, wenn es zum Opferaltar geführt wird. Begriff er, daß das Schicksal ihn bekränzt und gebunden hatte wie ein Opfer?

„Ich war niemals Herr meiner eigenen Regungen; ich war niemals in Wirklichkeit ich selbst . . . Ich wurde stets von den Umständen geleitet, und zwar in so hohem Maße,

daß ich zu Beginn meines Aufstiegs, während des Konsulats, meinen nächsten Freunden, meinen aufrichtigsten Anhängern auf ihre Fragen, was ich vorhabe, wohin ich gehe, die sie in der besten Absicht stellten, um zu wissen, was sie tun sollten, jedesmal antworten mußte, daß ich das selbst nicht wüßte. Sie waren erstaunt, nahmen es mir vielleicht übel, indes sagte ich ihnen die volle Wahrheit ... Und später, während des Kaiserreichs, las ich auf vielen Gesichtern dieselbe stumme Frage und hätte dieselbe Antwort darauf geben können. Das lag daran, daß ich nicht Herr meiner Handlungen war, weil ich nicht die Unvernunft besaß, die Umstände unter mein System zu beugen; im Gegenteil, ich paßte das System den Umständen an; das verlieh mir oft den Schein von Unbeständigkeit und Inkonsequenz, die mir denn auch vorgeworfen wurden. Ist es aber gerecht?"[41]

„Was ich will, wohin ich gehe – das weiß ich selbst nicht" – ein seltsames Geständnis aus dem Munde Napoleons, des klügsten aller Menschen. Es ist, als wiederhole er Goethes ewiges Wort über ihn: „Napoleon lebte ganz in der Idee, konnte sie aber mit seinem Bewußtsein nicht erfassen." – „Das geht über mein Verständnis! - Cela me passe!" - wie er nach dem Attentat des Friedrich Staps geäußert hatte. „Gleicht er nicht einem Menschen, den eine unüberwindliche Macht, wie einen Blinden, an der Hand führt?"

Und hier ein noch seltsameres Geständnis: „Ich habe keinen Willen. Je größer ein Mensch ist, um so weniger Willen braucht er zu haben: er hängt ganz und gar von den Ereignissen und Umständen ab. - Plus on est grand, et moins on doit avoir de volonté."[42] Napoleon, der Mann des grenzenlosen Wollens, hat keinen Willen. Die Größe des Helden, seine eigene Größe, mißt er an der Willensentäußerung. Der vermeintliche Herrscher der Welt ist in

Wahrheit ein Sklave. „Ich sage Ihnen: Es gibt keinen größeren Sklaven als mich. Meine unerbittliche Gebieterin ist die Natur der Dinge." Er sagt schlicht und demütig: „Natur der Dinge", „Umstände" – um das heilige und furchtbare Wort Schicksal nicht unnütz zu gebrauchen.

Entsagung, Demut, Ergebenheit, Opferwillen – dies alles, was ihm so fremd zu sein scheint, ist ihm in Wirklichkeit vertraut. „Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe", das kann er nicht als Sohn zum Vater sagen, weil er weder den Vater noch den Sohn kennt; doch in seiner Demut vor der unbekannten Gottheit mit dem verhüllten Antlitz scheint der Schatten des Sohnes auf ihn gefallen zu sein.

„Ein Mensch, trunken von Gott," hat jemand von Spinoza gesagt; von Napoleon könnte man sagen: „Ein Mensch, trunken vom Schicksal."

„Gott hat sie mir gegeben; wehe dem, der sie berührt! - Dieu me l'a donnée; gare à qui la touche!" rief er, als er sich in Mailand mit der Eisernen Krone der lombardischen Könige krönte. Gott erwähnte er der andern wegen, für sich hätte er sagen können: „Das Schicksal hat sie mir gegeben!"

Deshalb trägt sein Gesicht diesen Ausdruck der Trauer, oder das, was tiefer ist als alle menschliche Trauer – eine Nachdenklichkeit, wie sie Menschen nicht eigen ist. Er ist vom Schicksal gestempelt, dem Schicksal geweiht.

„Als ich Bonaparte zum erstenmal in den düstern Gemächern der Tuilerien sah," erzählt Roederer, „sagte ich zu ihm: ‚Wie traurig ist es hier, General!' – ‚Ja, traurig, wie die Größe!' antwortete er."[43] – „Er hat stets etwas Melancholisches an sich, sogar im Krieg und in den Aufrufen an das Heer."[44] Im größten Drange der Arbeit ver-

läßt ihn diese Trauer oder Nachdenklichkeit nicht, die durch nichts zu stillen, durch nichts zu betäuben ist.

„In Augenblicken der Offenherzigkeit gestand er, daß er, im Gegensatz zu allen seinen Kameraden, in allen Lebenslagen traurig war."[45] – „Ich bin nicht für das Vergnügen geschaffen," sagte er in melancholischem Ton.[46] – „Die Menschen sind mir überdrüssig geworden, die Ehrenbezeugungen langweilen mich, mein Herz ist verdorrt, der Ruhm erscheint mir schal. Mit neunundzwanzig Jahren habe ich alles ausgekostet," schreibt er in der glücklichsten Zeit seines Lebens, während des ägyptischen Feldzugs. Das ist bereits Weltschmerz. Er ist anscheinend der erste gewesen, der die Tür zu dieser höllischen Nacht geöffnet hat, und die Kälte des Weltraums ist in das Zimmer gedrungen.

‚Kein Bruder klagt bei meinem Scheiden,
Es hielt der müden Seele Leiden
So Frost als Nacht zu sehr gebannt.
Wie eine Frucht, verfrüht und saftlos,
Verwelkt im Sturm des Schicksals, kraftlos,
Vom heißem Licht des Seins verbrannt.'[47]

Napoleon lächelt oder grinst, doch er lacht niemals.[48] „Wer in die Orakelhöhle des Trophonios geblickt hat, lacht fürder niemals mehr," dachten die Alten.

„Stets einsam unter den Menschen, kehre ich nach Hause zurück, um mit mir allein zu träumen und mich der Melancholie hinzugeben. Wovon werde ich heute träumen? Vom Tode," schreibt der siebzehnjährige Unterleutnant Bonaparte in dem ärmlichen Zimmerchen der Kaserne von Auxonne in sein Tagebuch. Und auf der Höhe seiner Macht trägt der Kaiser Napoleon eine Kapsel mit Gift auf der Brust. Der Selbstmordgedanke begleitete ihn sein ganzes Leben hindurch, obwohl er wußte, ‚sich

erinnerte', daß er sich nicht selbst umbringen würde. Und diesen Gedanken geben ihm nicht etwa äußere Mißgeschicke ein, sondern er kommt ihm, weil er müde ist, den ‚lethargischen Schlaf' des Lebens zu schlafen, weil er endlich erwachen will und sei es zum Tode.

„Dein unruhiger Geist sucht immer nach Stürmen," sagt Josephine zu ihm. „Stark im Wollen, schwach im Glück, wirst du wohl nur dich selbst niemals besiegen."[49]

‚Warum verdammst du Gilgamesch, keine Ruhe zu kennen,
Gabst ihm ein friedloses Herz?'

So klagt die Mutter des Recken dem Gott. Auch Napoleon ist wie Gilgamesch ‚ein Freund der Trauer'.

‚Von dir will ich das Leben empfangen;
Seinethalb wandre ich durch die Wüsten,
Über Meere und über Ströme
Und durch finsteres Felsengeklüft.
Müde hat mich die Not gemacht,
Hat nun mein schönes Antlitz entstellt . . .'

Dieses altbabylonische Gebet zur Göttin Istar hätte auch er wiederholen können. Und der Weg von Gilgamesch-Napoleon ist bis zum heutigen Tage nicht vollendet: ewig trauernd und seufzend wandert und wandert er, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, und kann nicht stehenbleiben, wie Ahasver und Kain. Sein Weg ist der Weg der ganzen Menschheit.

Er bewegt sich nicht aus eigenem Antrieb: jemand hat ihn in den Raum geschleudert, wie man einen Stein schleudert. „Ich bin der Splitter eines Felsens, den man in den Raum geworfen hat - Je suis une parcelle du rocher, lancée dans l'espace."[50] Er setzt auf Erden nur jene unendliche Parabel fort, die irgendwo, in den Gefilden, aus denen er hinabgeschleudert worden ist, begonnen hat, und er durchfliegt unsere irdische Sphäre wie ein Meteor.

Am 8. August 1769, sieben Tage vor Napoleons Geburt, erschien ein Komet, den der Astronom Missier vom Pariser Observatorium aus beobachtete. Der Schweif des Kometen, der einen wunderbaren Glanz ausstrahlte, erreichte im September eine Länge von sechzig Grad und näherte sich allmählich der Sonne; schließlich verschwand er in ihren Strahlen, als wäre der Komet selbst zur Sonne geworden – zum großen Stern Napoleons.

Und in den ersten Tagen des Februars 1821, drei Monate vor seinem Tode, erschien über St. Helena ein anderer Komet. „In Paris sah man ihn am 11. Januar," schreibt der Astronom Faye. Im Februar wurde er dem unbewaffneten Auge sichtbar, und sein Schweif erreichte eine Länge von sieben Grad. Er wurde in ganz Europa beobachtet und war vom 21. April bis zum 5. Mai auch in Valparaiso sichtbar. Also sah man ihn auf beiden Himmelshemisphären, im ganzen Atlantik, dem letzten Weg Napoleons.

„Seine Diener behaupten, daß sie den Kometen im Osten gesehen hätten," schreibt Dr. Antommarchi am 2. April 1821 in sein Tagebuch. „Ich betrat sein Zimmer in dem Augenblick, da er durch die Nachricht sehr erregt war." ‚Ein Komet!' rief er aufgeregt. ‚Ein Komet kündete Cäsars Tod an. Er verkündet auch meinen Tod!'[51] – „Am 5. Mai (Napoleons Todestag)," teilt der Astronom Faye mit, „konnte man von der Insel St. Helena durch das Teleskop beobachten, wie der Komet sich allmählich von der Erde entfernte und im Raume verschwand."

„Der Unglückliche! Ich bedaure ihn!" schrieb der noch gänzlich unbekannte Artillerieleutnant Bonaparte im Jahre 1791 über einen genialen Menschen – über sich selbst. „Er wird von seinesgleichen bestaunt und beneidet werden und der elendeste von allen sein - le plus misérable

de tous-... Genies sind Meteore, bestimmt zu verbrennen, um ihr Jahrhundert zu erleuchten."[52]

Verbrennen, Sterben, Opfer sein – dies ist sein Los; das weiß er schon im Beginn seines Lebens und weiß es noch besser am Ende, auf St. Helena, unter dem Sternenbild des Kreuzes. „Christus wäre kein Gott gewesen, hätte er nicht den Kreuzestod erlitten." Doch dieses Wissen ist ihm dunkel wie dem Blinden die Sonne: sie sehen das Sonnenlicht nicht, sie fühlen nur seine Wärme. So geht es auch ihm.

Auf der Insel Gorgona brachte er dem Sonnengott Moloch ein Opfer, auf St. Helena aber opfert er sich selbst; wem, weiß er nicht; er glaubt, dem Schicksal.

Sein Stern ist in der Sonne erblichen. Was für eine Sonne das ist, weiß er ebenfalls nicht und glaubt wiederum, es sei das Schicksal.

Die Alten nannten ‚Schicksal', was wir ‚Naturgesetz', ‚Notwendigkeit' nennen. Das Wesen beider ist Tod, Vernichtung der Persönlichkeit, denn das Gesetz der Natur ist ebenso unpersönlich wie das Schicksal. Wir mußten den Tod oder das Leben wählen, das sanfte Joch des Sohnes oder das eiserne des Schicksals. Wir haben das letztere erwählt und fallen ihm zum Opfer wie unser Held Napoleon, der größte und ‚elendeste' von uns allen.

Sein prophetischer Traum gemahnt an Jakobs Traum. „Und Jakob blieb allein. Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenstunde anbrach. Und da er sah, daß er ihn nicht übermochte, sagte er ihm: ‚Laß mich gehen, denn die Morgenröte bricht an.' Aber er antwortete: ‚Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!' „Jakob ringt mit Gott, Napoleon aber mit dem Sohn Gottes. Napoleon der Mensch ringt mit Ihm, so wie die ganze Menschheit mit Ihm ringt, die sich von Christus losgesagt hat.

„Hat das Christentum sich durchgesetzt?" Das ist

eine ruchlose Frage. Man müßte fragen: Ist unsere europäische Menschheit wirklich christlich? Wird sie sich durch Christus retten oder ohne Ihn zugrunde gehen wie ein zweites Atlantis? Diese Frage hat uns der ‚Mann aus Atlantis', Napoleon, gestellt.

Er ist der letzte Held des Westens.

‚Da wir nach Westen schauen,
Die Sonne sinken sehen,
Preisen wir den Vater,
Den Sohn und Heiligen Geist!'

sangen die Christen der ersten Jahrhunderte. Wir bringen niemandem mehr Gesänge dar, wenn wir das Abendlicht des Westens erblicken, das unsern letzten Helden mit einem Glorienschein des Ruhmes umgibt. Das Abendlicht steht hinter ihm: deshalb ist sein Gesicht so dunkel, so unsichtbar, uns allen so unbekannt, und in dem Maße, wie das Licht erlischt, wird es immer dunkler, immer fremder. Vielleicht ist es aber nicht umsonst dem Osten zugewandt: die aufgehende Sonne des Sohnes wird es mit ihrem ersten Strahl erleuchten, und dann werden wir ihn sehen und erkennen.

Ja, erst, wenn die Menschen erkannt haben werden, was der Menschensohn ist, werden sie auch erkennen, was Napoleon, der Mensch, ist.

ANHANG

Abell = Mrs. Abell (Elizabeth Balcombe), Recollections of the Emperor Napoleon. 1844.
Abrantès, Mémoires. 1825.
Antommarchi, Mémoires. 2 Bde. 1825.
Bertaut, J. Napoléon Bonaparte. Virilités.
Bloy, Léon, L'âme de Napoléon. 1920.
Bourrienne, Mémoires. 10 Bde. 1829.
Chuquet, Jeunesse de Napoléon. 3 Bde. 1897—99.
Constant, Louis, Mémoires sur la vie privée de Napoléon. 1894.
Fain, Mémoires. 1908.
Fournier, Napoléon I. 3 Bde. 1886—89.
Gourgaud, St. Hélène. Journal inédit. 1899.
Holland, Lord, Foreign reminiscences. Franz. Ausgabe 1862.
Houssaye, 1814. 1883.
„ 1815. 3 Bde. 1892—1905.
Lacour-Gayet, Napoléon. 1921.
Lacroix, Histoire de Napoléon. 1902.
Levy, Arthur, Napoléon intime. 1893.
Macdonald, Souvenirs. 1892.
Marbot, Mémoires. 1891.
Marmont, Mémoires. 9 Bde. 1856—57.
Mémor. = Las Cases, Mémorial de Ste. Hélène. 8 Bde. 1823.
Masson, Fam. = Napoléon et sa famille. 13 Bde. 1897—1919.
„ Femmes = Napoléon et les femmes. 1894.
„ Fils = Napoléon et son fils. 1904.
„ Jeun. = Napoléon dans sa jeunesse. 1907.
„ Jos. = Joséphine répudiée. 1901.
„ Man. = Napoléon, Manuscrits inédits. 1907.
„ Sacre = Le sacre et le couronnement de Napoléon. 1908.
„ St. H. = Napoléon à St. Hélène. 1912.
Miot de Melito, Comte, Mémoires. 1858.
O'Meara, Napoléon in exile. 2 Bde. 1822.

Pasquier, Histoire de mon temps. 6 Bde. 1893—95.
Pelet de la Lozère, Opinions de Napoléon sur divers sujets. 1833.
Pradt, Abbé de, Histoire de l'ambassade dans le Grand Duché de Varsovie 1812. 1815.
Rapp, Mémoires. 1823.
Rémusat, Madame de, Mémoires. 3 Bde. 1879—80.
Roederer, Notes inédites. 1825.
Ségur, Histoire de Napoléon et de la grande armée. 1824.
Staël, Madame de, Mém. = Mémoires (Dix années d'exil). 1821.
„ Cons. = Considérations sur les principaux événements de la Révolution française. 3 Bde. 1818.
Stendhal, Vie = La Vie de Napoléon. 1843.
„ Rouge = Le rouge et le noir.
Taine, Les origines de la France contemporaine IX. Le Régime moderne. 1890—94.
Thibaudeau, Histoire générale de Napoléon Bonaparte. 5 Bde. 1827.
Thiébault, Mémoires. 3 Bde. 1893—95.
Vandal, Av. = Avènement de Bonaparte. 2 Bde. 1902—07.
„ N. et A. = Napoléon et Alexandre I. 3 Bde. 1891—96.

LITERATURHINWEISE

I. NAPOLEONS LEBEN

Morgendämmerung

Die Kindheit
1769—1779

1. Thibaudeau 168
2. Mémor. 83
3. Chuquet I. 40
4. Taine 26
5. Antommarchi I. 120
   Mémor. I. 82
6. Chuquet I. 44
7. Taine 9
8. Lacour-Gayet 283
9. Bertaut 52
10. O'Meara II. 184
11. Lacour-Gayet 286
    Chuquet I 47
12. Mémor. II. 335
13. Mémor. II. 362
14. Antommarchi I. 269
15. Antommarchi I. 213
16. Chuquet I. 51
17. Mémor. II. 360
18. Maupassant
19. Antommarchi I. 273
20. Mémor. I. 94
21. Lacour-Gayet 271
22. Chuquet I. 52
23. Antommarchi I. 273
24. Stendhal, Rouge 16
25. Roederer 165
26. Chuquet I. 77/78
27. Constant IV. 245
28. Bourrienne IV. 389

Die Schule
1779—1785

1. Chuquet I. 79
2. Bourrienne II. 21
3. Chuquet I. 117
4. Mémor. III. 246
5. Rémusat I. 267
6. Chuquet I. 118
7. Masson, Man. 552
8. Masson, Man. 381
9. Stendhal, Rouge 72
10. Rémusat I. 267
11. Chuquet I. 129
12. Masson, Man. 5
13. Masson, Man. 569
14. Masson, Jeun. 83/85
15. Bourrienne I. 24
    Masson, Jeun. 88
16. Lacour-Gayet 240
17. Masson, Jeun. 89
18. Lévy, 33
19. Chuquet I. 210
20. Rémusat I. 231
21. Chuquet I. 262
22. Lacour-Gayet 6
23. Miot de Melito II. 274
24. Lévy 34/35
25. Masson, Fam. I. 114
26. Lacour-Gayet 336

Der Artillerie-Leutnant
1785—1792

1. Lacour-Gayet I. 7
2. Lévy 43
3. Lévy 45
4. Abrantès, I. 15
5. Masson, Man. 523/529
6. Mémor. I. 102
7. Masson, Man. 5/6
8. Masson, Man. 1
9. Lacroix 75
10. Chuquet II. 22
11. Masson, Man. 394
12. Chuquet II. 94/96
13. Masson, Man. 562

14. Masson, Fam. I. 46
15. Masson, Man. 127
16. Masson, Man. 141
17. Masson, Man. 213
18. Masson, Man. 567
19. Bourrienne IV. 389
20. Chuquet II. 293/294
21. Chuquet II. 290/291
22. Chuquet II. 294
23. Chuquet III. 11
24. Chuquet III. 10
25. Lévy 51
26. Masson, Jeun. 313/314
27. Chuquet III. 20
28. Lacour-Gayet 18
29. Masson, Fam. I. 66
30. Chuquet III. 115
31. Chuquet III. 126
32. Chuquet III. 144
33. Chuquet III. 145
34. Lacroix 105.
35. Chuquet III. 163
36. Chuquet III. 166
37. Masson, Fam. I. 356
38. Mémor. I. 111

Toulon
1793—1794

1. Gourgaud II. 424
2. Mémor. I. 114
3. Chuquet III. 193
4. Mémor. I. 115
5. Mémor. 117/118
6. Mémor. I. 118
7. Antommarchi I. 216
8. Chuquet III. 216/218
9. Chuquet III. 221

Vendémiaire
1794—1795

1. Mémor. I. 120
2. Chuquet III. 230
3. Lacroix 133
4. Stendhal, Vie 81/83
5. Masson, Fam. I. 114
6. Stendhal, Vie 73/75
7. Lévy 457
8. Mémor. I. 452
9. Thiébault I. 533
10. Mémor. I. 453
11. Thiébault I. 534/537
    Pasquier I. 123
    Stendhal, Vie 96/98
    Marmont I. 84
    Ségur. I. 163/167
12. Masson, Fam. I. 126
13. Lacour-Gayet 340
14. Stendhal, Vie 112
15. O'Meara I. p. 210
16. Constant I. p. 279
17. Mémor. II. 326
18. Lacour-Gayet 340
19. Masson, Mad. 14
20. Lacour-Gayet 344
21. Masson, Mad. 132
22. Gourgaud II. 8
23. Holland 200
24. Lévy 102

Sonnenaufgang

Italien
1796—1797

1. Gourgaud II. 54
2. Roederer 278
3. Mémor. I. 129
4. Stendhal, Vie 127
5. Lacour-Gayet 31
6. Lacroix 165
7. Stendhal, Vie 248
8. Ségur I. 194
9. Stendhal, Vie 195
10. Lacroix 170
11. Ségur I. 232
12. Stendhal 127
13. Tiutschew, Gewitter im Frühling
14. Lacroix 170
15. Lacour-Gayet 33
16. Lacour-Gayet 33
17. Antommarchi I. 38
18. Lacour-Gayet 40
19. Metternich I. 147
    Taine 141
20. Bertaut 181
21. Mémor. I. 120
22. Mémor. IV. 144
23. Ségur I. 317

24. Ségur I. 323
25. Lacour-Gayet 33
26. Stendhal, Vie 279
27. Stendhal, Vie 280
28. Lacour-Gayet 146
29. Abrantès I. 15
30. Lacour-Gayet 56
31. Lacour-Gayet 51
32. Bourrienne I. 230

Ägypten
1798—1799

1. Marmont I. 356
2. Vandal, Av. I. 283
3. Marmont I. 367
4. Ségur I. 420
5. Gourgaud II. 51
6. Rémusat I. 274
7. Marmont II. 11
8. Gourgaud II. 435
9. Roederer 10
10. Antommarchi I. 134
11. Lacour-Gayet 65
12. Ségur I. 433
13. Mémor. II 84/85
    Lacroix 22
    Bourienne I. 363
14. Marmont II. 48
15. Marmont II. 52

Konsul
1799—1804

1. Vandal, Av. II. 372
2. Mémor. III. 357
3. Pasquier I. 160
4. Bertaut 158
5. Pasquier I. 150
6. Thiébault III. 274
7. Lacour-Gayet 114
8. Lacour-Gayet 113
9. Lacour-Gayet 455
10. Lacour-Gayet 120
11. Antommarchi I. 290
12. Lacour-Gayet 119
13. Heraklit, Fragm. 8
14. Vandal, Av. II. 505

Der 18. Brumaire
1799

1. Vandal, Av. II. 40
2. Mémor. III. 5/6
3. Marmont II. 88
4. Vandal, Av. I. 293
5. Vandal, Av. I. 276
6. Vandal, Av. I. 274
7. Vandal, Av. I. 221
8. Chuquet III. 2
9. Marmont II. 89
10. Marmont II. 51
11. Pasquier I. 141
12. Thiébault III. 60
13. Masson, Mad. 170
14. Thiébault III. 60
15. Vandal, Av. II. 357
16. Marmont II. 91
17. Marmont II. 93
18. Rémusat II. 204
19. Vandal, Av. I. 314
    Lacour-Gayet 87
20. Marmont II. 94
21. Vandal, Av. 315/322
22. Vandal. Av. I. 327
23. Vandal, Av. I. 357
24. Marmont II. 98
25. Vandal, Av. I. 358/402
26. Vergil, Ecl. IV
27. Pasquier I. 145
28. Marmont II. 104
29. Thiébauld 7

Mittag

15. Vandal, Av. I. 542
16. Pasquier II. 47
17. Mémor. II. 43
18. Vandal, Av. II. 480
19. Holland 119
20. Vandal, Av. II. 486
21. Antommarchi I. 290
22. Antommarchi II. 107
23. Pasquier I. 162
24. Mémor. III. 6
25. Marmont II. 106
26. Pasquier I. 162/163
27. Roederer 93
28. Roederer 22
29. Lévy 406
30. Lacour-Gayet 45

31. Lévy 482
32. Vandal, Av. II. 506
33. Marmont II. 100
34. Pasquier I. 161
35. Vandal, Av. II. 504
36. Vergil. Ecl. 4
37. Bloy 9

Kaiser
1804

1. Bourrienne III. 30
2. Abrantès III. 8
3. Roederer 88
4. Vandal, Av. II. 11
5. Thibaudeau 22
6. Masson, Fam. I. 379
7. Lacour-Gayet 160
8. Miot de Melito I. 349
9. Constant II. 35
10. Vandal II. 509
11. Lacour-Gayet 153
12. Miot de Melito II. 163
13. Miot de Melito II. 170
14. Ségur II. 274
15. Rémusat I. 337. 390
16. Ségur II. 252
17. Mémor. IV. 263. 264
18. Mémor. IV. 641
19. Pasquier I. 96
20. Holland 169
21. Ségur II. 281
22. Lacour-Gayet 167
23. Miot de Melito II. 184/185
24. Masson, Sacre 3
25. Masson, Sacre 88
26. Mémor. III. 253
27. Masson 114
28. Abrantès III. 45/46
29. Lacour-Gayet 168
30. Masson, Sacre 273
31. Richter 14, 5 ff.

Siege
1805—1807

1. Lacour-Gayet 218
2. Vandal, Av. II. 510
3. Lacour-Gayet 224
4. Bourrienne III. 184
5. Marmont II. 212. 216
6. O'Meara I. 328
7. Mémor. I. 531
8. Pasquier I. 217
   Marmont II. 215
9. Lacour-Gayet 237
10. Tiutschew, Auf dem Wege nach Kowno
11. Tiutschew, Mittag
12. Tiutschew

Abend

Der Zweikampf mit England
1808

1. Lacour-Gayet 239
2. Lacour-Gayet 410/411
3. Lacour-Gayet 416. 412
4. Bourrienne IV. 166. 171
5. Marbot III. 223
6. Bourrienne I. 616
7. Houssaye, 1815, IV. 616
8. Vandal, N. et A. I. 250
9. Vandal, N. et A. I. 242/243
10. Vandal, N. et A. 263
11. Marmont III. 337
12. Taine 124
13. Vandal, N. et A. II. 440/441
14. Gourgaud I. 33
15. Rémusat III. 221
16. Dostojewskij über Puschkin
17. Lacour-Gayet 441
18. Vandal, N. et A. I. 272
19. Lacour-Gayet 459

Die Erhebung der Völker
1809

1. Bourrienne IV. 148
2. Lacour-Gayet 424
3. Marbot II. 79/84
4. Lacour-Gayet 423
5. Thiébault IV. 394
6. Bloy 169
7. Fournier III. 8
8. Lacour-Gayet 297
9. Marbot II. 85
10. Ségur III. 254
11. Ségur III. 309
12. Pasquier I. 353/359
13. Marmont III. 243

14. Rapp 147/153
Bourrienne IV. 411/417
Constant III. 115
15. Ségur III. 419
16. Rapp 166/177
17. Lacour-Gayet 464
18. Lacour-Gayet 423
19. Lacour-Gayet 424

Die Dynastie
1810—1811

1. Masson, Jos. 46
2. Masson, Femmes 271
3. Roederer 13/14
4. Masson, Fils 309
5. Const. III. 215
6. Abrantès III. 242
7. Const. III. 215
8. Macdonald 284
9. Roederer 323
10. Masson, Femmes 295
11. Masson, Femmes 315
12. Mémor. IV. 640
13. Mémor. II. 168
14. Bloy 151
15. Rémusat III. 50
16. Mémor. III. 248
17. Mémor. III. 254
18. Mémor. III. 257
19. Ségur III. 470
20. Bloy 151
21. Vgl. S. 378 ff.
22. Bourrienne IV. 407
23. Bloy 152
24. Lacour-Gayet 383/384
25. Rémusat III. 65
26. Thibaudeau 286
27. Lacour-Gayet 387
28. Bertaut 140.
29. Mémor. III. 269
30. Bertaut 95
31. Bourrienne IV. 338
32. Rémusat I. 125
33. Bourrienne III. 394
34. Lacour-Gayet 176
35. L. Const. I. 286
36. Masson, Sacre
37. Rémusat I. 383
38. Marmont V. 2
39. L. Const. III. 80
40. Chuquet I. 50
41. Stendhal, Vie 5

Moskau
1812

1. Ségur IV. 87
2. Mémor. IV. 158
3. Ségur IV. 8
4. Vandal, N. et A. II. 492
5. Ségur IV. 131
6. Tiutschew, Mittagsstunde
7. Ségur 138
8. Ségur IV. 261
9. Ségur IV. 205. 212
10. Ségur IV. 271
11. Ségur IV. 373
12. Ségur IV. 374
13. Antommarchi I. 216
14. Ségur III. 43
15. Ségur IV. 361
16. Ségur IV. 385. 387
17. Ségur IV. 399
18. Ségur IV. 366
19. Mémor. III. 297
20. Mémor. IV. 245
21. Mémor. IV. 153
22. Mémor. V. 32
23. O'Meara I. 181
24. O'Meara V. 51
25. O'Meara V. 75
26. Lacour-Gayet 207
27. Rapp 260/261
28. Const. III. 440
29. Ségur V. 321
30. Ségur V. 324
31. Marbot IV. 91
Const. III. 444
32. Ségur V. 343

Sonnenuntergang

Leipzig
1813

1. Lacour-Gayet 478
2. Constant III. 474
3. Mémor. IV. 243
4. Roederer 212
5. Marmont V. 5
6. Lacour-Gayet 484

7. Lacour-Gayet 488
8. Mémor. III. 357
9. Mémor. III. 373
10. Mémor. II. 60
11. Marbot IV. 181
12. Marbot IV. 185
13. Marbot V. 300
14. Fain 290
Ségur VI. 180
15. Macdonald 224
16. Ségur VI. 187
17. Stendhal, Vie 278
18. Lacour-Gayet 496
19. Marbot IV. 191
20. Lacour-Gayet 497

Die Abdankung
1814

1. Lacour-Gayet 498
2. Houssaye, 1814, 4
3. Houssaye, 1814, 7
4. Lacour-Gayet 507
5. Lacour-Gayet 504
6. Lacour-Gayet 504
7. Mémor. II. 356
8. Houssaye, 1814, 399
9. Houssaye, 1814, 399
10. Houssaye, 1814, 252
11. Houssaye, 1814, 443
12. Marmont IV. 8
13. Lacour-Gayet 481
14. Marmont VI. 51
15. Ségur VI. 479
16. Ségur VI. 479
17. Houssaye, 1814, 519
18. Lacour-Gayet 512
19. Houssaye, 1814, 63
20. Lacour-Gayet 513
21. Lacour-Gayet 511
22. Constant IV. 197
23. Houssaye, 1814, 410
24. Fain 203
25. Houssaye, 1814, 413
26. Houssaye, 1814, 541/542
27. Houssaye, 1814, 591/592
28. Houssaye, 1814, 604/607
Macdonald 264
29. Houssaye, 1814, 600/601
30. Houssaye, 1814, 637
31. Houssaye, 1814, 637
32. Houssaye, 1814, 641
33. Houssaye, 1814, 641
34. Ségur III. 196/199
Pasquier II. 326
Constant IV. 256/270
Mémor. IV. 558
35. Gourgaud I. 558
36. Lacour-Gayet 526
37. Mémor. III. 266
38. Lacour-Gayet 501
39. Bourrienne V. 387
40. Macdonald 300/301
41. Ségur VII. 221/222
Bourrienne V. 427/428

Elba — Die hundert Tage
1814—1815

1. Houssaye, 1815, I. 151
2. Houssaye, 1815, 175
3. Masson, Man. 382
4. Houssaye, 1815, I. 179
5. Houssaye, 1815, 176
6. Lacour-Gayet 531
7. Houssaye, 1815, 172
8. Thibaudeau 417
9. Houssaye, 1815, 174
10. Houssaye, 1815, 175
11. Holland 145
12. Houssaye, 1815, 193
13. O'Meara II. 238
14. Houssaye, 1815, 235
15. Houssaye, 1815, 244/248
16. Mémor. III. 463
17. Houssaye, 1815, 255, 260
18. Houssaye, 1815, 249
19. Houssaye, 1815, 310
20. Houssaye, 1815, 276
21. Houssaye, 1815, 303
22. Mémor. III. 467
23. Houssaye, 1815, 492
24. Houssaye, 1815, 275
25. Houssaye, 1815, 306
26. Houssaye, 1815, 312
27. Houssaye, 1815, 313
28. Houssaye, 1815, 315
29. Thiébault V. 277
30. Thiébault V. 295
31. Houssaye, 1815, 300
32. Houssaye, 1815, 445
33. Houssaye, 1815, 459
34. Mémor. IV. 161

35. Houssaye, 1815, 538/539
36. Houssaye, 1815, 548/549
37. Thibaudeau 459
38. Houssaye, 1815, 616
39. Houssaye, 1815, 82
40. Houssaye, 1815, 84

Waterloo
1815

1. Mémor. IV. 161
2. Houssaye, 1815, II. 498
3. Houssaye, 1815, II. 498
4. Mémor. IV. 160/161
5. Houssaye, 1815, II. 123
6. Houssaye, 1815, II. 165
7. Houssaye, 1815, II. 184
8. Houssaye, 1815, II. 260
9. Houssaye, 1815, II. 232
10. Houssaye, 1815, II. 233
11. Houssaye, 1815, II. 269
12. Houssaye, 1815, II. 495
13. Houssaye, 1815, II. 285
14. Houssaye, 1815, II. 318/319
15. Houssaye, 1815, II. 329
16. Mémor. I. 314
17. Houssaye, 1815, II. 344
18. Houssaye, 1815, II. 345
19. Houssaye, 1815, II. 351
20. Houssaye, 1815, II. 364
21. Houssaye, 1815, II. 374
22. Houssaye, 1815, II. 393
23. Houssaye, 1815, II. 393
24. Kennedy, Notes of the Battle of Waterloo 127/230
25. Houssaye, 1815, II. 403
26. Houssaye, 1815, II. 409
27. Houssaye, 1815, II. 410
28. O'Meara II. 242
29. Houssaye, 1815, II. 416
30. Houssaye, 1815, II. 418
31. Staël, Mém. IV. 226
32. Houssaye, 1815, II. 440/441
33. Houssaye, 1815, II. 448
34. Houssaye, 1815, II. 450
35. Hiob 1, 21
36. Mémor. III. 267

Nacht

Die zweite Abdankung
1815

1. Lermontow, Bruchstück aus einer unvollendeten Novelle 1841 (Deutsch von J. v. Guenther in: Russische Gespenstergeschichten) München 1921, S. 87 ff.)
2. Roederer 252
3. Fournier III. 233
4. Houssaye, 1815, III. 14
5. Houssaye, 1815, III. 16
6. Houssaye, 1815, III. 16/22
7. Lucien Bonaparte, La vérité sur les Cent Jours 56/61
   Houssaye, 1815, III. 39/40
8. Houssaye, 1815, III. 41
9. Gourgaud I. 499
10. Houssaye, 1815, III. 60/62
11. Houssaye, 1815, III. 78/79, 87/99
12. Lacour-Gayet 360
13. Masson, Jos. 388
14. Masson, Jos. 418
15. Houssaye, 1815, III. 199
16. Houssaye, 1815, III. 205
17. Houssaye, 1815, III. 206
18. Houssaye, 1815, III. 209
19. Houssaye, 1815, III. 217
20. Houssaye, 1815, III. 223
21. Houssaye, 1815, III. 225

Der ‚Bellerophon'
1815

1. Lévy 341
2. Vandal, N. et A. II. 164
3. Masson, Man. 33/34
4. O'Meara I. 363
5. Houssaye, 1815, III. 356
6. Houssaye, 1815, III. 364
7. Houssaye, 1815, III. 367
8. Houssaye, 1815, III. 372/377
9. Houssaye, 1815, III. 378/381
10. Houssaye, 1815, III. 386/387
11. Houssaye, 1815, III. 390
12. Mémor. I. 20
13. Zedlitz, Nächtliche Heerschau
14. Houssaye, 1815, III. 402
15. Gourgaud I. 46
16. Mémor. I. 35, I. 504
17. Gourgaud I. 48
18. Mémor. I. 44/45

19. Mémor. I. 47
20. Rémusat I. 125
21. Lermontow, Das Geisterschiff

Sankt Helena
1815—1821

1. Abell 2
2. Mémor. I. 33
3. O'Meara I. 69
4. Mémor. IV. 317
5. O'Meara I. 150. 221
6. Mémor. IV. 317
7. O'Meara I. 228
8. Mémor. IV. 317
9. O'Meara II. 77
10. Gourgaud, Brief an Kaiser Alexander I.
11. Mémor. II. 140
12. Mémor. I. 504
13. Abell 31. 41
14. Gourgaud I. 231
15. O'Meara I. 74
16. Gourgaud II. 129
17. Gourgaud II. 124
18. Gourgaud II. 259
19. O'Meara I. 117
20. Gourgaud I. 582
21. Gourgaud II. 346
22. Gourgaud II. 430
23. Gourgaud II. 206. 210
24. Gourgaud II. 430
25. O'Meara 363
26. O'Meara I. 350
27. O'Meara I. 251
28. O'Meara I. 261
29. Gourgaud II. 478
30. Masson, St. H. 484
31. Mémor. I. 256
32. O'Meara I. 240
33. O'Meara I. 43
34. O'Meara II. 350
35. O'Meara I. 117
36. Mémor. III. 266
37. O'Meara I. 131
38. Mémor. IV. 8
39. Mémor. I. 310
40. Mémor. III. 267
41. Mémor. IV. 55
42. Abell 64
O'Meara I. 17
43. Mémor. I. 305
44. Mémor. I. 308/310
45. Mémor. I. 105
46. O'Meara I. 165
47. Gourgaud II. 163
48. Mémor. II. 649
49. Holland 225
50. Gourgaud II. 271
51. Gourgaud I. 441
52. Gourgaud II. 363
53. Gourgaud II. 437; I. 440. 386
54. Gourgaud II. 464. 456
55. Gourgaud II. 26/27
56. Gourgaud I. 453/454
57. Lermontow, Der gefangene Ritter

Der Tod
1821

1. Antommarchi I. 269
2. Antommarchi I. 295. 308
3. Antommarchi I. 327
4. Antommarchi I. 325/326
5. Antommarchi I. 328. 333
6. Antommarchi II. 58
7. Antommarchi II. 19
8. Masson, St. H. 471
9. Masson, St. H. 455
10. Antommarchi I. 54
11. Antommarchi II. 61. 83
12. Antommarchi II. 85
13. Masson, St. H. 461
14. Masson, St. H. 462
15. Antommarchi II. 96. 97. 103
16. Masson, St. H. 462
17. Holland 198
18. Masson, St. H. 473
19. Antommarchi II. 105
20. Mémor. IV. 640
21. Antommarchi II. 1000
22. Masson, St. H. 476
23. Mémor. IV. 640
24. O'Meara 434
25. Masson, St. H. 478
Antommarchi II. 87
26. Masson, St. H. 479
27. Holland 234
28. Masson, St. H. O. 479
29. Antommarchi II. 107
30. Antommarchi II. 105
31. Masson, St. H. 487

Napoleons Richter

1. Stendhal, Vie 2
2. Bloy 7
3. Thiébault 259
4. Nietzsche, Götzendämmerung
5. Goethe zu Eckermann 16. Februar 1826 und 11. März 1828
6. Staël, Cons. III. 263 IV. 18
7. Masson, Man. 5
8. Rémusat II. 112
9. Rémusat I. 231
10. Lacour-Gayet 576
11. O'Meara II. 6
12. Gourgaud II. 13
13. Gourgaud II. 163
14. Rémusat I. 125
15. Chuquet II. 15
16. Mém. I. 308
17. Napoleons Rede in der Kammer der Hundert Tage, im Jahre 1815
18. Manzoni
19. Taine, vgl. S. 520
20. Taine 5
21. Taine 142. 20. 129. 76
22. Mémor. III. 265
23. Bourrienne V. 435
24. Bertaut 169
25. Lévy 452
26. Tolstoj, Epilog zu ‚Krieg und Frieden'
27. Puschkin, Brief an Wiasemskij, Sept. 1825
28. Bloy 1920
29. Bloy 1920, 9/10
30. Zedlitz, Nächtliche Heerschau
31. Bloy 24
32. Jesaias 63, 3
33. Bloy 141
34. Mémor. III. 370
35. Mémor. I. 450
36. Mémor. II. 42
37. Mémor. III. 357
38. O'Meara I. 200
39. Ségur, V. 506
40. Lacour-Gayet, 481
41. Lacour-Gayet, 503
42. Lacour-Gayet, 481
43. Thiébault V. 277
44. Houssaye, 1815, III. 356
45. Houssaye, 1815, VII. 165
46. V. Hugo, Châtiments
47. Mémor. I. 177
48. Ségur II. 461
49. Lacour-Gayet 207
50. Lobgesang auf König Echnaton, Tell-el-Amarna, 1350 v. Chr.
51. Lacour-Gayet 570
52. Lacour-Gayet 531
53. Thiébault V. 293
54. Bloy 42
55. Lévy 399
56. Mémor. IV. 640
57. Gourgaud II 270. 272
58. O'Meara II. 246
59. Lermontow, Der Dämon

Der Ordner des Chaos

1. Ségur V. 36
2. Lacour-Gayet 177
3. Lacour-Gayet 393
4. Mémor. I. 148
5. Houssaye, 1815, I. 512
6. Lacour-Gayet 505
7. Houssaye, 1815, I. 605
8. Houssaye, 1815, III. 194
9. Thibaudeau 376
10. Mémor. III. 395
11. Lévy 51
12. Rémusat III. 256
13. Holland 193/194
14. Roederer 20
15. Chuquet II. 14
16. Mémor. III. 395
17. Mémor. II. 245
18. Mémor. IV. 43
19. Mémor. II. 107.
20. Goethe, Faust I. 1319
21. Mémor. IV. 243
22. Rémusat III. 224
23. O'Meara II. 282
24. O'Meara II. 6
25. Rémusat III. 153
26. Roederer 240
27. Mémor. II. 245
28. Mémor. 308
29. Lacour-Gayet 569
30. Mémor. I. 308
31. O'Meara I. 176

32. O'Meara
33. Ségur V. 46
Mémor. III. 295
34. Block, A., Die Skythen
35. Puschkin, Napoleon
36. Mémor. II. 118
37. O'Meara I. 358
38. O'Meara I. 358
39. Mémor. III. 370

Der Herr der Welt

1. Lacour-Gayet 440
2. Taine 124
3. Mémor. II. 43
4. Roederer 174
5. Mémor. II. 245
6. Mémor. IV. 152
7. Mémor. IV. 297
8. Mémor. IV. 153
9. Mémor. III. 298
10. Mémor. IV. 211
11. Mémor. I. 530/532
12. Mémor. IV. 157
13. Mémor. IV. 115
14. Gourgaud II. 345
15. Gourgaud II. 170
16. Gourgaud II. 345
17. Rémusat I. 104
18. Rémusat III. 204
19. Roederer 240
20. Houssaye, 1815, I. 605
21. Ségur IV. 70
22. Thiébault III. 394
23. Rémusat III. 200
24. Roederer 240
25. Barbier, La cavale
26. Bourrienne I. 230
27. Bourrienne I. 322
28. Bourrienne I. 363
29. Mémor. II. 85.
30. Lacour-Gayet 458
31. Pradt 23
32. Marmont III. 337
33. Mémor. IV. 157
34. Rémusat I. 274
35. Rémusat I. 332
36. Gourgaud II. 435
37. Mémor. IV. 50
38. Marmont II. 242
39. Pasquier I. 160
40. Pasquier I. 160
41. Masson, Man. 7/19
42. Mémor. III. 251
43. Rémusat III. 49/50
44. Lacour-Gayet 219
45. Mémor. III. 248
46. Mémor. III. 254
47. Mémor. III. 257
48. Mémor. III. 258
49. Mémor. III. 254
50. Correspondance de Napoléon I. XIX. 15. 384
51. Bloy 151
52. Lacourt-Gayet 455
53. Luk. 4. 5/7

Der Mann aus Atlantis

1. Mémor. III. 173
2. Bourrienne I. 253
3. Rapp, 147/153
Bourrienne IV. 411/417
Constant III. 115
4. Masson, Man. 569
5. Fournier I. 63
6. Masson, Man. 556. 562. 566
7. Mémor. II. 154
8. Gourgaud II. 435
9. Antommarchi I. 134. 145
10. Lacour-Gayet 65
11. Ségur I. 453
12. Fournier I. 262
13. Roederer 19
14. Bertaut 158
15. Antommarchi II. 91
16. Gourgaud I. 408; II. 270
17. Mémor. III. 246
18. Bourrienne II. 148
19. O'Meara I. 182
20. Antommarchi I. 217
21. Gourgaud I. 410
22. Bourrienne I. 410
23. Mémor. II. 76/77
24. Bertaut 35
25. O'Meara II. 39
26. Masson, St. H. 434. 478
27. Masson, Man. 5/6
28. Ségur IV. 386
29. Masson, Man. 382. 389
30. Gourgaud I. 434
31. Rémusat I. 112
32. Lacour-Gayet 209

33. Rémusat I. 101
34. Antommarchi I. 125
35. Lacour-Gayet 368
36. Rémusat I. 278
37. Abrantès I. 15
38. Bertaut 170
39. Gourgaud I. 346
40. Roederer 165
41. Ségur I. 465
42. Plato, Kritias
43. Puschkin, An das Meer
44. Pasquier I. 165
45. Mémor. IV. 160
46. Bourrienne IV. 389
47. Mémor. IV. 160
48. Houssaye, 1815, I. 302
49. Mémor. IV. 140
50. Ségur IV. 76
51. Lacroix 250
52. Taine 25
53. Tiutschew, Auf dem Wege nach Kowno
54. Taine 101
55. Plato, Kritias
56. Dostojewskij, Die Brüder Karamasow
57. Matth. 24. 37/39

Gut oder böse

1. Ps. 8, 5
2. Ps. 82, 6
3. Offenbar. Joh. 21, 17
4. Rémusat I. 100/101
5. Houssaye, 1815, II. 322
6. Plato, Gastmahl
7. Mémor. I. 88
8. Lévy 339
9. Lacour-Gayet 335
10. Rémusat III. 61
11. Antommarchi I. 125
12. Ch. de Clary, Trois mois à Paris, 83
13. Rémusat III. 383; I. 106
14. Fain 291
15. Bourrienne II. 150
16. Vandal, N. et A. I. II. 256
17. Mémor. I. 361
18. Chuquet III. 91
19. Rémusat I. 106
20. Rémusat III. 81
21. Pasquier I. 359
22. Rémusat I. 118
23. Mémor. IV. 82
24. Mémor. IV. 255
25. O'Meara I. 313; II. 6
26. Lacour-Gayet 160
27. Ségur II. 252
28. Mémor. IV. 263. 264
29. Mémor. IV. 265/266
30. Pasquier I. 192
31. Lacour-Gayet 162
32. Lacour-Gayet 162
33. Pasquier I. 185/187
34. Lacour-Gayet 165
35. Pasquier 194
36. Lacour-Gayet 165
37. Ségur II. 269
38. Ségur II. 274
39. Rémusat I. 337. 389. 390
40. Rémusat I. 388
41. Rémusat III. 273
42. Lacour-Gayet 423. 441
43. Mémor. IV. 260
44. O'Meara I. 213
45. Mémor. IV. 267
46. Mémor. IV. 641
47. Pasquier I. 1916
48. Holland 169
49. O'Meara I. 17
Mémor. I. 305
Abell 62
50. Bourrienne I. 369
51. Houssaye, 1815, III. 356
52. O'Meara II. 363
53. Roederer 246
54. Fournier III. 233
55. Fain 253/257
56. Ségur IV. 403
57. Houssaye, 1815, II. 229
58. Mémor. I. 312
59. Marbot II. 203. 210
Ségur II. 358
Mémor. III. 222
60. Ségur II.
61. Houssaye, 1815, II. 41
62. Fain 291
63. Fain 301
64. Bourrienne II. 139
65. Mémor. IV. 243; I. 273/274
66. Holland 198
67. Mémor. IV. 687. 659. 642
68. Fain 95

69. Const. I. 7
70. Const. IV. 201
71. Lévy
72. O'Meara I. 217
73. Bourrienne II. 150
74. Rémusat II.
75. Abell 21. 108
76. Gourgaud II. 40. 456
77. Lacour-Gayet 564
Abrantès III. 304

Der Arbeiter

1. Mémor. I. 315
2. Vandal, Av. I. 261
3. Gourgaud II. 109
4. Lévy 488
5. Taine 92
6. Abbé de Pradt 94
7. Lacour-Gayet 117
8. Lacour-Gayet 340
9. Roederer 246
10. Chuquet I. 228
11. Holland 200
12. Ségur I. 465
13. Houssaye, 1815, III. 215
14. Antommarchi I. 263
15. Antommarchi I. 301
16. Mémor. IV. 107
17. Baratynskij, Auf Goethes Tod
18. Rémusat I. 268
19. Rémusat I. 103
20. Lévy 447
21. Antommarchi I. 355
22. Ségur V. 198
23. Marmont III. 337
24. Houssaye, 1815, III. 616
25. Bourrienne II. 287
26. Bourrienne II. 287
27. Mémor. III. 523
28. Roederer 250/251
29. Fain 77/78
30. Lacour-Gayet 375
31. Lévy 488
32. Mémor. III. 549
33. Roederer 95/96
34. Pradt, Abbé de Taine 51
35. Taine 32
36. Pelet 8
37. Gourgaud II. 109
38. O'Meara I. 292
39. Roederer 96
40. Lévy 51
41. Taine 32
42. Mémor. III. 145
43. Vandal, Av II. 257
44. Rémusat I. 124
45. Antommarchi I. 216
46. Fain 192
47. Fain 115
48. Houssaye, 1815, I. 153
49. Mémor. I. 296
Ségur III. 308
Fain 290
50. Fain 290
51. Bourrienne III. 308
52. Fain 3. 57
53. Mémor. III. 145
54. Lacour-Gayet 367
55. Mémor. IV. 649/650

Der Führer

1. Mémor. I. 203
2. Lacour-Gayet 271
3. Bertaut 182
4. Bertaut 45
5. Gourgaud II. 460
6. Bertaut 166
7. Roederer 4
8. Bertaut 163
9. Gourgaud II. 424
10. Lacour-Gayet 241
11. Gourgaud II. 460
12. Stendhal, Vie 194
13. Mémor. I. 314
14. Gourgaud II. 461
15. Mémor. I. 316
16. Mémor. I. 315/316
17. Mémor. IV. 144
18. Ségur I. 300. 291
19. Stendhal, Vie 219
20. Lacroix 194
21. Ségur I. 300
22. Ségur I. 308
23. Antommarchi II. 110
24. Masson, Mad. 91
25. O'Meara II. 304
26. Puschkin, Lied vom weisen Oleg
27. Constant II. 167
28. Houssaye, 1814, 312
29. O'Meara II. 328

30. Houssaye, 1815, I. 153
31. Houssaye, 1815, II. 271
32. Lévy 279
33. Lévy 171
34. O'Meara I. 311
35. Mémor. III. 222
36. Marbot II. 16
37. Houssaye, 1815, II. 271
38. Ségur III. 285
39. Houssaye, 1815, II. 402
40. Ségur III. 351. 259
Marbot III. 200
41. O'Meara II. 180
42. Lacroix 250
43. Ségur IV. 76
44. Tiutschew, Auf dem Wege nach Kowno
45. Lacour-Gayet 200
46. Lacour-Gayet 201
47. Houssaye, 1815, II. 82
48. Mémor. I. 308
49. Lacour-Gayet 575
50. Mémor. II. 140
51. Gourgaud II. 346
52. Mémor. I. 296
53. Mémor. III. 267
54. Mémor. IV. 243
55. Mémor. I. 308/309
56. Roederer 122
57. Maurice Barrès. Les déracinés
58. Bertaut 170
59. Puschkin, Das Gastmahl während der Pest
60. Ségur II. 457
61. Thiébault IV. 250
62. Masson, Man. 54
63. Bourrienne V. 428
64. Vgl. Mereschkowskij, Das Geheimnis des Ostens
65. Gilgamesch IX. 206
66. Gilgamesch I. 1/51

Commediante

1. Abel 112
2. Stendhal, Vie 5
3. Macdonald 280
4. Maikow, Drei Tode
5. Lacour-Gayet 477
Masson, Fils 238
Masson, Jos. 296
6. Ségur V. 20
7. Ségur V. 34
8. Ségur V. 47
9. O'Meara I. 181
10. Gourgaud I. 182
11. Ségur V. 71
12. Rémusat I. 102
13. Bourrienne III. 499
14. Mémor. II. 513. 509
15. Mémor. IV. 181
16. Bourrienne I. 326
17. Mémor. III. 298
18. Rémusat III. 115
19. Mémor. IV. 197
20. Ségur II. 471
21. Constant I. 280
22. Rémusat I. 337
23. O'Meara I. 363
24. Thibaudeau 455
25. Lévy 341
26. Bertaut 181
27. Mémor. IV. 149
28. Vandal, N. et A. I.
II. 164

Das Schicksal

1. Masson, Sacre 5
2. Mémor. IV. 254
3. Constant II. 56
4. Constant IV. 245
5. Thiébault IV. 390/393
6. O'Meara I. 152
7. Gourgaud
8. Mémor. II. 60
9. Ségur II. 390
10. Ségur II. 380
11. Bloy 95. 97. 232
12. O'Meara I. 163
13. Tiutschew, Traum auf dem Meere
14. Bourrienne IV. 389
15. Mémor. IV.
16. Gourgaud II. 362
17. Miot de Melito I. 289
18. Ségur IV. 74
19. Marmont II. 42
20. Mémor. IV. 162
21. Houssaye, 1815, II. 393
22. O'Meara I. 363
23. Masson, Man. 267
24. O'Meara I. 185

25. O'Meara II. 334
26. Abrantès II. 53
27. Gourgaud II. 54
28. Ségur IV. 74
29. Marmont III. 340
Ségur IV. 81
30. Ségur II. 457
31. Ségur IV. 87
32. Mémor. IV. 158/159
33. Mémor. II. 60
34. Stendhal, Vie 287
35. Mémor. IV. 160/161
36. O'Meara II. 191
37. O'Meara I. 350
38. Rémusat I. 383
39. Rémusat III. 390
40. Dante, Purgat. XXX. 109
41. Mémor. IV. 151/152
42. Masson, Sacre 5
43. Roederer 84
44. Roederer 85
45. Rémusat I. 267
46. Rémusat I. 242
47. Lermontow
48. Fain 287
49. Ségur IV. 70
50. Mémor. III. 266
51. Antommarchi II. 54
52. Masson, Man. 567

INHALTSVERZEICHNIS

I. NAPOLEONS LEBEN

MORGENDÄMMERUNG

Kindheit 1769—1779 3
Die Schule 1779—1785 13
Der Artillerie-Leutnant 1785—1792 27
Toulon 1793—1794 43
Vendémiaire 1794—1795 51

SONNENAUFGANG

Italien 1796—1797 64
Ägypten 1798—1799 79
Der 18. Brumaire 1799 92

MITTAG

Konsul 1799—1804 120
Kaiser 1804 134
Siege 1805—1807 146

ABEND

Der Zweikampf mit England 1808 159
Die Erhebung der Völker 1809 167
Die Dynastie 1810—1811 176
Moskau 1812 185

SONNENUNTERGANG

Leipzig 1813 203
Die Abdankung 1814 211
Elba. Die hundert Tage 1814—1815 230
Waterloo 1815 243

NACHT

Die zweite Abdankung 1815 269
Der ‚Bellerophon' 1815 283
Sankt Helena 1815—1821 297
Der Tod 1821 316

II. NAPOLEON DER MENSCH

Napoleons Richter 331
Der Ordner des Chaos 352
Der Herr der Welt 363
Der Mann aus Atlantis 382
Gut oder böse? 406
Der Arbeiter 439
Der Führer 456
Commediante 482
Das Schicksal 494

ANHANG

Literatur 519
Literaturhinweise 521
Inhaltsverzeichnis 535